J. Jacoby's

Bilder und Zustände.

Erstes Bändchen.

Bilder und Zustände

aus Berlin,

von

J. Jacoby.

Erstes Bändchen.

WISSENSCHAFTL. BIBLIOTHEK BERLIN

Altenburg,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei.
(In Commission bei Otto Wigand in Leipzig)
1833.

Tc 7528
-1-

Inhalt des ersten Bändchens.

Seite

I. Verordnung wegen der Repräsentation des Volks 1

II. Der dritte August 6

III. Der Herzog von Reichstadt 16

IV. Die Juden. 24

V. Zeitungen und Journale 51

VI. Närrisches. 124

VII. Censoren 147

VIII. Preußische Sentimentalität 154

IX. Berlinischer Liberalismus. 165

Seite

X. Ein Blatt aus der neuesten Geschichte . . . 171

XI. Komisches Intermezzo 179

XII. Trauriges 200

XIII. Burschikose Weltanschauung und Berliner Studentenleben 207

XIV. Die Franzosen und Wir 274

I.

Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc.

Durch unsere Verordnung vom 30. vorigen Monats haben Wir für unsere Monarchie eine regelmäßige Verwaltung, mit Berücksichtigung der früheren Provinzialverhältnisse, angeordnet.

Die Geschichte des preußischen Staates zeigt zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften

der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt.

Damit sie jedoch desto fester begründet, der preußischen Nation ein Pfand Unseres Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unseres Reichs mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführet haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde, als Verfassung des preußischen Reiches, dauerhaft bewahrt werden, haben Wir Nachstehendes beschlossen:

§. 1.

Es soll eine Repräsentation gebildet werden.

§. 2.

Zu diesem Zwecke sind

a) die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhan-

den sind herzustellen, und dem Bedürfnisse der Zeit gemäß einzurichten;

b) wo gegenwärtig keine Provinzialstände vorhanden, sind sie anzuordnen.

§. 3.

Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landes-Repräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.

§. 4.

Die Wirksamkeit der Landes-Repräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, betreffen.

§. 5.

Es ist ohne Zeitverlust eine Commission in Berlin niederzusetzen, die aus einsichtsvollen

Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen soll.

§. 6.

Diese Commission soll sich beschäftigen:

a) mit der Organisation der Provinzialstände;

b) mit der Organisation der Landes-Repräsentanten,

c) mit der Ausarbeitung der Verfassungs-Urkunden nach den aufgestellten Grundsätzen.

§. 7.

Sie soll am ersten September dieses Jahres zusammentreten.

§. 8.

Unser Staatskanzler ist mit der Vollziehung dieser Verordnung beauftragt und hat Uns die Arbeiten der Commission demnächst vorzulegen.

Er ernennt die Mitglieder derselben und führt darin den Vorsitz, ist aber befugt, in Verhinderungsfällen einen Stellvertreter für sich zu bestellen.

Urkundlich unter Unſerer höchſt eigenhändigen Unterſchrift und beigedrucktem Königl. Inſiegel. So geſchehen, den 22. Mai 1815.

(L. S.)

Friedrich Wilhelm.

K. Fürſt v. Hardenberg.

(Geſetzſammlung für die Königl. preußiſchen Staaten 1815, Nr. 290, Seite 103.) — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

II.

Der dritte August.

Es iſt heute der Geburtstag unſeres geliebten Königs.

Allenthalben wird Patriotismus losgelaſſen, in ſchlechte Verſe gebracht, in triviale Bilder lithographirt und von der lieben Gaſſenjugend auf dem Exercierplatze in unzähligen Knallraketen verdampft. Die Alten haben ihren Patriotismus in Weißbierflaſchen aufgezogen und nehmen ihn heute in vollem Maße zu ſich — aus purer Vaterlandsliebe. Der Springbrunnen auf dem grandioſen Platze vor dem Muſeum ſoll heute zum erſten Male ſeine Waſſerkünſte produciren und zur allgemeinen Erbauung wäſſerigen Patriotismus an das Tageslicht fördern.

Wie das durch die Straßen wogt und brauſ't! Neue Röcke und aufgeputzte Geſichter ſtoßen ſich

an einander und ſtrömen zum Brandenburger Thore hinaus, um friſche Luft und friſchen Patriotismus einzuathmen.

Faſt nur abgenutzte Silbergroſchen-Phyſiognomien! Wenn man alle die Gedanken, welche auf dieſen berliner Stirnen thronen, zuſammenfaſſen könnte — man wird kaum ſo wenig finden, als dazu gehört, um in Süddeutſchland Cenſor zu ſein. Und das will viel ſagen!

Nur hier und da ſieht man ein weiches, elegiſches Geſicht, das vielleicht an die Bundestagsbeſchlüſſe, an die begrabene deutſche Freiheit und an unſere Staatszeitung denkt. Ueber wenige ergraute Geſichter, die Penſion genießen, zieht die Bedeutung des heutigen Tages wie ein Strahl dahin, und netzt ihr Auge mit Freudenthränen. Sie ſchütteln einander die Hände und rufen mit halberſtickter Stimme: es lebe Friedrich Wilhelm der Dritte!

Denn die Leute, welche jetzt durch die Straßen wallfahren, ſind ein blödes, dünkelhaftes, ge-

meines Volk. Die Illumination, der Skandal und vor Allem das stete Tabackrauchen im Thiergarten treibt sie hinaus und ihr verschrumpftes Eckensteher-Herz hat keinen Raum für einen Gedanken, der nicht mit Weißbier in Verbindung steht.

Auch ich befinde mich unter den Gassen-Patrioten und ein freudiger Schmerz durchzuckt meine Seele. Ich hatte ihn zu Papier gebracht und ihn Sr. Majestät überreichen lassen. Er war mit Thränen getränkt gewesen, als ich meine Gedanken niederschrieb; und da der König gewiß die Kunst versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, so werden meine Thränen ihm gar wehmüthig entgegengeflimmert und ihm das verkündet haben, was ich verschwieg, der Censur halber verschweigen mußte.

Sie werden ihm erzählen von den getäuschten Hoffnungen der Besseren seiner Nation, von der verfehlten welthistorischen Bestimmung Preußens, von den Seufzern, die gehört worden sind auf den Gräbern der im Jahre 1813 für die ver-

heißene Freiheit Gefallenen und von der nichtswürdigen Geistesknechtschaft durch die Censur.

Und wenn sein Verstand so groß ist wie sein Herz, so wird er weinen. —

Freudiger Schmerz durchzuckt heute meine Seele und die Seele aller derer, die ernst sind und es meinen. Freude, dankbare, innige Freude im tiefsten Herzensgrunde weil es uns wieder vergönnt ist, das Geburtsfest unseres wackeren, frommen und gnädigen Königs zu begehen, weil die Zeit an ihm vorübergestreift ist und weil sein Auge noch ungeschwächt und mild-klar leuchtet.

Wenn er jetzt vorüberführe, ich würde die Kleinen auf meinem Arme in die Höhe heben und ihnen zurufen:

„Seht da — das ist der Vater des Vaterlandes, prägt Euch seine Züge in das Gedächtniß. So sieht ein guter König aus, dessen Herz für die Unglücklichen schlägt, der die Hütten der Nothdürftigen besucht und dessen Feuerauge über Alles wacht.

Ihr gehet vielleicht schlimmen Zeiten entgegen. Wenn Euch alsdann das Herz bricht, so begebt Euch auf sein Grab, weinet Euch aus und flehet seinen Geist um Schutz an."

Das ist der Lichtblick des heutigen Tages. Aber er hat auch einen stechenden Schlangenblick, der das Auge erstarren und das Blut in den Adern stocken macht. Es ist ein Blick, der geisterhaft durch meine Träume zieht; es ist ein Gedanke, der mich das aufkeimende Geschlecht beweinen läßt, für das wir zu kämpfen berufen sind.

Der König ist sterblich!!

So lange sein großes, religiöses Herz schlägt, so lange appelliren wir an den Gottesgeist in seinem Innern. Wenn auch Vieles nicht so ist, wie es sein sollte, wenn auch Preußen für jetzt seine große Bestimmung vergessen hat — wir geben uns zufrieden, denken, sagen es unsern Kindern vor und wiegen damit die Schmerzen zur Ruhe, welche die nichtswürdige Gegenwart hervorrufen läßt:

„Ein solcher König wird mit keiner Unwahrheit in die Grube fahren; er wird sein Wort halten und es erfüllen, sobald die Zeiten sich erfüllt haben.“ —

Aber könnten sich nicht die Zeiten dahin erfüllen, daß er eingesargt würde, er und sein Versprechen?! — — — — — — — —

Heiliger Gott — wenn wir alsdann consequent auf dem Wege fortfahren, den wir betreten haben, wenn sein Auge nicht mehr als Hoffnungsstern durch die Todesnacht leuchtet, wenn das gierige, finsterſüchtige Rußland auf der einen und — — — — — — — — Oestreich auf der andern Seite uns in ihre Liebesarme nehmen — was wird alsdann aus dem schönen Preußen werden, dessen Urgedanken Licht und Freiheit waren; was werden unsere Kinder zu uns sagen, die wir den Gesellschaften lasen und ins Königsstädter Theater gingen, indeß die übrigen civilisirten Völker ihre Nachkommen durch Constitutionen gegen die Willkür der Tyrannen sicher stellten?!

Sie werden uns fluchen und uns verhöhnen!

Darum Leben und Heil Friedrich Wilhelm dem Dritten; aber Wehe über den Weg, den gewisse Leute vorgezeichnet haben.

Das ist der Wahlspruch, der an die Spitze dieses Buches zu stellen ist.

Auch die Geschichte wird ihn einst als Motto für die Regierungszeit des Königs annehmen und der Enkel es andächtig nachsprechen.

Das Herz wird mir warm und das Auge naß. Soll, darf es so bleiben?! Haben wir darum einen Friedrich den Großen gehabt, darum Oestreich gedemüthigt, darum die Schlachten von Leipzig und Waterloo geschlagen, damit das theuerste Gut, die Freiheit der Schrift abhängigen Beamten anheimfalle, damit unsere Ständeversammlungen

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

O Friedrich Wilhelm, wenn doch durch dein großes Herz auch ein großer Gedanke zöge, wenn

deine Ahnen zu dir herniederſtiegen, und dich an das mahnten, was zu erfüllen dein Beruf iſt; wenn du wüßteſt, wie ſtreng die Nachwelt, wie gereift die Mitwelt iſt und wieviel Unheil und Jammer du durch eines deiner mächtigen Herrſcherworte von der Zukunft zu nehmen im Stande biſt!

Wir haben dir deinen Thron wieder gegeben und die blutigen Leichen unſerer Theuren ſind die Schilder geweſen, auf denen du in die Stadt deiner Ahnen wieder eingezogen biſt. Was war es, was damals durch die Jünglingsherzen brauſ'te, den Todesmuth in ihre Seele hauchte, und ſie ihr junges Blut auf den Schlachtfeldern verſprühen ließ?!

Es war der Zauberruf der von dir zugeſagten Freiheit, es war der Gedanke an die deutſche Nationalität.

Und was iſt geſchehen?!

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

In jedem dieſer Gedankenſtriche liegt eine Anklage, die all' die ſchönen Schul- und Finanz-Einrichtungen des preußiſchen Staates nicht hinwegzuwaſchen im Stande ſind. Wenn jetzt ein zweiter Körner ſeine Lieder ſänge, Herr Grano würde ſie ſtreichen und ihn Demagoge ſchimpfen! —

Die Tempel und Paläſte, die du gebaut, werden zertrümmert werden und die Thränen der Armen, die du getrocknet, werden wieder hervorbrechen.

Gibſt du aber deinem Volke die Freiheit, ſo wird dein Andenken ewig ſein, ewig wie die Freiheit ſelber!

Es iſt Nacht geworden. Ein leichtes Gewitter hat die Luft abgekühlt und erquickt die luſtwandelnde Menge. Ob wohl durch ihr Herz der Drang nach etwas Beſſerem zieht, ob ſie wol die Aufgabe und den Ernſt der Gegenwart ahnen?!

Wenn ſie auch die Zukunft nicht mehr erleben, ſo erleben ſie doch gewiß die Sterne da

droben und ſehen es noch einmal mit an, wie die preußiſche Deputirtenkammer in Berlin zuſammenkommt und wie die Cenſoren zum Teufel gejagt werden.

Um mich her wird geſchoſſen und gejubelt. Kein Gensd'arme läßt ſich ſehen: darum iſt Alles preußiſch-ruhig.

Die blonden, rothwangigen Jungen gehen mit Feuergewehren wie mit Seifenblaſen um, dampfen Pulver los und freuen ſich über den Knall und den Geburtstag.

Ihr lieben Kleinen — ihr Vertreter der beſſeren Zeit — haltet euch brav und übt euch nur frühzeitig in dem Kriegerhandwerk. Ihr werdet ſeiner gar ſehr bedürfen und werdet noch oft im Pulverdampfe ſtehen.

Aber — — — — — — um der Freiheit willen! —

III.

Der Herzog von Reichſtadt.

So eben kommt die Nachricht von ſeinem Tode an.

Das iſt ein antiker Gedanke, der durch Clio's Seele blitzte, das iſt die tragiſche Nothwendigkeit, welche erſchütternd das Napoleoniſche Drama beendet.

Ich habe dich begriffen, du hehre Göttin, und bete dich im Staube an. Groß biſt du und mächtig, wenn das Heldenſchwert und der Lorbeerkranz deine glühende Stirne ſchmückt, wenn dein flammendes Angeſicht entſcheidend über Schlachten leuchtet, wenn du im Kanonendonner den Völkern dein Nemeſislied verkündeſt; tief biſt du und nur Wenigen verſtändlich, wenn es ironiſch um deine Lippen zuckt, wenn, damit dir vor ungeheuerem Schmerze die eigene Bruſt nicht ſchmilzt, ein gött-

licher Spaß, ein heiteres, roſiges Frühlingslächeln durch dein Auge zieht; aber heilig biſt du und himmliſch, wenn du mit dem Cypreſſenkranze einherſchwebeſt, wenn elegiſche Geiſtertöne über deine rieſige Harfe hingleiten, wenn du die Vergangenheit in der Gegenwart verſühneſt und im wehmüthigen Ernſte dich offenbareſt.

So ſchaute ich dich jüngſt, als du den Todeskuß auf das Antlitz des Kaiſerſohnes drückteſt. Du hatteſt ſeinen Vater, er hatte dich erhoben; ihr waret Beide eines geworden. Du hatteſt ihn in den Götterrauſch eingewiegt, Kronen und ewige Kränze über ihn geſchüttet und ihn im Triumphzuge durch die Welt geführt; du begleiteteſt ihn auf den Felſen, reichteſt ihm dort deinen eiſernen Griffel und grubeſt ihm mit eigener Hand das Grab. Sollte das große, mächtige Gedicht jetzt in eine ſchale, öſtreichiſche Familiengeſchichte enden?! — Nein — das vermeidet jeder menſchliche Poet, wie viel mehr du, die du die Poeſie ſelber biſt. —

Die alten Begebenheiten tauchen wieder auf; und sie werden mir klarer und bedeutsamer, da ich dich, wie den Gottesgeist über das werdende Chaos, — da ich dich, schöpferische und bildende Clio, über sie dahinschweben sehe.

Als sie den Kaiser begraben hatten, glaubten sie die Revolution mit eingesargt zu haben. Auf St. Helena schlummert der, welcher sie allein zu bekämpfen im Stande gewesen wäre; und die Revolution flog, trotz der Millionen Bajonette, lustig davon, nistete sich in alle Herzen ein und sang dort, während der Restauration, ihr vorbereitendes Lied. Die hohen Herren hatten sich ihre Schlafmützen zurecht gesetzt, ihre Throne recht weich und behaglich auspolstern lassen, den alten, bunten Kram wieder hervorgesucht und gedachten, sich auf ein paar Jahrhunderte von dem großen Werke auszuruhen und zu tournieren und zu jagen und zu beten. Wie haben sie sich geirrt!

Wenn man die Gruft von St. Helena aufschüttet, findet man den Ruhm, den Schmerz um

eine verlorne Welt und große Gedanken begraben; — aber nicht eine Faser von der Revolution. Die ist noch nicht einmal emancipirt, und sollte schon bestattet sein? Wir hoffen auch sie, wenn das Werk vollendet ist, mit Gottes Hülfe einst zur Ruhe zu bringen, wir gedenken ihr ein recht schimmerndes, ausgeputztes Grab zu geben. Rathe einmal Jeder, wenn das bestehen wird? — — —

Neulich komme ich in die vollständigste hiesige Leihbibliothek und fordere: Napoleons Memoiren. Der Mann erwiederte, die wären verboten. —

Wie lächerlich! Ein solches Werk verbieten, heißt, die Geschichte verbieten. Denn daß es echt sei, glaubt man doch gewiß. Wehe — wenn es falsch sein sollte! Dann gäbe es irgendwo einen zweiten Napoleon Buonaparte. — Es wäre freilich bequem, wenn man so ganze Partieen aus der Geschichte streichen und andere auf Velinpapier mit großen goldenen Lettern drucken lassen könnte. —

So eben bringt mir mein Diener ein harmloſes Gedicht zurück, worin ich für ein hieſiges Journal einige Gefühle über den Tod des Herzogs von Reichſtadt eingekleidet und das mir der Cenſor ganz geſtrichen hatte. Was für dicke, ſtark aufgetragene Kreuz- und Querzüge mit blauer Dinte über das unſchuldige Papier! Als wenn der ganze Staat wankte, als wenn er bis in ſeine Grundſäulen erſchüttert worden wäre. Du armer Staat! wie bedauere ich dich, wenn du dich vor einem ſchlechten Gedichte auf den todten Sohn deines todten Feindes zu fürchten Urſache haſt! —

Was ſoll ich nun aber mit meinen Gefühlen machen? Ich will ſie ſo gut, als möglich, in Proſa umwandeln und ſie dir, mein geneigter Leſer, als Angebinde darreichen.

In einer ſilbernen Wiege *) umgaukelten ihn die erſten Tage.

---

*) Hiſtoriſch.

Was für Pläne, was für Entwürfe schweb-ten um den kleinen Raum. Habsburgs Ahnen sandten ihre Wünsche für den erlauchten Sprößling hernieder, der Kaiser lauschte den Athemzügen des geliebten Sohnes und Könige und Königinnen kos'ten mit dem beglückten Kinde. Roms Krone schmückte sein Haupt.

Böse, schicksalsschwere Träume sind indessen vorübergegangen, haben den Knaben aus dem schönen Erblande verscheucht, ihm den Scepter und die Rosen auf den Wangen genommen.

Ueber das Meer kamen Seufzer her und legten sich an das kleine Herz.

Und das kleine Herz brach; denn es war groß. —

Uns erzählen die Ammen Mährchen. Ihm erzählte die Geschichte eine Mähr, die ernst und schauerlich in sein Jünglingsleben hineingriff. Dazu schlug die Riesenharfe der Zeit elegische Rhythmen. Das Lied sang von dem großen Titanen, von den neidischen Göttern und dem hämischen,

schnftigen Menschengesindel; es sang von dem Kaiser, von St. Helena, von dem Vater ohne Sohn, von dem Sohne ohne Vater. —

Und so wurde der Jüngling zu Tode gesungen und ruht jetzt wieder auf der Wiege. Die Klagegeister durchweinter Tage und Nächte schlummern auf seiner Stirne. Die alte Krone schmückt wieder sein Haupt. Denn Roms Krone — das ist der Leichenkranz; der gebührt der todten, vermoderten Stadt.

Auch der Kaiser naht sich seinem sterbenden Sohne, der ihm lebend nicht vergönnt war, und beugt sich über ihn und küßt die letzte Gluth von dem erlöschenden Auge weg.

Also mußten sich die Zeiten erfüllen.

Was soll das Titanenblut unter dem Menschengeschlechte? Er ist als Jüngling gestorben, rein und unbefleckt. — Unerfüllte Träume sind im Grabe ein weiches, luftiges Kissen, aber im Leben neckische, höhnische Gestalten.

Auf der Stätte von St. Helena blühen keine Blumen, singt keine Nachtigall. Das Meer braus't dort in Wogendonner sein ewiges Sturmlied, eherne Männertritte schreiten des Nachts über das Grab und aus der Asche des Todten keimen die Rachegeister künftiger Schlachten.

Aber auf dem Hügel des Jünglings wird es grünen und blühen!

Denn die Schmerzen, die er mit in die Gruft genommen, wuchern noch unter der Erde fort, kommen als blasse Blumen hervor, oder flüchten sich in die Kehle einer Nachtigall, die gewiegt auf luftigen Zweigen über dem Grabe des Napoleoniden seine Schmerzen der Mit- und Nachwelt flötet und klagt.

IV.

Die Juden.

Ich kam neulich in einer vornehmen Gesellschaft mit dem ewigen Juden zusammen.

Er hatte den Bart abgelegt und roch nicht mehr nach Knoblauch. Er trug einen schwarzen, modernen Frack, eine Brille und den Casanova unter dem Arme. Er sah blaß und krank aus und statt der Zerknirschung und des Ekels an dem Erdenleben zuckte der Hohn um seine Lippen.

Ich fragte, wie es ihm gehe und ob er in der jetzigen Zeit, wo so Vieles begraben werde, nicht die Hoffnung hege, endlich seinen Körper der Erde wieder geben zu dürfen.

Er antwortete: Das wünsche ich jetzt gar nicht mehr. Als die Welt gesund und lebensfrisch war, da spielte ich mit meinem modernden, halb-

verwes'ten Körper eine schlechte Rolle und mein Leichengeruch mochte mit dem Blumenduste keine Harmonie bilden. Damals hatten die Jugendlichen und Gesunden ein Recht, das umherwankende Gespenst zu verhöhnen und ihm zuzurufen: wie lastet der Fluch Gottes auf Dir, der Du seit Jahrtausenden wechselnde Gestalten siehst, die, wenn sie ihr zeitliches Ende erreicht haben, sterben, um verjüngt wieder aufzuerstehen. Du allein kennst den Tod und die Auferstehung nicht, Du mußt den uralten Körper und die verhaßte Larve durch die Ewigkeit fortschleppen. Sieh uns an; wir leben, um uns ins Dasein zu verklären und uns zu metamorphosiren, wenn diese Bestimmung erfüllt ist. Denn der Tod ist der Triumph und die Versöhnung der irdischen Dinge, wie ein ewiges, fleches Leben ihr Fluch. Also sprachen sie; und ich fühlte das Gewicht ihrer Worte, wenn ich gewahrte, wie frisch und kräftig Alles emporwuchs und den Keim des gesunden, bedingten Lebens in sich trug. Auf welche Weise ist man mit

mir umgegangen! Tausendfach hat man mich mit allen erdenklichen Martern gemordet, man hat mir das alte Haar ausgerauft, man hat mich lebendig begraben. So wollte man den Sohn Gottes sühnen, dessen zeitlichen Tod ich verschuldet. — Was hab' ich ertragen! Durch alle Länder der weiten Erde bin ich gepeitscht worden, und wenn ich ein stilles Asyl gefunden, da rüttelten sie mich auf, jagten mich von dannen und riefen mir nach: Ewiger, alter Jude!

Und ich flüchtete in die Wälder und in die Berge. Aber die Hügel riefen mir zu: Hebe Dich weg! Wir kennen nicht die Ewigkeit; auch uns zertrümmert die Zeit. Du allein bist der ewige Jude!

Und schaute ich zur Sonne empor, und blickte ich zur Erde hernieder, so grins'ten sie mich an und höhnten mich aus. „Auch wir sterben. Du allein bist der ewige, alte Jude!"

Da flehte ich zu Jehovah, dem alten, ewigen Gotte:

Der Du gleich mir alt und ewig biſt, räche mich, räche meine Qualen an dieſem Menſchengeſchlechte. Laß es krank und ſiech werden, vergönne ihm kein Grab, in das es ſeinen Körper verſenkt und aus dem es verjüngt und verklärt emporſteigt.

Und die Zeiten haben ſich erfüllt!

Die Welt iſt faul geworden und in Verweſung übergegangen. Sie weiß es und fühlt es am Modergeruche. Die alten Lebenswerkzeuge ſind abgeſtorben und wollen ſich dennoch geltend machen. Die neuen ſind zum Theil noch nicht gefunden, zum Theil zurückgedrängt. Darum irren allenthalben Geſpenſter umher; nirgends findeſt Du friſche, kräftige Geſtalten, nirgends wehet der zauberiſche Hauch des jugendlichen Lebens; mit einem Worte, die jetzige Welt iſt ein ewiger Jude, der ſich nicht zur Ruhe begeben darf, obgleich ſein Zeitliches gekommen.

Darum fühle ich mich jetzt in dieſem Chaos

ſo behaglich, und kühle meinen Rachedurſt und wünſche ihn noch lange zu ſättigen. Wie mir damals, zur Zeit der römiſchen Kaiſer, wohl ums Herz wurde, als ich die Welt, gleich mir, zerriſſen und vermodert, als ich die alten Götter erbleichen und die Menſchheit vergebens nach etwas Neuem, Beſſerem ringen ſah, und als ganze Geſchlechter, gleich Geſpenſtern, durch das Leben zogen; ſo erfüllt mich der jetzige Zeitpunkt mit Wolluſt, da mir allenthalben veraltete Satzungen und Leichname entgegentreten, da man nicht im Stande iſt, die morſchgewordene Hülle abzuſtreifen und ſich, gleich mir, in unſeligem Lebensüberdruſſe umhertreibt.

Jetzt iſt die Reihe an mir, zu necken, zu potten, zu höhnen. Jetzt eil' ich durch die Städte und ſinge ein Schandlied, das, wie Scorpionenſtich, ihnen in die chriſtlichen Ohren klingt.

„Du einſt ſo jugendliche Welt — wie biſt du, gleich mir, alt geworden und darfſt dich, gleich mir, nicht zur Ruhe legen. Wie wankt

dein morſcher Leib, wie ſchlottern deine Glieder, wie peſtartig iſt dein Geruch.“

„Du chriſtlich germaniſches Zeitalter — wie biſt du abgeſtorben und doch mit deinen Domen, Burgen und Palläſten nicht zuſammengeſtürzt.“

„All' Ihr Erdenſöhne — wie fühlt Ihr es im Herzensgrunde, daß Ihr nicht mehr der Gegenwart angehört. Wie ſehnſüchtig ſchaut Ihr der Zukunft entgegen, und dürft ſie doch nicht erfaſſen und den müden Leib beſtatten.“

„Und die Kunſt, die Ihr die ewig lebendige nanntet, wie iſt auch ſie im Tumulte zerfetzt und zerriſſen worden, wie friſtet ſie durch Caricaturen des Heiligen und durch Fratzen ihr kümmerliches Daſein!“

„Und Du Nazarener, Du Chriſtengott, der Du in ewiger Jugendfriſche den Strahlenthron zu bewahren glaubteſt, wie biſt auch Du alt geworden, wie wär' es Zeit, daß auch Du Dir ein recht tiefes Grab grübeſt. Der St. Simonismus hat Dich benagt und Dich aus dem

Himmel gestürzt. Auch Du bist jetzt ein ewiger Jude! — —"

Also sing' ich in meinem Ingrimme und lasse den giftigen Blutstrahl aus meinem Herzen hervorzischen und besudele Alles. Die Schatten beschwöre ich herauf und höhne sie aus, und zeige ihnen ihre Nachkommen, wie sie sich abquälen zu sterben. Und wo ich etwas finde, was noch kräftig dasteht und mir, dem Todmüden, unähnlich ist, da spritz' ich meinen Geifer auf die Heroengestalt und suche sie in die Gespensterwelt herabzuziehen. Göthe muß ich herunter haben; er lebt mir im Tode noch zu sehr. —

Da erfaßte mich ein Grauen und ich sprach zu ihm:

Als Du einen langen Bart, schmutzige Kleider und noch schmutzigere Gewohnheiten und Ceremonien an Dir trugst, zog ein ungeheurer Schmerz für Dich durch meine Seele und ich fühlte das Tragische Deiner jüdischen Pilgerfahrt durch die christliche Welt. Als Einer aus

Deinem Geſchlechte wußte ich die tiefe Bedeutung Deines wunderlichen Aufzuges zu würdigen.

Jetzt haſt Du äußerlich den Juden abgelegt, läſſeſt Dich raſiren, ſpeiſeſt an der table d'hôte, gehſt ins Theater, beſuchſt die Kirchen, lieſeſt Voltaire, dichteſt erotiſche Verſe, trägſt einen Frack, kurz biſt ein moderner Mann geworden.

Nur innerlich haſt Du den verderbten Juden Dir bewahrt, den Ingrimm, den Rachedurſt, den Zorn, die Liſt, die Falſchheit, die Wuth und den unverſöhnlichen Haß gegen Chriſten und Chriſtenthum.

Dieſen ſendeſt Du als vernichtende Feuerrakete in die allgemeine Verwirrung hinein und weideſt Dich an dem Weltenbrande.

Die Beſſeren Deines Geſchlechtes ſagen ſich von Dir los und verfluchen Dein Treiben.

Die alte Zeit wird begraben und die neue errungen werden. An Beidem wollen wir treulich

mitarbeiten und man wird uns das gemeinsam Erkämpfte mitgenießen lassen. — —

Er schüttelte höhnisch das Haupt und empfahl sich mir, indem er zu Jagor ging.

2.

In einem hiesigen Blatte stand neulich: Die Juden wären unter unserer gerechten Regierung noch gar nicht genug gedrückt.

Das fiel mir schwer auf das Herz und zog sich in meine Träume hinein.

Ich war ein reicher Mann, konnte geläufig Französisch sprechen, sehr gut den Damen die Cour machen, einen sehr devoten Bückling schneiden, hatte einen blühenden Schnurrbart und zwei allerliebste Töchter. Ich wollte also die diplomatische Carriere einschlagen. Ging zu Sr. Excellenz hin und stellte mich ihm vor. Er war mit meinen Eigenschaften zufrieden und sagte sehr höflich: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren."

Nun — dachte ich in meinem Traume weiter — daß Juden nicht Diplomaten werden können,

finde ich sehr recht. Sie sind gar zu schlau und haben aufgeweckte Köpfe. Die würden lauter Talleyrands und Metternichs abgeben und die Diplomatik noch mehr verdrehen. Ueberdies müßten diejenigen Monarchen, die keine Juden unter ihren Unterthanen zählen, zu kurz gegen die kommen, welche aus ihrer Mitte Minister und Legationsräthe erwählen. Kannst du nicht als Diplomat auftreten, so willst du Jurist werden. So'n Präsident ist auch nicht von Stroh. Meine Zeugnisse waren in Ordnung, ich hatte viele Gönner, man hatte meine Kenntnisse vom praktischen Rechte bis in den Himmel erhoben. Ging zu Sr. Excellenz hin und stellte mich ihm vor. Er war sehr höflich und sagte: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren."

So will ich denn als Professor der Philosophie mein Heil versuchen, die doch wenig, oder gar nichts, mit dem Judenthume zu schaffen hat. Ich machte ein glänzendes Examen, schrieb eine Dissertation, die wirklich ausgezeichnet war, pro-

movirte und glaubte ein gemachter Mann zu sein Ging zu Sr. Excellenz hin und stellte mich ihm vor. Er war sehr höflich und sagte: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren."

Ich schrieb an Se. Majestät, legte Zeugnisse von den bedeutendsten Männern bei, die alle beurkundeten, ich wäre ein großer Orientalist und könnte sehr die Wissenschaft bereichern, wenn mich der Staat, wie so viele andere Gelehrte, auf seine Kosten nach Paris reisen lassen wollte. Der König war sehr herablassend gegen mich und erwiderte: „Als Jude unterstütze ich Sie nicht."

Ich versuchte es als Historiker, Mathematiker, Physiker, Astronom, Pharmaceut; ich bemühte mich im Bau-, im Militär-, im Rechnungsfache angestellt zu werden. Se. Excellenz waren sehr höflich und sagten: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren."

Da ich nun durchaus ein Amt haben wollte, so meldete ich mich zum Nachtwächter. Ich stellte dem Communalvorsteher vor, daß ich so gut, wie

irgend Einer ſchlafen könne, und daß ich meinem Poſten Ehre machen werde. Er war ſehr höflich und ſagte: „Als Jude iſt es unmöglich, Sie einzurangiren.“

Ich war Willens, unter die Polizei zu gehen, weil ich eine Turteltauben-Höflichkeit beſaß. Man war auch ſehr höflich gegen mich und ſagte: „Als Jude iſt es unmöglich, Sie einzurangiren.“

Ich wollte Cenſor werden. Mein Patriotismus war bekannt; ich hatte einmal zu einem hohen Geburtstage ein Feſtgedicht geſchrieben; ich hoffte auf keine abſchlägliche Antwort. Man war ſehr höflich gegen mich und antwortete: „Als Jude können wir Sie nicht einrangiren.“

Ich erwachte und ärgerte mich über meinen dummen Traum. Bei uns, in Preußen, iſt es zwar ganz eben ſo, aber die Juden haben doch auch Vorrechte und Privilegien.

Sie brauchen keinen Zettel auf der Bruſt zu tragen, worauf „Jude“ geſchrieben ſteht und können, wenn ſie ihr Geld bezahlen, ſich in den

ersten Rang der königl. Oper setzen und dem ganzen Hofe ins Angesicht sehen. Wenn ihnen Jemand Injurien an den Hals wirft, haben sie das Recht, ihn zu verklagen. Sie dürfen auch zu Stehely gehen und Kaffee trinken und die Zeitungen lesen und über die ganze Welt raisonniren. Geld können sie zusammenscharren, so viel sie wollen, und es wieder wegwerfen, wie es ihnen beliebt. Dagegen hat Niemand etwas. Wenn Krieg wird, dürfen sie sich so gut, wie jeder Andere, todschießen lassen. Die Ehre genießen sie auch. Sie dürfen im Theater den Tänzerinnen auf die Waden sehen und dann patriotisch sein, und Verse und schlechte Witze machen und lachen und weinen und Kinder in die Welt setzen. Sie dürfen in Tivoli rutschen, sich Equipagen und Diener und Maitressen halten und sogar unter den Linden wohnen, neben dem prinzlichen Pallaste. Ihre Frauen dürfen Staat im Staate machen und es ist ihnen nicht verboten, geistreich zu sein und schwarzes Haar und feurige Augen zu haben. Wenn

ſie an Schulden laboriren, ſteckt man ſie eben ſo gut ein, wie die ehrlichſte Chriſtenſeele. Es darf ſie Niemand ungeſtraft todtſchlagen; und wenn ſie geſtorben ſind, werden ſie begraben.

Darf der Jude mehr verlangen?

3.

In jeder Zeit werden ſich Männer aufweiſen laſſen, deren Wirkungskreis in eine vergangene Periode hinüberreicht, welche ſie begründen halfen, in ihr den Impuls für die jetzige Geſtaltung der Dinge gaben und doch von dieſer fern, ja unerreichbar fern geblieben waren.

Die Gewalt der Begebenheiten wurde mächtiger als ſie; die Zeit brauſte fort, indeß ſie über das, was ſie gethan, reflectirten. Ein neues Geſchlecht reifte unter ihren Augen, bildete ſich an ihrer Weltanſchauung heran und warf dieſe von ſich, nachdem es ihren Honigſeim in ſich eingeſogen hatte.

Denn auch der bedeutendſte Menſch lebt inſofern nur für ſeine Zeit, inſofern unter dieſem

Ausdrucke eine förmliche Assimilation, ein lebendiges, unmittelbares, unwillkürliches Zusammenhängen der Zeitgenossen mit dem Individuum verstanden wird. Er wirkt, gibt den Anstoß für alle Zeiten, gehört aber als integrirender Theil nur einer bestimmten Zeit an, deren mehr oder minder große Ausdehnung von seinem Wirkungskreise und von andern Zufälligkeiten abhängt.

Kann, darf es anders sein?

Der Heros trägt auf seinen Geniusschwingen den Frühling und die Nachtigallen in die kalte, starre Winterwelt hinein und eilt seiner Zeit voraus. So lange er in der Gegenwart die Zukunft vorarbeitet, ist sein Gedankenwerk allumfassend, unsterblich. Sobald seine vorbereitete Zukunft zur thatsächlichen Gegenwart wird, enthält sie in Bezug auf ihre Universalität den Keim der Vernichtung in sich. Der größte Geist, welcher sich im Menschen offenbart, ist vermöge seiner auf eine gewisse Form angewiesenen Subjectivität nur Gestaltungen hervorzubrin-

gen im Stande, welche den Typus seiner Zeit und seines Wesens tragen und deren Ewigkeit in ihrer ewigen Metamorphose und in ihrer Anregung liegt. Die gepriesensten Kunstwerke haben nur eine todte, nie eine lebendige Ewigkeit. Wie herrlich auch die epischen und plastischen Kunstformen der Alten in unser modernes Wesen hineinreichen mögen, — sie sind lebloſe Geister, denen durch ihre von ihnen divergirende Umgebung die Zauberkraft des Wirklichen und der Wirklichkeit fehlt, sie klingen wie ein Mährchen zu unsern jetzt so ganz veränderten Verhältnissen. Die Philosophie in ihrem metaphysischen Theile allein ist berechtigt, von vorn herein den Anspruch an das ewige Leben zu machen; aber ihre nothwendige Unvollständigkeit und das Gebrechliche in ihrer materiellen Ausdrucksweise, welche die mathematische Evidenz nie erlangen wird, läßt sie diese Forderung aufgeben. Politische, publicistische und technische Gestaltungen ragen ihrem Stoffe nach schon die Vergänglichkeit

in sich; und die religiöse Anschauung, der wir so gern den Stempel des Ewigen aufzudrücken bemüht sind, wird für kein Menschenwerk ausgegeben. —

Darum ist es großartig schön, wenn der Mann dann stirbt, sobald die Ideen, welche er repräsentirt, in ihrer lebendigen Wirkung zu erlöschen beginnen. Indem der beste Theil seines Wesens sich dem Fortschritte des Weltgeistes gemäß in eine andere Richtung der Menschen metamorphosirt, gibt sich auch der schlechtere Theil, der Körper, seinem Urbestandtheile, der Erde, zurück. Beide mögen nicht ohne einander ein dürftiges Dasein fristen, beide gehen mit einander unter und beide sind unzertrennlich in dem Andenken der Geschichte.

Nicht Allen ward dieses Glück vergönnt! Wie Viele wandeln umher, die einst die Koryphäen einer vergangenen Zeit gewesen und nun einen unbedeutenden Einfluß auf die Gegenwart ausüben. Zumal bei der jetzigen Epoche, wo in allen Richtungen des menschlichen Geistes sich neue,

originelle Bestrebungen offenbaren, wo allenthalben der Drang fühlbar wird, das Alte bis auf die Wurzel, ja bis auf die Nebenverzweigungen auszurotten — zu einer solchen Zeit liegt es in der Nothwendigkeit der Sache, daß viele Männer nach ihrem abgeschlossenen Wesen die Vergangenheit in der Gegenwart repräsentiren.

Sie haben entweder etwas Gespenstisches oder Weichelegisches an sich, je nachdem sie dem jetzigen Zustande entweder ohnmächtig-feindselig entgegentreten oder sich ihm liebevoll nähern und ihn mit ihren stockenden Athemzügen einzusaugen bemüht sind.

Zu den Männern der letzten Classe gehört David Friedländer. Bei ältern Literaturfreunden steht er als Zeitgenosse Engels und Ramlers im achtungswerthen Andenken; und alle diejenigen, welche sich für die Reform der Juden in publicistischer und religiöser Hinsicht interessiren, werden nie den Mann vergessen haben, welcher als Schüler und Mitstrebender Mendelssohns einen

so hervorstehenden Einfluß auf die Verhältnisse seines Volkes ausgeübt hat.

Mendelssohn und seine Schüler sind die vollendeten Blüthen des modernen jüdischen Geistes, wie sie gedrängt zwischen das Christenthum und die damalige Philosophie sich entwickeln konnten. Will die Blume sich noch prächtiger entfalten, so sinkt ihr Stamm zusammen. Bis zu dem Grade von subjectiver Weltanschauung, wie wir sie in Mendelssohn's Schriften finden, ist das Judenthum im Stande, sich aufzuschwingen. Hier muß es, wenn es Judenthum sein will, stehen bleiben; sonst wird es unwillkürlich zur Fratze.

Und wie schauerlich hat sich diese gestaltet!

Mendelssohn starb. Mit dem Hintritte dieses „liebenswürdigen" Mannes, der wohl einsah, wie weit der Jude gehen dürfe, wenn die unsittlichste Zerrissenheit oder der schroffste Indifferentismus sich seiner nicht bemächtigen solle, beginnt eine neue Periode für das intellectuelle Leben der Israeliten. Die Genügsamkeit jener Schule, ihre

ſich weiſe vorgeſteckten Grenzen wichen dem an und für ſich lobenswerthen Drange nach der letzten Spitze der menſchlichen Erkenntniß, der aber ohne chriſtlichen Hintergrund und in Verbindung mit dem Judenthum zur „unſeligſten Zerriſſenheit" führt. Das Chriſtenthum entwickelte ſich bei den tüchtigeren Köpfen ſchon in Folge ihres Stolzes und ihrer Scheu vor öffentlichen Ceremonien ſeltener; und die Zerriſſenheit nahm dergeſtalt eine feſtſtehende Form an, daß der Theil unſerer Literatur, in welcher ſich jene zeigt, vornehmlich durch jüdiſche Autoren repräſentirt wurde und zum Theil noch wird.

Nur derjenige, der lange Zeit unter Juden gelebt hat, vermag ihre hochtragiſchen Charaktere auf der einen und ihre albernen, tölpelhaften Fratzen auf der andern Seite zu würdigen. Was in der Mitte liegt, verdient gar keine Beachtung; es ſind ſolche, die ſich nicht einmal den Schein geben, das Räthſel des Daſeins durch religiöſe und philoſophiſche Anſchauung er- und verklären zu wollen; die

entweder mit derſelben Anhänglichkeit an ihren Schabbeslichtern wie an ihrem Schacher kleben, oder die als Geldariſtokraten ihre Befriedigung im luxuriöſen Nachäffen von noch größeren Narren, als ſie ſind, finden. Hier iſt nur die Rede von den Beſſeren, die, nachdem ſie einen tiefen Trunk gethan, ſich aus mannigfaltigen Gründen nicht zur Taufe bequemen mögen, weil ſie wohl fühlen, in derſelben für ihre Wiedergeburt nichts zu finden, und im anachoretiſchen Befolgen der Ceremonien Troſt und Befriedigung finden, oder im kraſſeſten Atheismus erſtarren. Ihre Wuth, ihr Hohn, ihr Ingrimm hat darum eine hochtragiſche Seite, weil dieſe Männer unverſchuldet und nothwendiger Weiſe in den traurigen Zuſtand hineingekommen ſind, und weil die Zurückſetzung, welche ihnen täglich zu Theil wird, ſie mit neuen Stacheln peiſcht. O es iſt ein unſeliges Gefühl, in dieſer chriſtlichen Welt als Jude umhergehen und die verhaßte, durch Leiden liebgewonnene orientaliſche Larve bis ans Grab mit ſich ſchleppen zu müſſen. Der Fluch auf den ewigen

Juden manifestirt sich bei jedem Einzelnen unter ihnen, der gerade nicht zum lieben Vieh gehört und bei dem es zum Bewußtsein gekommen, was es heißt: Jude zu sein und es zu bleiben. Die Ausgezeichnetsten unter den jetzt lebenden Israeliten gehören zu diesen zerrissenen Charakteren, durch deren großes Herz die Versöhnung des Heilands sich nicht hindurchgerungen hat. Sie haben es erkannt, daß zwischen Juden- und Christenthum eine Kluft liegt, die nur durch die Gräber des ganzen Geschlechtes auszufüllen ist. —

Anderer Meinung sind die seichten Köpfe, welche das Zufällige aller Dinge und nicht ihr Grundwesen zu erfassen im Stande sind. Sie glauben, die Versöhnung lasse sich durch Aeußerlichkeiten hervorbringen und das Judenthum werde dadurch für die Forderungen des 19. Jahrhunderts ein- oder, besser gesagt, zugerichtet, wenn ihm weniger Schmutz als zuvor anklebt und wenn gewisse Ceremonien eine weniger krasse Form annehmen. So denken die sogenannten modern-ästhetelnden

Juden, vielleicht die albernſten Carricaturen in dem großen Weltgemälde. So wie Jemand ſich lächerlich machen würde, wenn er Jupiter im ſchwarzen Fracke, mit Handſchuhen und Vatermördern darſtellen wollte, ſo profanirt der das Heiligſte und zerreißt die Idee der Geſchichte, welcher vor Jehovah, dem düſtern Rachegotte, moderne Erbauungslieder ſingt, die Orgel dazu chriſtliche Melodien ſpielen läßt und zuletzt eine nüchtern-moraliſche Predigt hört, die in ein Iſſlandiſches Schauſpiel hineinpaßt. Daß dies wirklich geſchieht, daß dieſe melodramatiſchen Lappen wirklich auf das heilige, uralte, zerfetzte Gewand gelegt werden — das zeigt von Unverſtand auf der einen und von dem unklaren Bewußtſein auf der andern Seite, wie ſelbſt jene Männer nach etwas Beſſerem ringen, und dieſes darin gefunden zu haben glauben, wenn ſie Schweinefleiſch eſſen, keinen Bart tragen und ſtatt der kräftigen ebräiſchen Gebete deutſche Tiraden nach Opern-Melodien herſchwatzen. Als wenn das Weſen des Judenthums in dieſen

Zufälligkeiten läge! als wenn der Gegenſatz zwiſchen ihm und dem Chriſtenthume durch Aeußerlichkeiten auszugleichen ſei!

In dieſem läppiſchen Treiben liegt keine Gewähr, kein Grundſtein für die Zukunft, auch in ſofern nicht, als, wie Viele ſich ſchmeicheln, in ihm wenigſtens der Form nach ein Anfangspunct des Chriſtenthums zu finden ſei. — Man täuſche ſich nicht! Die modernen Juden haben ſich weit mehr vom Chriſtenthum entfernt als die orthodoxen. — Dieſe hatten ein gebrochenes Herz und waren für die Offenbarung Gottes im Innern und in der Schrift empfänglich; ſie fühlten, daß das Ueberirdiſche in das Irdiſche hineinleuchten müſſe und mochten aus mannigfaltigen Gründen jenes nicht im Chriſtenthume ſuchen. Die modern-äſthetiſchen Juden ſind ein blödes, dünkelhaftes Volk, welches an Nichts glaubt und an Nichts zweifelt, durch albernen Kram von Puppenſpielen ſich und Andere betrügt und trotz der ſchimmernden Außenſeiten im

tiefſten Herzensgrund den verderbten Juden κατ' ἐξοχήν birgt. — —

Wie ſich der welthiſtoriſche Conflict zwiſchen theokratiſchen Satzungen und den Anforderungen der neuen Zeit löſen wird, liegt in den Händen desjenigen, der ihn herbeigeführt hat. Daß der ewige Jude ſich endlich zur Ruhe legen, daß der Fluch von ſeinem Haupte hinweggenommen werden und daß das umherirrende Geſpenſt endlich den faulenden Körper dem Grabe und der Geſchichte wiedergeben wird — dazu iſt, wie die Sachen jetzt ſtehen, keine Hoffnung vorhanden. Denn hier wird die Fäulniß kein Uebergangspunct zur Verweſung; ſie will ſelbſtſtändig daſtehen und noch einmal Blüthen und Früchte hervortreiben.

Und da jetzt die Welt auch faul iſt, da eine neue Zeit ſich aus der Gährung hervorringt, ſo — findet ſich gerade jetzt ein Anhalt, und in der Zukunft vielleicht ein Wendepunkt für die Juden. Das haben die Genies unter ihnen wohl geahnt, die Blitze ihrer zerriſſenen Seele in den Brand

hineingeſchleudert und treulich dazu beigetragen, das Alte zu zertrümmern und die Alten zu verhöhnen. Von dieſer Seite betrachtet, gewinnen Heine und Börne eine ganz eigenthümliche Bedeutung. — —

Die neue Zeit wird kommen; vielleicht begrüßt ſie ſchon die Gräber des jetzigen Geſchlechtes. Ob ſie von den Juden emancipirt werden wird, nachdem das chriſtlich-germaniſche Jahrtauſend ſpurlos an ihnen vorübergegangen war — das bezweifeln, das wünſchen wir aber von ganzem Herzen.

In dem Chaos rings umher ſteht David Friedländer für die Beſſeren ſeiner Nation als wegweiſende Lichtgeſtalt, als der Letzte jener Mendelsſohnſchen Schule da, die in ihrem tiefen Geiſte wohl geahnet, auf welche Klippen das Judenthum ſtoßen muß, wenn es ſeine Grenze überſchreitet und die Befolgung der Ceremonial-Geſetze fallen läßt. Dieſe waren ihr der Compaß, vermöge deſſen Führung ſie das gebrechliche Fahrzeug

noch längere Zeit durch Sturm und Wetter zu leiten hoffte.

Aber der Ungestüm der Jüngeren warf Alles über den Haufen, und nur der Allmächtige vermag die Mannschaft des gestrandeten Schiffes in den sichern Hafen zu geleiten.

Der wünschenswertheste Ruheport für sie ist das Grab und seine Versöhnung.

V.

Zeitungen und Journale.

1.

Ich will in einer Reihe von Aufsätzen eine Schilderung der hiesigen Ansichten über das öffentliche Leben geben. Merke der Leser wohl auf: eine Schilderung der Ansichten über das öffentliche Leben, nicht des öffentlichen Lebens selbst. Denn wir haben keins. Bei uns ist Alles geheim, dafür sorgen schon die Geheimräthe. In diesen wenigen Worten liegt der Schlüssel für unsere neueste Geschichte und für die meisten Correspondenz-Nachrichten, die über uns aufgetischt werden. Denn hier sind nur zwei Fälle möglich. Entweder wir haben seit Funfzehn gar keine Geschichte, oder diese ist für zu nobel gefunden worden, um sie dem Plebs vorzuwerfen; und man hat sich damit begnügt, diese Historie nur hohen

Personen als ergötzliches Bilderbuch in die allerdurchlauchtigsten Finger zu geben.

Ich weiß nicht, was von beiden Statt findet; das aber weiß ich, daß es vielen, sonst in der Geographie nicht unbewanderten Leuten noch immer ein Geheimniß ist, ob Berlin in Deutschland liegt. Einige meinen, es gehöre zu Rußland. In den Lehrbüchern für Kinder steht zwar Nichts davon; in dem Lehrbuche für Männer, in der Geschichte steht auch nichts davon. Die Leute behaupten aber einmal das tollste Zeug — eben weil es toll ist. Soviel kann ich aber berichten, daß hier nicht deutsch gehandelt wird; meistentheils norddeutsch oder gar berlinisch und manchmal preußisch. Denn — man merke wohl: Sagt der Preuße wir, so meint er wir Preußen; sagt der Berliner wir, so meint er wir Berliner und womöglich wir Berliner an der Schloßfreiheit, wir Berliner im Bullenwinkel, wir Berliner in der Friedrichsstadt. Unter wir — wir Deutsche zu verstehen — dazu hat er viel zu

viel vom preußiſchen Patriotismus in Weißbier mit hinuntergetrunken und viel zu viel Liebe für das Reelle. Denn man wird es keinem Berliner einreden, daß Deutſchland reell ſei; höchſtens daß es reelle Waaren aufzuweiſen und einmal in corpore reelle Prügel bekommen habe.

Von unſern Parteien kann auch die Rede ſehr wenig ſein. In andern Ländern bezeichnen Parteien die Gegenwart — bei uns die Vergangenheit, mehr noch die Zukunft. Dort gilt es gegenwärtige Intereſſen. Darum ſind ihre Verfechter kühn, ergreifend, gefährlich. Hier handelt es ſich um vergangene Satzungen, um künftige Zuſtände; darum — Floskelweſen, Unbeſtimmtheit, Träumerei. Die Gegenwart iſt uns verboten; die gehört noch in das Polizeibüreau. Manche Leute haben hineingeguckt; haben ſich aber die Finger dabei tüchtig verbrannt. Darum halten wir uns an dem, was ſein wird und an dem, was geweſen iſt, ſind alſo im echten Sinne des Wortes die wahrhaften Männer der Zukunft.

Dies ist ungefähr Alles, was ich als Einleitung für das hiesige Wesen zu sagen hätte. Daß Berlin an der Spree liegt, daß es schöne Straßen, noch schönere Damen und sehr weise Männer habe, ist Jedermann bekannt. Ich übergehe dergleichen statistische Notizen und wende mich ohne Vorrede zu den Organen unserer sogenannten öffentlichen Meinung, den Zeitungen und Journalen. Ich werde ein Institut nach dem andern in seinen ungeschminkten Farben vorführen und glaube dadurch, daß ich den Leser mit den Werkzeugen vertraut mache, welche hier das Wort verkünden — sie dadurch am Besten mit unserm eigenthümlichen Sein, mit unsern Licht und Schattenseiten in Bekanntschaft zu bringen und zugleich die treffende Vorbereitung für das, was ich später noch auseinander setzen werde, zu geben.

Vor allen Dingen muß ich aber berichten, daß wir hier Censur haben und zwar preußische Censur. Merke Jeder, preußische Censur. Darin liegt das Geheimniß. Was hier gedruckt wird,

kann daher nur nach unserem Patriotismus, unserer Weltanschauung, unseren Morgengedanken riechen. Sonst wird es unbarmherzig gestrichen. Die ganze Geschichte hat nur einen Knäul, einen Culminationspunct, einen Zweck; und der ist für unsere Censoren — Preußen. Was noch da draußen vorgeht, wird ignorirt, ist ja nur Mittel zum Zweck. Wozu existirt z. B. Frankreich anders, als um uns in ihm eine Revolutions-Vogelscheuche vorzustellen und unsern Patriotismus durch sie anzublasen? Wozu Süddeutschland anders, als damit seine Bücher und Zeitschriften verboten werden können? Wozu Sachsen, als damit es in unsern Zollverband eingeschlossen, wozu China, als damit ein Preuße dorthin in das Missions-Institut geschickt werde. Ja, der liebe Gott ist unsertwegen da, und Fouqué hat es schon bewiesen, daß er eigentlich ein Preuße ist. Von der preußischen Philosophie haben Sie doch gewiß gehört? Nun, wir haben auch eine eigene Taschenspielkunst; denn Herr Döbler ist

Hofkünſtler geworden. Man darf alſo in unſern Zeitungen keine objectiven Darſtellungen der Weltbegebenheiten erwarten, in denen die Entwickelung des Weltgeiſtes vor ſich geht; ſondern man bekommt eine ſubjective, philiſteriöſe und engbrüſtige Zuſammenſtellung von Factis, die in ihrer lobenden oder verwerflichen Tendenz den preußiſchen Leſer anfeuern oder zurückſchrecken ſollen. Wie würde man ſich wohl dieſes Philiſterthum perſonificiren, wie würde man es wohl auszudrücken ſuchen, daß es ſtets auf ſich blickt, ſich über Alles und Alle ſtellt und recht ſpießbürgerlich die ganze Geſchichte für Recruten-Manoeuvre hält? Der Adler paßt hier ſchlecht; er müßte etwa Schlafrock und Pantoffeln anhaben und gerade an der Kolik leiden. Male ſich Jeder dieſes Bild recht lebhaft aus und ſetze es als Emblem über alle unſere Zeitungen, die meiner Meinung nach uns bei der Nachwelt in ein ſehr ſeltſames Licht bringen werden. Man nehme den öſtreichiſchen Beobachter zur Hand. Das Blatt hat doch eine

Tendenz, es weiß doch, was es will und verficht seine Weltanschauung so gut es kann. Ob diese gut oder verwerflich — das kümmert uns hier weiter nicht. Genug seine Redaction hat einen festen Standpunct, von dem aus sie die Dinge betrachtet. Man lese sich vier Wochen in die obengenannte Zeitung ein und man wird wissen, woran man ist, was man zu erwarten hat. Man wird entweder in seiner Ueberzeugung bestärkt oder wankend gemacht. Und beides ist gleich gut, beides führt zur Klarheit. Das elendeste Blatt in Deutschland Frankreich und England hat doch eine Farbe, eine Tendenz, die der Aufmerksame zwischen den Zeilen sehr bequem zu lesen im Stande ist. Unsere Zeitungen haben sammt und sonders keine Farbe als schwarz und weiß, welches zugleich unsere Nationalfarbe ist. Es sieht Alles in ihnen entweder so aus, als ob wir gar nicht in **medias res** versetzt wären, als ob wir droben im Monde säßen, und mit einem Fernrohre die Weltbegebenheiten anschauten, die uns noch weniger als ein Puppenspiel die Engel des Him-

mehr interessiren; oder es ist Alles so gestellt, als ob Preußen, der Staat κατ' ἐξοχην, auf dergleichen Thorheiten und Albernheiten wie die Revolutionen in Frankreich und Polen mit Indignation und einem gewissen vornehmen Lächeln blicken könne, das deutlich sagt: Geschieht Euch schon recht, daß es Euch so geht. Warum habt Ihr eine Constitution gegeben.

2.

Es ist eine unselige Wahrheit, die aus allen unseren Zeitungen hervorgeht; nämlich die, daß man bei uns nicht recht weiß, oder es wenigstens nicht auszusprechen wagt, wohin man eigentlich will und was man für den status quo ausgibt. Vor der Julirevolution schien es besser werden zu wollen. Der Uebermuth unserer märkischen Aristokratie, der wahrhaft unerträgliche Hochmuthsteufel der Beamten, und so manches Andere ließen vermuthen, daß wir uns ganz auf die absolute conservative Seite neigen würden. Anstalten waren

ſchon dazu getroffen, der hohe Adel jubilirte; die Gensd'armen wurden gröber als zuvor; die Cenſur ſtrich das Unſchuldigſte; wir waren ſehr froh! — Da kamen die Nachrichten aus Paris und mit ihnen die Verlegenheit. Man lenkte wieder ein; Bürgerliche wurden nicht mehr ſchroff behandelt, die Polizei und Gensd'armen höflicher — und ſo iſt es denn auch geblieben. So haben wir durch die Julirevolution ſehr Viel gewonnen — an Zuvorkommenheit der Subalternbeamten, aber für unſern geſchichtlichen Fortſchritt ſehr wenig. Denn die Halbheit, die in allen Maßregeln vorherrſcht, läßt noch ein vieljähriges Schaukel-Syſtem vorherſehen, bei dem man vor Langerweile ſterben möchte.

Den beſten Beweis für meine Behauptungen gibt die Staatszeitung, deren Zuſammenſtellung und Tendenz ich hier näher erörtern will. Das Inſtitut zerfällt in zwei Hauptabtheilungen — den amtlichen Theil, der immer beginnt: Seine Majeſtät haben geruht — und den nichtamtlichen Theil, in welchem ſämmtliche Staa-

ten der Erde die Revue paſſiren und Rußland den Reigen eröffnet. Ob das Letztere zufällig iſt, oder ob man damit ſymboliſch ausdrücken will, daß Rußland bald den Tanz eröffnen wird, bleibt dem Scharfſinne des denkenden Leſers überlaſſen. Betrachte man einmal den Artikel Frankreich genau und erwäge, mit welcher ſchlauen Künſtelei die Auszüge aus den Journalen zuſammengeſtellt ſind, wie eine Nachricht immer die andere, wie ein Raiſonnement das andere negirt und wie zuletzt nichts übrig bleibt als die grauenhafte Verderbniß, die chaotiſche Zerriſſenheit des jetzigen franzöſiſchen Zuſtandes, den uns recht grell vorzuführen, gewiſſe Herren ſehr bemüht ſind. Lange Tiraden aus der Gazette und Quotidienne füllen die Spalten; an einen hiſtoriſch-objectiven Ueberblick über die Parteien, wie ihn die allgemeine Zeitung gibt, iſt gar nicht zu denken. Man ſchreibt nicht für das gebildete Publicum, das ſich orientiren und die Zukunft aus der Gegenwart conſtruiren will; man ſchreibt für eine Partei, die

kleinliche Zwecke und den innigen Wunsch hat, die Feudal-Vergangenheit aus der Gegenwart zu entwickeln. Dabei ist unsere Zeitung so plump, sich auch nicht ein wenig verstellen zu können. Wie freudig nimmt sie alle die Artikel auf, welche karlistische und republikanische Blätter an das Tageslicht fördern, um der jetzigen Regierung Frankreichs ihre factische Ungerechtigkeit und ihre juridische Unhaltbarkeit vorzuwerfen. Wie lustig war es zu lesen, als sie ihre Foliocolumnen mit der vermuthlichen Reiseroute der Herzogin von Berry füllte und dieser Dame eine Wichtigkeit gab, daß man sehr deutlich zwischen den Zeilen lesen konnte: Sie ist die Auserkorne!! — Was soll ich nun aber gar von den Kammersitzungen sagen, wie sie uns unsere Staatszeitung gibt! Die Herren Lafayette, Lafitte, Odillon-Barrot, Mauguin u. s. w., müssen sich alle erst zuschneiden und frisiren lassen, ehe wir ihre Gesellschaft zu genießen das Glück haben. Ich bin fest überzeugt, wenn einer von jenen Rednern sein Werk in un-

ſeinen Sündenregiſter leſen würde — er müßte den Nebenſtehenden fragen: von wem iſt denn das unſinnige Zeug? So verdreht und verrenkt wird Alles, was in dem Ohre eines patriotiſchen Preußen ketzeriſch klingt.' Eine Stelle aus dem Zuſammenhange zu reißen und den Redner lächerlich zu machen, gehört zur Tagesordnung, wenn der Autor ein bekannter Revolutionär iſt. Laſſen ſich aber Fitz-James, Beryer, Briqueville hören, ſo entgeht unſerer Zeitung kein Wort von der erbaulichen Litanei und wir haben noch ein paar Nachträge zu erwarten.

An gehörige, verſchiedne Farben tragende Correſpondenzen iſt gar nicht zu denken. Findet ſich einmal eine zufällig vor, die hier in der Jägerſtraße angefertigt worden iſt, ſo hat man viel Sorge getragen, ſie ſo verſchwimmend und nebelnd zu halten, daß Niemand eigentlich recht weiß, was er geleſen. Kurz — die franzöſiſchen Weltangelegenheiten werden ſo ſpießbürgerlich abgeſchulmeiſtert, als wenn die Zeitung für Bauernrekruten

geſchrieben wäre, die eben nach Frankreich zu marſchiren im Begriffe ſind. Ob die Redaction ſo zu handeln genöthigt wird, oder ob ihr der klare Blick einer verſöhnenden Weltanſchauung gar nicht aufgegangen, ob ſie gar nicht zu beurtheilen im Stande iſt, um wieviel, um wie unendlich viel es ſich bei dieſen Parteienkämpfen in Frankreich handle und wie auf den Straßen von Paris die alte Zeit vernichtet und die neue errungen wird — das wage ich nicht zu entſcheiden. Das behaupte ich aber, daß man aus unſerer Staatszeitung einen falſchen Geſichtspunct für den jetzigen Zuſtand Frankreichs bekommt, und zwar den einſeitigſten und lächerlichſten. Die Sache ſtellt ſich nämlich ſo, als ob ganz Frankreich die Vorſtadt Berlins wäre und als ob die Geſchichte nur in ſofern Beachtung verdient, in ſofern ſie ſich auf das Preußenthum und ſeine Glorie bezieht und rückwirkt. Mögen ſie vor der Hand Recht haben und möge der mächtige Strom der Begebenheiten erſt dann übertreten, wenn unſre Männer der Vergangenheit zur Beſinnung gekommen ſind!

3.

Ich werde nun den Artikel England durchnehmen, wie ihn unsre Zeitung vorlegt. Der letzte Reformkampf zwischen der Aristokratie und dem Volke gab dem aufmerksamen Beobachter auch in unsern sogenannten Salons viel Beachtungswerthes zu sehen.

Man war nämlich der Meinung, in England einen treuen Verbündeten zu finden, sobald das republikanische und mit ihm das erobernde Element in Frankreich wieder die Oberhand gewönne. Daß dies Letztere einträte, daß das unlegitime Königthum, welches unsern Aristokraten verhaßter als Anarchie und Despotismus ist, in der Republik ein Durchgangs-Stadium für die Rückkehr der älteren Linie finden würde — daran zweifelten bis vor Periers Eintritt gewisse Leute gar nicht, ja, sie sehnten sich darnach und richteten sich darauf ein. Damals nun wünschte man dem Durchgehen der Reformbill (deren demokratische Tendenz man noch gar nicht so genau kannte)

alles Glück, weil man im Gegentheil bürgerliche Unruhe in England erwartete und also seiner Unterstüzung ungewiß wurde. Der englische Adel — drückten die Herren sich aus — hat doch Geld und Macht genug, um hinterdrein die ihm entrissenen Vorrechte wieder an sich zu bringen. Man muß den dortigen Plebs jetzt kirren, um ihn gebrauchen zu können. Die Franzosen sind unsre Erbfeinde. Mögen die verfallenen Burgflecken verschwinden; zu ihren Trümmern gesellen sich bald die Trümmern von Babylon. Wird am Ende auch die Bill so viel Gift in sich haben, die von vorn herein die Zustimmung Wilhelms IV. hatte, mit des ältesten Adlichen in der ganzen Christenheit? Das Ganze läuft gewiß auf eine Spiegelfechterei hinaus, welche man dem dummen John Bull vorspielt. — Als sich aber das Justemilieu immer mehr festsetzte, als vor der Hand an eine Republik in Frankreich gar nicht zu denken und gar nicht abzusehen war, wann der status quo endigen würde; als endlich die Tendenz der Reformbill unsern

Politikern klar wurde, als die triftigen Klagen der englischen Oligarchie hierübertönten: es handle sich gar nicht mehr um ein paar Flecken, sondern um den größten Faulfleck der ganzen englischen Aristokratie, und als man hier endlich einsah, die Bill in ihrer Ausdehnung und die Stimmung des Volks und der Unionen, enthalte mehr republikanische Elemente, führe mehr Feuerbrände für das aristokratische Europa mit sich, als alle Deputirtenkammern des neuen Frankreichs: da fing man aus einem andern Tone zu sprechen an, ließ die sublime Ihre fahren, wieder mit England in Coalition gegen Frankreich zu treten und jauchzte den Siegen der Tories Beifall zu. Ganz diesem Verfahren analog, handelte die Staatszeitung, was ich hier nicht näher ausführen, sondern den Vergleichungen des Lesers überlassen will. Zu Anfang sprach sie von vernünftigen Forderungen, druckte Grey's und Brougham's Reden vollständig ab und war recht brauchbar, wenn man grade kein englisches Journal vor sich hatte. Dann

wurde sie immer lauer und lauer und verfiel zuletzt auf die wohlbekannte Taktik, das, was ihr nicht zusagte, auszulassen und die Reden der Whigs unbarmherzig zu castriren. Die höchstwichtigen, auf das englische Leben den größten Einfluß ausübenden Unionserscheinungen wurden nur oberflächlich berührt und die in ihnen gehaltenen Reden, Actenstücke zur Verständigung unserer Zeit, gar nicht vorgelegt. Warum? weil sie zu derb, zu charakteristisch, zu volksthümlich sind. Doch: jedem sein Verdienst! Die Londoner Correspondenzartikel sind manchmal sehr treffend und zeigen von einem glücklichen Beobachter. Betrachten Sie aber die Parlamentsverhandlungen genau, wenn in ihnen politische Discussionen wegen Vorlegung von Papieren vorkommen. Wie kleinlich ist da wieder Alles ausgemerzt, was irgend unserer hausbackenen Politik an die Philisternase stößt! Das Seichteste, Albernste, was in den Häusern vorkommt, wird nachgedruckt, aber das Wahre, Inhaltvolle bei Seite gelegt. War es nicht bei dem Antrage

über die polnische Angelegenheit, als ob Se. Majestät der Kaiser von Rußland das Censoramt verwaltet hätte.

Die Rubrik Niederlande, worunter Holland und Belgien begriffen wird, verdient schon darum den herbsten Tadel, weil noch immer, wie vor den Septembertagen, Amsterdam und Brüssel untereinander stehen. Hat etwa der Herr Staatszeitungsschreiber Belgien noch nicht anerkannt? Vor der Ratification des Protokolles von Seiten unsers Königs, ließe sich der diplomatische Winkelzug noch entschuldigen. Aber jetzt,*) nachdem Se. Majestät der König von Preußen Leopold I. anerkannt hat, was soll es heißen, daß man zwei souveraine Staaten zusammenschachtelt. Hängt etwa das neuliche Censuredict in Baiern, welches ebenfalls in den öffentlichen Blättern Holland und Belgien in eine Rubrik gebracht wissen will — hängt jene Verordnung etwa damit zusammen.

*) Im August v. J. geschrieben.

Aber eine Staatszeitung — ſage eine Staatszeitung, die doch officielle Wichtigkeit dem Namen, wenn auch nicht der Sache nach hat, wie darf eine Staatszeitung ſo handeln?! Wenn ich Leopold der Erſte wäre — wofür mich Gott behüte —, ich würde die Herren John und Cottel fordern. Ja gewiß — das würde ich. So mir nichts, dir nichts mir mein Königthum vor der Naſe wegzuſchnappen, mit einem Federzuge das zu thun, was die großmächtige Conferenz durch 66 Protokolle nicht vermochte — das iſt für einen Zeitungsſchreiber zu malitiös.

Und wie weidlich luſtig macht ſich dieſer über das neue Protokollen-Königthum, wie läßt er die Herren Belgier gar rührend jammern über die verlorene Wohlhabenheit, und wie weiß er ſeine loyalen lieben Holländer herauszuſtreichen und herauszuputzen. Gott bewahre mich, die Belgier vertheidigen zu wollen; aber es bricht einem doch das chriſtliche Herz, wenn man ſeine Mitmenſchen von einer Staatszeitung ſo maltraitirt ſieht.

So'n officieller, so'n königlicher Fußtritt hat immer etwas zu bedeuten, und wenn eine Regierung derb schimpft, schlägt man gern bald darauf los.*) — Darum nehmt Euch in Acht, ihr Belgier. — Wer übrigens bis jetzt noch nicht gewußt, was die Holländer für wahrhafte Eisenfresser sind, der lese unsere Staatszeitung. Da steht es mit großen Lettern. Man ist hier übrigens sehr der Meinung, daß wenn unser König gleich nach der Affen-Revolution 100,000 Mann in Belgien hätte hineinmarschiren lassen, die Sache bei der damaligen militärischen Nullität Frankreichs jetzt anders aussehen würde — und zwar für Preußen weit besser. Für Europa und für die Freiheit weit schlimmer! — setze ich hinzu. Wenn man die Angelegenheiten durch Krämerbrillen und mit strategischen Blicken ansieht, so dürfte unser Handel und unsre Angriffslinie gegen Frankreich wohl gelitten haben. Aber

*) Hat sich leider deutlich gezeigt!

wenn man unſern und Deutſchlands höchſten Zweck vor Augen hat, die Erringung der Freiheit und die Entwickelung ſeines Begriffes unter den germaniſchen Völkerſchaften, ſo muß man ſagen: Die veränderte Continental-Lage durch Belgiens Losreißung wirkt darum ſegens- und thatenreich auf uns zurück, weil ſie uns dem franzöſiſchen Elemente näher bringt und unſre Regierungen in ſeine Schlaf- und Despotieſucht einwiegt. Denn Alles, was in einer gewiſſen Periode zuſammengeſchachtelt und zuſammengeſchachert wurde, muß zertrümmert und zerriſſen werden, weil ſeine Baſis Diplomatenkniffe und unſelige Aeußerlichkeiten waren. So will es Nemeſis!

4.

Wenn ich ſo recht ingrimmig geſtimmt werden will, leſe ich die jetzigen Artikel der Staatszeitung über Polen. Aus jeder Zeile winkt mir ein höhniſches legitimes Fratzengeſicht entgegen, das mir ins Geſicht grinzt: Wie glücklich iſt

Polen jetzt! wie groß und menschenfreundlich hat der Kaiser sich benommen! wie blühen die Fabriken und Gottesäcker wieder! wie erhebt sich Alles allmählig unter der russischen Knute und dem russischen Scepter — was leider eins ist — seitdem die Revolution mit Hülfe Gottes vernichtet worden ist! Dazu wird uns tagtäglich berichtet, wie Se. Durchlaucht, der Fürst Statthalter, Dinés und Soupés gebe, wie er in höchsteigener Person den Ball eröffnen, wie er die Stumme von Portici aufführen lasse, und wie das Land so beglückt und wohlhabend sei. Denn die Felder sind reichlich mit Leichen von Jünglingen und Greisen gedüngt und da wächst der Haser gar lustig heran und kostet nur 15 Sch. der Scheffel. Und das ist Alles, was uns die Zeitung berichtet; aber nichts erzählt sie von dem Geschrei der Wittwen und Waisen, die ihre lebendig begrabenen Angehörigen vermissen; nichts von den eingeäscherten Städten; nichts von dem Trennbruche an einem großen Volk; Nichts von seinem gebrochenen Herzen und

seinem düstern todesmuthigen Sinne: Als sie neulich wohlgefällig und breit redselig berichtete, daß eine Gesandtschaft vornehmer Polen zum Kaiser gewallfahrt wäre und sich bei ihm demüthig bedankt hätte für seine Großmuth, für seine Milde, für seine Hochherzigkeit und für seinen Versöhnungssinn: da dacht' ich mir, ich wollte Se. Majestät andere Leute schicken, die sich bei ihm bedanken sollten. Die Geister der für die Freiheit gefallenen Helden, die Todten auf Grochows und Ostrolenka's Boden, den alten Kosciusko, und die vermoderten um Land und Scepter betrogenen polnischen Könige würde ich aus ihren Gräbern hervorrufen, sie nach dem Czaren-Palast senden und dem Kaiser für seine Gnade die Hand schütteln lassen. — Als die Legitimität gerecht sein wollte, theilte sie Polen; Jetzt will sie witzig werden — und verhöhnt es. Was ist wohl schlimmer? — Wenig oder gar nichts läßt sich von den Columnen sagen, welche unsere Staatszeitung den Angelegenheiten Italiens und Griechenlands wid-

mel. Um über die Parteikämpfe dieser beiden Länder und besonders des Kirchenstaates dem Leser ein gehöriges Licht zu geben, ist es durchaus nothwendig, Correspondenzen aus Ancona und Nauplia zu erhalten. Bei einem Institute wie dem, welches unsere Zeitung an der Stirne trägt, wäre eine solche nur gerechte Forderung wohl in Erfüllung zu setzen. Aber daran ist gar nicht zu denken. Die sonst spärlich vorgelegten, aber sehr belehrenden Privatnachrichten aus Rom bleiben jetzt ganz weg und die allgemeine Zeitung muß in soferne herhalten, als ihre Raisonnements gerade in preußisch-patriotischen Kram passen. Die Actenstücke, welche der Papst und Capo d'Istria's erließen, werden ganz, die Protestation der Legationen und der Nauplier nur theilweise mitgetheilt. Das nennt man Geschichte!

5.

Ich komme nun zu dem Deutschland unserer Staatszeitung; und das ist ein sehr erbärm-

liches, nichtsnutziges. Sonst hatte man es mit diesem Artikel sehr leicht. Alle vier Wochen war von ihm die Rede, und da wurde nun erzählt, daß die und die durchlauchtigste Frau in Wochen, daß der hohe Bund wieder in Thätigkeit gekommen sei, daß er Ferien habe, daß er auseinandergegangen und daß er beschließen werde, etwas beschließen zu wollen. Dazu kamen noch einige ergötzliche Geschichtchen, wie sich Vater Goethe und Caspar Hauser befänden, was die Münchner Akademie zu Tage förderte, wie die Gerste und der Wein ständen, wie Kaiser Franz schliefe und wie Herr von Rothschild die Kolik hätte oder gute Geschäfte machte. Man will behaupten, eine alte Klatschbase sei damals für die Redaction der deutschen Artikel beordert gewesen. Jetzt — da es anders in Deutschland geworden, wissen unsere Herren gar nicht, wo ihnen der Kopf steht. Sie werden einsehen, daß gerade diese deutschen Verhältnisse der wunde und faule Fleck für unsere bisherige Politik

und für unsere Revolutionaire — rückwärts gewesen sind. Als nach den Freiheitskriegen im Vaterlande der Drang sichtbar wurde, die alten Verhältnisse über den Haufen zu werfen und die neue Zeit in sich aufzunehmen, da meinten Viele unserer einsichtsvollsten Männer: jetzt wäre für Preußen die Epoche gekommen, in der es seinen weltgeschichtlichen Zweck erreichen müßte, wenn es als progressiver Staat dem conservativen Oestreich entgegentreten, die Ideen der Freiheit emancipiren, sich Frankreich anschließen und die fortstrebenden kleinen deutschen Länder sich verbinden würde. Opposition gegen Oestreich, gegen seine Richtung, gegen seinen Einfluß auf den deutschen Staatenbund habe durch den siebenjährigen Krieg erst Preußen auf den politischen Schauplatz gebracht und ihm eine welthistorische Wichtigkeit gegeben. Vermöge seiner natürlichen Lage, seiner Grenzen und des freien Sinnes seiner Bewohner, sei es auch jetzt auf diese Stellung angewiesen, könne nur in ihr und durch sie die Be-

deutung eines Staates vom ersten Range festhalten und fortführen, und finde nur in diesem Kampfe seinen Zweck und seinen Nutzen. Ein Anschließen an Rußland, damit etwa die germanischen Elemente sich in das slavische Leben verpflanzen, führe uns zu weit von unserm Zwecke ab; ja der Trieb nach Selbsterhaltung und die schauerliche Ahnung, daß, nachdem das germanische Völkerleben abgestorben, eben jene Slaven die welthistorische Nation werden würden — eben diese Ahnung müsse uns jenen Horden so schroff als möglich entgegenstellen und sie als unsere furchtbarsten Feinde betrachten lassen. Anschließen an Frankreich, Emancipation des constitutionellen Systems und mit ihm zugleich Opposition gegen Oestreich — hierin liege unsere Aufgabe und Bestimmung.

Die meisten meiner Leser werden mir zugestehen, daß, wenn Preußen nur im Geringsten die Erwartungen befriedigte, welche damals die Besse-

ren in Deutschland von ihm gehegt, es jetzt in einer engverbündeten Coalition mit den constitutionellen Staaten des Vaterlandes stehen und in ihnen eine Macht aufzuweisen haben würde, die ihm mehr als die russischen Bajonette Ruhm und Anerkennung gebracht hätte. Ja, es gab einst eine Zeit, wo die edelsten deutschen Herzen von Preußen aus den Aufschwung und die Richtung für das neuerwachte deutsche constitutionelle Leben erwarteten, und wo der Gedanke an einen deutschen Staatenbund oder Staatsverband unter Preußens Protectorat gar nicht so fern lag. Aber es war anders beschlossen — zum Heile der Freiheit und der Völker. Man kennt die Carlsbader Beschlüsse und den Antheil, den Preußen daran genommen; man weiß wie — dieser Staat in Folge der demagogischen Umtriebe die deutschen Verhältnisse auffaßte, und man ist seitdem dahin gekommen, Preußen mit Oestreich in eine Kategorie zu stellen und von ihnen den Kreuzzug wider das constitutionelle Deutschland zu erwarten. Jetzt hat sich der

deutſche Freiheitsſchwan durch ſich ſelbſt aus den trüben Wellen hervorgerungen und ſieht einer feſten, gediegenen Zukunft entgegen; ohne allen Stützpunct an Preußen, ja in ihm einen Gegner findend, iſt ſeine Kraft im Bewußtſein der Heiligkeit ſeiner Sache erſtarkt und theilt ſich allen Bruderſtämmen begeiſternd und erweckend mit, ſo daß zwiſchen Preußen und Oeſtreich, denen bisher de facto die Leitung der Angelegenheiten in Händen gegeben, ſich unmerklich eine dritte um ſo gefährlichere Nebenbuhlerin geſtellt hat, je mehr der Zeitgeiſt, das Bedürfniß und der Wunſch der Völker auf ihrer Seite ſteht. Denn, wenn es den Regierungen des conſtitutionellen Deutſchlands mit ihren gegebenen Garantien wirklich ernſt iſt, ſo wird eine Coalition unter ſeinen Staaten gegen die abſoluten eine baldige, nothwendige Erſcheinung werden und dem zukünftigen deutſchen Leben die Richtung geben. Ob dann Preußen und Oeſtreich die Freiheit in Süddeutſchland auszurotten im Stande ſein, oder ob ſie mit dem Strome

fortgezogen und einem neuen, schönen Tage entgegen gehen werden — das liegt vielleicht näher, als man glaubt.

Unsere hiesigen Dunkelmänner und ihre Gönner, die Aristokraten, haben sich von jeher bemüht, das, was seit der Julirevolution in Deutschland vorging, als ein niederländisches Viehstück in französischer Affenmanier darzustellen und dem plumpen Hans Michel eine Hauptrolle zu geben. Ganz nach dieser Tendenz handelt die Staatszeitung. Wenn irgend eine Prügelei in Rheinbaiern, irgend eine Unart von überspudelnten Köpfen begangen worden ist, gleich tischt sie unsre Zeitung auf und weiß die Worte so zu stellen, daß Prügel und Unarten auf Kosten des constitutionellen Systems kommen. Als die Herren Coremanns und Fleischer sich privatim in Nürnberg Nachtspottmusiken brachten, wie emsig war da das preußisch-officielle Blatt hinterdrein, und erzählte uns drei Tage hinter einander von der albernen Geschichte, die doch am Ende nicht mehr bedeuten will als

weiland unsre Schneiderrevolution. Die Scandale bei Hambach fanden ihren reichlichen Platz, aber das schöne Fest bei Wilhelmsbad wurde kaum erwähnt *). Warum? — weil es groß und lobenswerth dastand, weil echte deutsche Biederworte auf ihm ertönten und weil man bei uns diese nicht hören will. Von dem mächtigen, zum Bewußtsein gekommenen Geiste der Freiheit in Süddeutschland weiß unsere Zeitung kein Wort; sie hält sich an das Zufälligste, läßt die Ober-Postamts- oder Carlsruher Zeitung sprechen, ignorirt Herrn von Rotteck und den Freisinnigen, reißt einzelne Begebenheiten aus den Zusammenhang, und macht sich dadurch lächerlich, daß sie eine heilige Sache lächerlich machen will. Was liegt einem deutschen Zeitungsleser wohl näher, als daß er erfahren will, wie seine deutschen Mitbrüder in München, Han-

*) Ging doch das Gerücht, daß durch einen Befehl vom Censur-Collegium es allen hiesigen öffentlichen Blättern untersagt worden sei, je wieder etwas von deutschen Volksversammlungen zu berichten.

neuer u. s. w, das deutsche Wort auf der Tribüne handhaben? Aber wie gab unsere Zeitung die baierischen oder badener Kammerverhandlungen? — Ein paar servile Brocken von königlichen Commissairen, und dazu, wenn es hoch kommt, ein paar Oppositions-Namen — und das ist Alles. Wahrhaftig — wenn Jemand ohne die deutsche und die Augsburger allgemeine Zeitung zu lesen, blos aus unserem Blatte sich über die deutschen Angelegenheiten unterrichten wollte, er würde jene braven Vorkämpfer für unser künftiges Heil sammt und sonders für Schulbuben halten, die der Zuchtruthe entlaufen sind. Will etwa die Staatszeitung, daß wir so denken sollen? — —

6.

Der Artikel China ist der einzig erträgliche in dem großen Foliobogen. China liegt uns doch etwas zu entfernt, als daß wir seine Geschichte durch das preußische Brillenglas ansehen und sie nach unsern Wünschen stellen, modificiren und ein-

richten sollten. So erhalten wir über die dortigen Verhältnisse zum Wenigsten vollständige und unverfälschte Actenstücke, die wirklich historischen Werth haben, da in ihnen die Feder eines unserer tüchtigsten Orientalisten unverkennbar ist.

Die Rubrik Inland enthält Alles, was in unserm preußischen Staate Merkwürdiges vorgeht. Die Stuterei und das Erziehungswesen bilden die Haupt-Ingredienzien, zu denen manchmal Nachrichten über Feuersbrünste, Festivitäten für Prinzen des Königlichen Hauses und andre Curiosa hinzukommen. Unser Schulwesen ist vielleicht das am Trefflichsten organisirte in ganz Europa; unsere Municipal- und Communal-Verhältnisse sind wohlgeordnet. Aber wenn man Jahre lang an dem Fundamente eines Hauses gebaut hat, dürfte es doch endlich einmal Zeit sein, an die Mauer und den Giebel zu denken! — — Soll der preußische Staat nie etwas Anderes werden als eine große Pflanzschule für Schullehrer-Seminare, und soll — — — — — — —

Ich schließe mit diesen Worten die Charakteristik unserer Staatszeitung, welche jeder Unbefangene mit unterschreiben wird, und wende mich zu der Spenerschen und Voßischen Zeitung. Als Privatunternehmungen haben sie keine publicistische Wichtigkeit, sondern nur literarische Bedeutsamkeit. Der Redacteur des ernstgenannten Blattes, Dr. Spiker, trug in seinem Blatte seine Torn-Ansichten zur Schau, schimpfte auf Polen, das constitutionelle Deutschland und Frankreich und verlor sehr viele Abonnenten. Seitdem hat er wieder eingelenkt, schreibt Alles durcheinander, und läßt die Mephistophelesmaske nur manchmal hervorblicken. Als man hier beim zweiten Lesen der Reformbill über ihr Schicksal sehr in Spannung war, brachte mit einem Male der Herr Doctor eine Nachricht, sie sei mit acht Stimmen durchgefallen. Ein paar Tage darauf erfuhr man das Gegentheil. Einmal ließ sie sich aus London

ſchreiben, ein Wellington'ſches Miniſterium wäre eingeſetzt und nannte alle Mitglieder. Nun — die kurze Freude bis zur Ankunft der engliſchen Journale war ihm und ſeiner Partei zu gönnen. Dieſe beſteht nämlich aus den hieſigen ſervilen Schlafmützen, welche die Weltbegebenheiten nach ihren Renten und ihrem Beamtengehalt berechnen und die befürchten, daß jede Revolution ein Loch in den Caſſenbeutel der Regierung ſchneidet. — Früher machte ſich die Spenerſche Zeitung verhaßt, jetzt wird ſie durch ihre Privatnachrichten aus Frankreich und England lächerlich; denn ſie brockt in ihnen altes, abgedroſchenes Zeug vor und gibt das, was ſchon Jedermann im Courier zwei Tage vorher geleſen hat, als briefliche Mittheilung. Wenn Jemand ein patriotiſches Klinggedicht von „Treue und Weihe," von „Vaterland und Vaterhand" losgelaſſen, ſo ſchickt er es an die Spenerſche Zeitung, die ganze Ladungen dergleichen preußiſcher Begeiſterungslieder an das Tageslicht fördert. —

Unser bestes und vollständigstes Blatt ist die Voßische Zeitung, als deren Redacteur Justiz-Commissarius Lessing sich nennt. Die deutschen Blätter geben ein nicht unvortheilhaftes Bild der Verhältnisse und was an ihnen fehlt, mag die Censur verantworten. Die Tagesgeschichte Frankreichs und Englands wird rasch und übersichtlich mitgetheilt und die Kammer- und Parlamentsverhandlungen tragen das Gepräge der für den beschränkten Raum nur immer möglichen Vollständigkeit. Dabei herrscht kein servilen Ton in den Zusammenstellungen, sondern ein freier, unbefangener, manchmal ein recht frischer, treffender Geist scheint vorzuwalten. Als Privatunternehmung läßt dieses Blatt die Staatszeitung weit hinter sich und es dürfte für den Geschäftsmann, der sich schnell belehren und orientiren will, leicht die empfehlungswertheste Zeitung Deutschlands sein. Daß sie in Berlin gedruckt wird, gibt ihr von vorn herein ein schlechtes Vorurtheil; und ihre vernachlässigte Außenseite verdient die härteste Rüge. Das ist auch

eine Folge des leidigen Zeitungs-Privilegiums, daß wir für unser Geld uns die Augen durch diese fahlen Lettern auf grauem Löschpapier verderben lassen müssen! Dürfte eine Concurrenz Statt finden, so würden diese Herren, um ihre 10,000 Pränumeranten nicht zu verlieren, sich schon mit ein paar Tausend Thalern Gewinn weniger im Jahre begnügen. —

7.

Habe ich die Staatszeitung, als das Organ der Halbheit, der Inconsequenz und des Schaukelsystems bezeichnet, die es aus Rücksichten nicht wagt, offen und frei die Farbe des Absolutismus zu tragen und ihren Gegnern die Spitze zu bieten, sondern die sich damit begnügt, — — — — — — — dem Liberalismus und den Liberalen Lanzenstiche beizubringen; so muß ich dem politischen Wochenblatt die Ehre geben, daß es offen, ohne Rückhalt und so tüchtig als möglich die Sache der Legitimität verficht, und daß es also ein großes moralisches Uebergewicht auf seiner Seite hat.

Ehre und Anerkennung gebührt jeder Richtung des menschlichen Geistes, sobald sie frank und frei in die Schranken des Weltkampfes eintritt und die feindlichen Künste des Truges verschmäht. Die scharfsinnig bearbeitete Theorie der schlechten Sache bringt der guten nur Nutzen, befestigt sie und zeigt ihre Glorie in dem wahren Lichte. Und überdies — wer und was bürgt uns hier von vorn herein für gut oder schlecht?! Die großen Fragen der Menschheit sind noch lange nicht ausgekämpft und der verdient den Dank des Bessergesinnten, der *seine* Ansicht — sie mag sein, welche sie wolle — in ihrer Schärfe und letzten Consequenz darstellt und sie mit *Wahrheit* und Ehrlichkeit vertheidigt.

Aber Spott und *Verachtung* treffe den, der im Herzen Groll gegen die neue Zeit und ihre Erscheinungen birgt, sich in eine liberalscheinende Maske verkappt und in dieser seine Gegner überfällt. — — — — — — — — —

Also schon durch seinen Gegensatz zu der

Staatszeitung verdient das politiſche Wochenblatt unſere Achtung; ſeine ihm eigenthümliche Tendenz unter allen publiciſtiſchen Journalen Europa's ſichert ihm Beachtung und Bedeutung.

„Nous ne voulons pas la contrerévolution; mais le contraire de la révolution“ heißt der Wahlſpruch, den das in Rede ſtehende Blatt als Deviſe an der Stirne trägt und zu welchem es bis jetzt conſequente Scholien und Exegeſen geliefert hat. Ich will dieſe ſo kurz als möglich zuſammenfaſſen, um dem geneigten Leſer eine Ueberſicht desjenigen vorzulegen, wogegen dieſer Artikel in Fehde zu treten beſtimmt iſt.

Das Eigenthum kommt von Gott, iſt unantaſtbar und nach dem Tode des Beſitzers vererblich. Der Staat iſt das Eigenthum des Fürſten und vererbt ſich bis auf das letzte Glied ſeines Hauſes. Mithin ſind alle Könige Fürſten von Gottes Gnaden, ſo wie ich durch die Gnade Gottes Beſitzer meines Hauſes bin. Das Land

gehört also dem Könige, er kann damit machen, was er will. Da er es aber nicht allein zu bewohnen im Stande ist, so hat er es aus Gnade vermiethet. Sein Miether ist sein Volk. Die erste Etage aller Häuser hat der König inne, die zweite der Adel und die Keller der Plebs. Der Miethzins wird in Blut und Geld entrichtet. Wer sich ungebührlich beträgt, wird zum Hause hinausgeworfen. Dem Könige gehören die Gemächer; er hat das Recht, Dem für nichts und wider nichts die Prachtzimmer und Jenem mit Weib und Kindern ein stockiges Loch anzuweisen. Und wenn es dem Herrn des Hauses einmal einfällt, den Giebel herunter reißen zu lassen, so darf ihm das Niemand verwehren. Kommen Manche dabei um, so ist es ihre eigene Schuld. Warum nehmen sie sich nicht in Acht, warum waren sie tollkühn?

Betrachtet man das eben Ausgesprochene oberflächlich, so wird man leicht zum Spott angeregt. Ein solcher war es auch, der mich vor gar nicht

langer Zeit Folgendes aufschreiben ließ, das ich hier abdrucken lassen will, um dem Leser mit den Ansichten vertraut zu machen, welche hier gewöhnlich über das politische Wochenblatt von Mund zu Mund gehen.

„Herr Professor Dr. Jarke ist Lehrer der Jurisprudenz an der hiesigen Universität und ein recht tüchtiger Criminalist. Das Letztere brachte ihn auf den curiosen Einfall, die ganze neue Geschichte von der ersten französischen Revolution, ja theilweise vom ancien régime Ludwigs XIV. an, für einen Criminal-Proceß zu halten, den der Teufel dem guten Princip an den Hals geworfen hat, und worin es sich darum handelt, wer von Beiden den Kopf verlieren soll. Die neue Zeit mit ihrer Freiheit, ihrer Emancipation, ihrer Gleichheit vor dem Gesetze, ihrer Aufklärung, ihrer Toleranz — das ist dem politischen Wochenblatte Unsinn, Gift, mit einem Worte: das nennt es den Teufel. Aber die mittelalterliche, christlich-germanische Welt mit ihren Freiheiten, ihrem Verfolgun-

gen, ihrem Feudal-System, ihren Adels-Vorrechten, ihrer Dummheit, ihren Pfaffenbetrügereien, ihrer Geistesknechtschaft — das ist ihm Wahrheit, Völkerrecht, Glück; das nennt er das gute Princip. Nun raisonnirt Herr Prof. Dr. Jarke weiter: Die Advocaten des Teufels — das sind die Liberalen; die Advocaten des guten Princips — das sind die Absolutisten. Das Richtertribunal ist die Geschichte. Entschied also die letztere in neuester Zeit zu Gunsten des Teufels, (d. h. des Teufels vom Herrn Professor Dr. Jarke) so geschah dies nothgedrungen deshalb, weil das gute Princip theils a l b e r n e, theils b e s t o c h e n e, und weil der Teufel lauter k l u g e und a r g l i s t i g e Advocaten hatte.

Alle Revolutionen sind demnach nur A d v o c a t e n k n i f f e. Alles, was die neueste Zeit für sich in Rede und Schrift vorgebracht hat, ist Spiegelfechterei. Haller, Dèbonal, de Maistre und wie die Herrn Alle heißen, vertheidigten die Sache des guten Princips schlecht, grundschlecht. Ich, Professor Dr. Jarke, ich will mich seiner anneh-

men, und deshalb stifte ich das „Berliner politische Wochenblatt."

Berliner politisches Wochenblatt — warum nicht chinesisches Wochenblatt?! Warum grade Berliner?! Wenn ich der Berliner Magistrat wäre, ich protestirte gegen diese Benennung.

Was hat das aufgeklärte, lichtvolle Berlin, wo gesunder Menschenverstand herrscht und von wo die intellectuelle Bildung für ganz Deutschland ausgehen — soll — was hat dieses protestantische Berlin mit einem düstern, lichtscheuen Blatte zu thun, dessen Lettern verkappte Mönchskutten und dessen Gedanken chinesische Pagoden sind. Thue uns doch der Herr Professor Dr. Jarke den Gefallen, und nehme das Berliner von seiner Zeitung hinweg. Wir bitten ihn sehr darum, denn es ist eben so wenig ein berlinisches als ein preußisches, es ist ein Jarkesches Blatt.

— — — — —

— — — — —"

So schrieb ich einst und bin ganz von dieser malitiösen Persiflage zurückgekommen, seitdem Studien mir einen tieferen Blick in das Grundwesen des politischen Wochenblattes zu werfen vergönnt haben. Die Erkenntniß desselben ist ohne ein Eingehen in die Ansichten Jarke's über den Theil der Jurisprudenz, den er selbstständig und originell ausgebildet hat, — über das Criminalrecht — unmöglich und wird selbst dem scharfsinnigsten Kopfe ein Räthsel bleiben. Hier in dem allgemeinen Theile spricht Jarke das unverholen aus, was er in seinem Blatte nicht zu sagen wagt; hier hält er an der düstern katholischen Idee fest, daß die Welt da sei, um ihre Sünden abzubüßen, daß das Blut Christi noch ungesühnt am Kreuze hafte, daß die Strafe des Verbrechers ein Geleitschein in den Himmel werde, daß der Teufel leibhaft mit aufgesperrtem Rachen auftrete, daß wir hier auf der Erde demüthig, zerknirscht und gebrochen umherwandeln müssen, damit die Schuld von uns weiche und wir würdig gehalten werden, einzugehen in

das ewige Reich. Da ist an keine freie Erhebung der Sittlichkeit in uns zu denken, an keine Wiedergeburt des Menschen durch eigene Kraft, durch eigenes Emporschwingen zum Ideal, da wird die Strafe nicht als eine moralische Nothwendigkeit, vermittelst welcher der gefallene Mensch wieder erhoben und verklärt wird, sondern als Rache, als Sühne für das ganze Menschengeschlecht angesehen.

Wie muß bei solchen Ansichten sich die politische Weltanschauung gestalten?! — So zufällig es an und für sich ist, daß Jarke und sein Hauptmitarbeiter, Professor Philipps, katholisch geworden sind, so bedeutungsvoll wird dieser Schritt in Verbindung mit ihrem jetzigen Auftreten; und ich weiß nicht, ob ihr Uebertritt als eine Consequenz ihrer politischen Anschauung, oder ob diese als nothwendige Entwickelung aus jenem sich gestaltet hat. Wie dem auch sei — es sind Ehrenmänner, die wahr und wahrhaftig auftreten, und die nach ihrem innersten Grundwesen Heuchler geblieben

wären, wenn sie sich nicht zum Katholicismus bekannt hätten.

Denn darin besteht eben die Aufgabe der Revolution, daß sie denjenigen Völkern, die der Reformation nicht theilhaftig geworden sind, diese bringen will — und zwar nicht in der dünnen, schmalen, knappen Form, welche den Himmel und die Erde sondert, in jenen die Freiheit verpflanzt und auf dieser die Knechtschaft stehen läßt, dem lieben Gott den Kampf ankündigt und sich vor den Herren dieser Welt ängstlich und demüthig verkriecht. Wenn das zusammensinkt, was Petrus und Paulus festgestellt, was die ersten Päpste geheiligt haben, so darf und muß auch das in den Staub getreten werden, was die besoldeten Schreiber in ihren Kanzleien zusammengeschmiert, wenn es faul und unbrauchbar geworden ist. — — — — — Nicht mehr die Kirche, noch vielweniger die Könige, sondern der Staat soll die Vergegenwärtigung Gottes auf Erden sein, in welchem sich seine Vermenschlichung offenbart und den-

jenigen ſich kund gibt, die ihn ſuchen. Der Staat als das Product der Freiheit, als ſein organiſch ausgebildeter Begriff, als das vollendeteſte Kunſtwerk, worin ſich der Geiſt manifeſtirt hat, ſoll nicht durch das Ueberirdiſche Vollendung, Ergänzung uud die Beſtimmung ſeines Werthes oder Unwerthes erhalten, ſoll nicht ganz auf daſſelbe angewieſen und in ihm und ſeiner Verklärung erſt Beachtung und den Ruhepunct finden; er ſoll als Menſchenwerk in freier Sittlichkeit ſich erheben und unbekümmert um den Gott in der Mönchskutte oder dem Purpurmantel, den man uns aufdringen will, unbekümmert um Paradies oder Hölle ſeiner ſelbſt willen daſein und auf Nichts als auf ſich ſelbſt Rückſicht nehmen. Gott will nicht, daß wir ihm den Staat als Opferthier zu Füßen legen und ihm ſagen: ſiehe da — wir ſchlachten dir unſer Liebſtes. Unſern Vorfahren konnte man das einreden, weil man ſie verbrannte, wenn ſie daran zweifelten. — Manche Leute ſagen, das Aufbauen eines Staates als Kunſtwerk nach der Idee der

Freiheit sei für unsere gebrechlichen Kräfte zu schwierig, die wir in jedem Jahrtausend mit knapper Noth ein paar gute Tragödien zusammenbringen, — doch nur Schatten der Wirklichkeit. — Immerhin! Irren wir, so mögen uns die Trümmer begraben. Es wird ein ruhmreiches Grab werden, und ein solcher Irrthum ist dem Ewigen lieber als das Fortkriechen in dem alten Schlamm vergangener Jahrtausende und ihrer Satzungen. —

Die niederträchtigste oder die göttlichste Waffe gegen die Revolution ist die katholische Anschauung, je nachdem sie erheuchelt oder aus dem Herzen genommen ist. Wenn uns die Erde als ein Jammerthal geschildert wird, hinter welchem in ewiger Schöne der paradiesische Frühling prangt und in welchem die Sünden der Vor- und Nachwelt durch Reue, Zerknirschung und Elend abzubüßen sind; wenn uns Christus gezeigt wird, wie er blutig am Kreuze dahinschwebt und mitleidig-traurig auf das verderbte Menschengeschlecht schaut, das sich niemals reinigen und verklären kann; wenn die ganze

Geſchichte nicht den Stempel der freien Sittlichkeit, ſondern der Vorherbeſtimmung an ſich trägt; dann erlahmen freilich die Fittige des Geiſtes, dann gewöhnt man ſich an jede Schinderei, weil ſie ja als Buße zu betrachten iſt, dann gewinnt man am Ende die Leibeigenſchaft und die Cenſur lieb und nennt die neueſten deutſchen Bundestagsbeſchlüſſe ein heilſames Werk. —

Genug davon. — Der Styl im politiſchen Wochenblatte iſt zum Theil meiſterhaft und ausgebildet. „Den Bericht über die Zeitereigniſſe," mit dem das Journal beginnt, rührt von dem Redacteur, die „Gloſſen eines Zeitungsleſers" von ſeiner Frau und die etwas ſchwerfälligen Artikel über die ehemaligen deutſchen Stände-Verfaſſungen vom Profeſſor Philipps her, der in dieſem Fache bedeutende Kenntniſſe beſitzen ſoll. Als den Verfaſſer einiger wüthenden Diatriben gegen den Liberalismus nennt man einen gewiſſen Herrn von Raumer, der mit ſolchem Unſinne keine Lorbeeren

erringen wird; die übrigen Mitarbeiter sind nicht bekannt.

Ich kann nicht unterlassen, noch einmal auf die bedeutsame Erscheinung dieses Blattes aufmerksam zu machen, das mannigfaltigen Stoff zur Belehrung in sich trägt und einen tiefen Blick in das Wesen der besseren Absolutisten unserer Tage werfen läßt.

8.

Ich komme nun zu den belletristischen Journalen. „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst," rufe ich dem geneigten Leser zu und bitte ihn, diesen Wahlspruch bei den bevorstehenden Zeilen recht scharf ins Auge zu fassen. Wo es sich um den heiligen Geist der Freiheit und Gerechtigkeit, wo es sich darum handelt, ob wir als Männer oder Sclaven dastehen, ob wir ohne Erröthen zum Himmel empor und in das Angesicht der uns anvertrauten Kinder schauen dürfen; da laßt uns streng und eisern sein und mit allen Mitteln, die

uns Gott und das Talent gegeben, die Ungethüme und Fratzen fortzuscheuchen suchen, welche sich hohnlachend vor die Sonne stellen und uns ihren Strahlenkranz mißgönnen. Alle Kräfte, alle Gefühle reget auf, wappnet die Brust mit dem Stahlpanzer und die Hand mit der Feder und dem Schwerte und kämpfet bis auf den letzten Hauch gegen die an, welche verkappt im Dunkeln umherschleichen und das öffentliche Leben wieder zu verfinstern bemühet sind. Was in dem Tiefsten der Seele verborgen schlummert, das fördert zum Heil der guten Sache an das Tageslicht und strömet es in mächtigen Dithyramben aus und gießet sie wie verheerende Waldbäche über das Haupt der bekannten Feinde. Die Gewalt der Rede vermähle sich mit der weitverbreiteten Schrift und töne wie Gottesruf durch die Gauen des Vaterlandes und stürme und brause fort in den Herzen der Jünglinge und Greise. Da, wo es Freiheit, Wahrheit und Völkerwohl gilt, da seid auf eurer Hut und peitschet die mit Geißelhieben des Spot-

lis und des Hehnes aus den geweiheten Kreisen heraus, die ohne das reine Gemüth und den ernsten Willen sich zu euch hindrängen; da sei jeder Schritt rückwärts eine Todsünde gegen den heiligen Geist und sein Gebot; da lasset uns mit ehrlichen Klammern an dem festhalten, was in dem Evangelium unserer innern Offenbarung verzeichnet steht. Denn ernst ist das Leben!

Aber heiter auf goldner Wolkenhöhe thronet die Kunst und steiget erbarmungs- und mitleidsvoll aus ihrem luftigen Reich zu uns und zu unsern irdischen Schmerzen hernieder und streut aus dem ewigen Füllhorn kühlende Blumensträuße über die glühende Schläfe und haucht Versöhnung und Verklärung in die ringende Brust. Wild brausen und wogen die Lebensfluthen und der Sturm peitscht sie wirbelnd-chaotisch durcheinander; wie ein Wiegenlied zieht die Kunst beschwichtigend über sie hinweg und löset das Getöse in harmonisches Wellengelispel auf. Da handelt es sich nicht um die Nothwendigkeit; die Phantasie führt den Zauber-

ſtab und ruft Geſtalten und Begebenheiten hervor, welche ſich weder drängen noch ſtoßen. Darum Friede und Anerkennung den Künſtlern in Worten, Werken, Farben und Tönen. Wer in dieſer bittern Zeit uns Labung und Erquickung reichen will, iſt willkommen und verdient ſeines guten Willens halber ſchon unſern Dank. Er bringe ernſthaften Spaß, oder ſpaßhaften Ernſt — wohl ihm, daß er jetzt ſpaßen kann, und wohl uns, wenn wir ihn zu genießen im Stande ſind. Wie ſich auch das Strahlenauge der Poeſie in die verſchiedenſten Farbenmiſchungen brechen mag — laßt uns mild und nachſichtig ſein und bedenken, daß der leichte Schaum gar bald verflogen iſt und nur durch ſein Regenbogenſpiel ergötzen will. Die Lorbeerkränze für die deutſchen Dichter ſind vergriffen und wehe dem Unberufenen, welchem er auf das proſaiſche Haupt geſetzt wird. Apollo weiß ſich zu rächen, er ſendet ſeine Sonnenblitze in den Kranz und verſengt den Ungeweihten. Darum nochmals ſei es wiederholt — Anerkennung den Spielen der Phan-

taſie und Friede ihren harmloſen Erzeugern! Denn heiter iſt die Kunſt. Man hat es ſich zur Gewohnheit gemacht, die hieſigen Künſtler, Literaten und Belletriſten mit Spöttereien zu verfolgen. Wer etwas Witz und Hohn in ſich fühlt, ſollte dieſe doch auf ganz andere Leute als auf Ehrenmänner ſchleudern, die in ihrer Phantaſiewelt fortleben und aus ihrer vollen Bruſt uns manches ſtärkende, erhebende und erheiternde Wort darreichen. Man glaubt Wunderdinge vollbracht zu haben, wenn man unſere Journale mit Sarkasmen überſchüttet, und ſollte dieſe doch für unſere drückenden Preßverhältniſſe aufbewahren. Man überſieht das viele Gute, was unſere Blätter bringen und vergißt, daß das Schlechte nie geſtrichen wird. — Sobald von Kunſt und Wiſſenſchaft im preuſſiſchen Staate die Rede iſt, da dürfen wir uns ſtolz erheben und auf ihren großmüthigen Beſchützer, unſern König, verweiſen; und wenn unſer Staat keinen andern Zweck vor ſich hätte, als eine tüchtige Akademie für Maler, Bildhauer, Schriftſteller

u. ſ. w. abzugeben, ſo müßte jeder Tadel über ihn auf der Zunge erſterben. — Aber die Kunſt iſt knechtiſch und welkt hin, wenn ihre Wurzeln nicht in der Freiheit zu ſuchen ſind. —

Ich glaubte die obigen Bemerkungen den wenigen Notizen vorausſenden zu müſſen, die ich hier über die hieſigen belletriſtiſchen Journale geben will. Der Standpunct, von dem ich ausgehe, wird den Leſern keine Diatriben erwarten laſſen.

Zuerſt etwas über „den Geſellſchafter," der unter der umſichtigen Redaction des Profeſſors Gubitz ſchon ſeit Jahrzehnden zahlreiche Leſer zählt. Es gehört hier und auswärts unter gewiſſen Leuten zum guten Ton, ſich über dieſes Blatt und ſeine unerſchütterliche, einförmige Richtung zu mequiren. Man ſollte doch bedenken, daß auch die conſervative Idee in der Literatur repräſentirt ſein will, daß ſie gerade der zügellos-fortſtrebenden Eile der Jüngern wohlthätig entgegentritt, und daß Gubitz vermöge ſeiner Individualität und ſeines ruhigen,

Autorn, bescheidenen Wesens nothwendig auf diese Weltanschauung angewiesen ist. Ich habe ihn nur einmal gesprochen und ihn ganz so gefunden, wie ich ihn mir gedacht. Er gibt sich, wie er ist und macht durchaus keine Ansprüche, ein Dichter heißen zu wollen. Seine gediegene Poesie liegt in den genialischaften Arbeiten seiner Holzschneidekunst, die echt Witz und Originalität hat und von denen den Meisten meiner Leser wohl Proben zu Gesicht gekommen sind. Freunde, die ihn näher als ich kennen, rühmen seine Gutmüthigkeit, seinen Scharfsinn und seinen Freimuth. Ich spreche mich darum so weitläufig über diesen schätzenswerthen Mann aus, weil Correspondenzler und Pamphletschreiber ihn oft herabzuwürdigen suchen; wie diese Art von Schriftstellern überhaupt eine Art Freude daran zu haben scheint, mit ihrem Gift und ihrer Galle Ehrenmänner zu besudeln und die wahrhaften Schuldigen Rücksichten zu verschonen. — Nimmt man den Gesellschafter zur Hand, so muß man sagen, daß er meisterhaft redigirt ist. Denn er

hat Farbe und stete Abwechselung; und das ist es, was man vom Redacteur zu verlangen berechtigt ist. Daß die Farben frisch, daß die Abwechselung pikant sei — dafür müssen die Mitarbeiter sorgen. Wir sind nun im Gesellschafter nicht sehr gewählt; und man stößt oft auf Namen, von denen sich nichts Leidliches erwarten läßt; hat man aber die oft langweiligen Hauptartikel überstanden und kommt zu der Tagesliteratur, so wird man reichlich entschädigt. Die musikalischen Kritiken waren in der letzten Zeit so gediegen und geistreich, wie sie wohl kein anderes deutsches Blatt aufzuweisen haben wird. Ihr Verfasser hatte sich durch eine Chiffer angedeutet, die mir bisher nicht vorgekommen und die ich also nicht zu enthüllen im Stande bin. Die Correspondenz-Nachrichten tragen das Gepräge der Wahrheit und Unparteilichkeit und erstrecken sich nicht blos auf Theaterklätschereien, sondern ziehen das Leben mit seinen mannigfaltigsten Beziehungen in ihr Gebiet; ich erinnere mich, recht belehrende Artikel

aus London, Paris und Wien gelesen zu haben, die eine ehrenvolle Ausnahme von dem gewöhnlichen, leeren Geschwätz machten. „Das Beiblatt" ist mehr für Kunst und Technik berechnet und könnte bei größerer Ausbildung und einer weniger schwankenden Tendenz dem längst gefühlten Bedürfnisse Abhülfe thun. Mit einem Worte: der Gesellschafter ist ein ehrliches, bürgerliches Journal, das belehren, zerstreuen, erwecken will und seinen Zweck vollkommen erfüllt. Wer nach pikanter oder hochpoetischer Kost geizt, weiß, wohin er sich wenden soll; der Geschäftsmann, der sich erholen will, wird den Gesellschafter selten unbefriedigt aus der Hand legen und der Familienvater ihn nie den Seinigen vorenthalten, da wohl noch nie eine Unsittlichkeit seine Zeilen befleckt hat. Mir fällt hier eine recht niedliche Anekdote von Gubitz ein, der bei der Frage Zelter's, ob er Holzhauer oder Holzschneider wäre, sich dadurch auf seine harmlose Weise aus dem Handel gezogen haben soll, daß er Jenen darüber

Auskunft zu geben hat, ob er sich zu den (Mau-rer-) oder (Thon-) Tonmeistern zähle; worauf Beide in ein herzliches Gelächter ausbrechen.

Der Freimüthige verdient schon darum Beachtung, weil der geistreiche Willibald Alexis (Dr. Häring) seine Redaction führt. Das Blatt steht originell unter seinen Collegen da, weil es sich wenig um das Theater-, um Correspondenz-Nachrichten, um Recensionen, um das hiesige öffentliche Leben, d. h. um unsere Concerte, Declamatorien u. s. w. kümmert, die es sammt und sonders in ein paar Zeilen, betitelt „Wochenlese" oder Tages-Allerlei einzwängt. Es geht seinen eigenen Weg; gibt kleine Novellen, die aus der Tieck-Alexis'schen Schule entsprossen, oft werthvoll und gediegen sind und in denen ein recht frischer Ton vorherrscht; es tischt Gedichte auf, die gewöhnlich mehr als mittelmäßig — zum Ausfüllen dienen; es spricht sich durch Herrn W. Albrecht über vaterländische Kunstgegenstände treffend und herzlich aus; es theilt unter der stehenden Rubrik

„Zeitgenossen" kurze charakteristische Biographien berühmter, lebender Männer mit, die scharf aufgefaßt und meisterhaft portraitirt werden; es erfreut manchmal seine Leser durch künstlerisch ausgeführte Charakterschilderungen und Genrebildchen, die meistentheils vom Redacteur herrühren und die in ihrer raschen, skizzirenden, geistreichen Manier sogleich ihren Verfasser errathen lassen. Man sieht aus dieser mangelhaften, oberflächlichen Zusammenstellung, daß das Blatt einen höhern Wirkungskreis sucht und findet. Und sollte es nicht auch rathsam sein, die auf einem tiefliegenden Grund beruhende Lesewuth unserer Zeit allmählig selbst in der Journal-Literatur zum Liebgewinnen des Bessern heranzubilden? — — Ich werde über den deutschen Schriftsteller Wilibald Alexis weiter unten in dem Abschnitte „Literatur" sprechen; und will hier nur andeuten, daß dieselbe scharfe, portraitirende, kecke und gern niederländische Situationen hervorrufende Manier, welche seinen größeren Werken inne wohnt, auch die kleineren

Journal-Artikel auszeichnet. Ueber die politiſchen Anſichten, die er hier und da einſtreut, bin ich nicht ins Reine gekommen und kann ſie mit vielem Anderen, das er geſchrieben, nicht recht vereinen. Möge er ſie vor ſeinem Genius zu verantworten im Stande ſein! — Auch ihn hat man angegriffen — und zwar mehr bitter als gerecht. Denn man ſollte ſich doch über jedem der hieſigen Blätter, auf nebelicher Wolkenhöhe einen Cenſor ſchwebend denken, der den Staat zu retten glaubt, wenn er die beſten Gedanken ſeiner Schriftſteller gleich nach der Geburt tödtet und ſie gar nicht in das bunte, bewegte Leben hinausläßt.

Die Jahrbücher für Kritik — darf ich hier nur berühren. Sie gehören vor ein anderes Forum, da Männer, welche als Ruhmesſäulen in dem Tempel der deutſchen Gelehrſamkeit prangen, hier ihre Arbeiten und Anſichten oft vorlegen. Doch ſei mir die beſcheidene Frage vergönnt, warum die bedeutendeſten Erſcheinungen ignorirt wer-

den, wenn ihre Verfaſſer in Polemik gegen die hegelſche Schule getreten waren? —

Die eben genannten drei Blätter bilden unſere vornehme, ariſtokratiſche Journal-Literatur; ſie machen auf mehr als auf das Eintagsleben Anſpruch und erſcheinen in halbwöchentlichen Lieferungen. Sie ſtreifen mehr in das höhere Gebiet des Lebens, halten ſich etwas zurück und ignoriren ganz unſere ephemere, ſpaßmachende, demokratiſche Tagesblatt-Literatur.

Hier eröffnet der „Berliner Figaro," redigirt von Oettinger, den Reigen. Sein Vorgänger, Eulenſpiegel, wurde wegen Obſcönitäten verboten, nicht ſeines Liberalismus oder eines Wortſpiels auf Herrn von Brenn halber, wie fälſchlich verbreitet worden iſt. Ich glaube dieſe Erklärung darum hier geben zu müſſen, weil man ſonſt im Auslande zu kleinlich von unſerm Miniſter denken müßte. — Was das Blatt in ſeiner jetzigen Geſtalt anbetrifft, ſo läßt ſich über die ſpaßmachende Tendenz weiter nichts ſagen, als daß

immerwährender Spaß am Ende bitterer Ernſt wird. Es muß auch neckiſche, ſpottende, ironiſche Geſellen geben; doch werden ſie ohne den heiligen Ernſt im Hintergrunde bald widerlich und erregen ein Grauen über ihre Leerheit und Nichtigkeit. — Kein nachdenkender Menſch wird Herrn Oettinger Talent abſprechen und Jeder verübelt es ihm, daß er ſo lüderlich ſchreibt. Wenn er erſt die Heiligkeit des Sittlichen begriffen haben wird, dann dürften wir die Freude haben, ihn als einen wahrhaften Satyriker begrüßen zu dürfen. Den meiſten Werth geben ſeinem Blatte die Kritiken über hieſige Muſik-Erſcheinungen von N. N. (Dr. Sobernheim). Ich werde über dieſen geiſtreichen Recenſenten mich in dem Artikel „Theater" ausſprechen.

Don Quixote, redigirt von Adolph Glaßbrenner hat ebenfalls eine ſatyriſche Tendenz und verdient darum empfohlen zu werden, weil er ein reges Streben, eine Scheu vor Verletzung der Sittlichkeit und in den Arbeiten ſeines Heraus-

gebers recht witzige Artikel aufweist. Das Blatt ist weniger auf Localitäten eingerichtet und dürfte auch in den entferntesten Gegenden noch Interesse erregen. Fahre Herr Glaßbrenner so fort, und er wird sich der Achtung und der Theilnahme der Besseren zu erfreuen haben; aber sein guter Geist bewahre ihn vor der Klippe der Frivolität. Munter, launig, keck, ironisch, treffend, spitzig — das war auch sein großer Schutzherr und Gönner, Michel Cervantes; der schlug mit der braven Lanze unter das blöde Ritter- und Pfaffenvolk und hieb sie zusammen und tödtete sie durch Spott und Hohn. Aber in den Schleier der Sittlichkeit eingehüllt, läßt er seine Frauengestalten vor uns auftauchen, er hat die Religion nie frech besudelt, die Kunst nie herabgewürdigt, das Heilige nie entweiht; — und war der große Satyriker. Hat sich Herr Glaßbrenner ihn zum Vorbilde genommen, wie der Name seines Journals anzudeuten scheint, so drücken wir ihm herzlich die Hand und wünschen ihm Glück. Was ist auch der Witz

ohne Ernſt? — Ein Blitzſtrahl, der verheerend einſchlägt und kaum einen Moment leuchtet. Und dieſem Kitzel ſollte der Biedermann ſeine Ehre und ſein beſſeres Selbſt aufopfern?! — — —

Ich theile zum Schluſſe eine Probe aus dem eben beſprochenen Blatte mit, und hoffe dafür auf den Dank meiner Leſer.

Scene aus dem Thierreiche,

von Adolph Glaßbrenner.

Der Löwe. Der Tiger. Der Ochſe. Mehrere unbedeutende Thiere.

Der Löwe. Sind Sie verſammelt, meine Herren?

Der Tiger. Oui!

Der Löwe. Wir wollen uns über das Wohl meiner Thiere berathſchlagen. Hund! Meine Taſſe Chocolade.

Der Hund (ſtreckt alle Viere von ſich und rutſcht auf dem Bauche mit der Taſſe Chocolade näher.)

Der Löwe. Liebenswürdiger Hund — hängſt Du noch immer an meiner Perſon?

Der Hund. Noch immer! Ich bin ein ſerviler Hund.

Der Löwe. Komm einmal her. Laß Dich ein wenig mit Füßen treten.

Der Hund. Mit dem größten Vergnügen! (Der ſervile Hund läßt ſich mit Füßen treten.)

Der Löwe. (Indem er tritt.) Meine Herren — Sie ſehen, ich bin auf den Hund gekommen.

Das ganze Thierreich (lacht; der Hund ruft: wie geiſtreich!)

Der Tiger (verbeugt ſich ſechsmal) Sire! Verzeihet, wenn ich Eure majeſtätiſchen Ohren mit läſtigen und unnützen Klagen incommodire; aber es iſt meine Pflicht, alle Beſchwerden, welche die niedern Thiere einreichen, zu Eurer Majeſtät Kenntniß zu bringen. Der Fuchs iſt auf den Einfall gekommen, frei werden zu wollen.

Der Löwe. Sperrt die Beſtie ein und werfet ihr einen Criminal-Proceß an den Hals.

Das Schaf (drängt ſich hervor.) Bitte um Entſchuldigung, ich....

Der Tiger. Halt's Maul, Schaf! Du haſt hier Nichts mit zu reden.

Das Schaf. Aber ich gebe doch die Wolle, und ...

Der Tiger. Was gibſt Du? Gar nichts gibſt Du. Die niedern Thiere geben gar nichts. Wir nehmen.

Der Löwe (ſtreicht dem Tiger die Wangen.) Ja wohl, mein liebes Thierchen. Wir nehmen.

Der Ochſe (etwas dreiſt.) Sire — dürfte ich Sie erinnern, daß wir uns hier verſammelt haben, um über das Wohl der Thiere zu berathſchlagen?

Der Löwe (nimmt eine Priſe.) Ja ſo! Nun? He, he, he, worüber klagen denn die Thiere, worüber können denn die Thiere meines Reiches klagen? Laßt doch hören, he, he, he.

Der Leopard (kommt außer Athem ins Zimmer geſtürzt.) Meine Herren! — Die Gemſe — die Opern-Tänzerin von den Alpen iſt angekommen.

Der Löwe (springt schnell auf.) Was? die Gemse? Meine Herren — die Sitzung ist aufgehoben. (Alles drängt sich hinaus.)

Der Ochse (zum Löwen im Gehen.) Aber ... Sie ... das Wohl der Thiere ...

Der Löwe (zornig.) Schweig, Ochse!

Die hiesige Modenzeitung hat sehr niedliche Kupfer und wird von Herrn Alexander Cosmar redigirt. Das ist Alles, was ich von diesem Blatte zu sagen weiß. Denn bei einem solchen Institute ist der Text mehr Beilage zu den Bildern, die allgemein gerühmt werden.

Von den übrigen Journalen will ich der Vollständigkeit halber nur ein Verzeichniß beilegen; da sie theils vor das Forum der ernsten Wissenschaft gehören, theils nur gedruckt und nicht gelesen sind. „Der Beobachter an der Spree," unser Volksblatt, muß darum erwähnt werden, weil er zu fast 10,000 Exemplaren abgesetzt wird, und wahrhaft schauderhaft im eigentlichen Sinne des Wortes ist. Denn man findet da weiter

nichts als Mord- und Schauergeschichten von der derbsten Qualität; und es kann sich leicht Jeder denken, was dergleichen Abnormitäten für einen Einfluß auf seine ungebildeten Leser ausüben. Die Regierung sollte das Blatt an sich kaufen und ihm für die Tausende von Abonnenten eine heilsamere Tendenz geben. Das wäre human!

Verzeichniß der hiesigen Journale nach alphabetischer Ordnung:

Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. M. H.

Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Gerichtspflege. Heftweise.

Allgemeiner Anzeiger zur preuß. Staatszeitung. 2mal wöchentlich.

Allgem. Archiv für die Geschichtskunde des preuß. Staates. M. H.

Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Heftweise.

Archiv für mediciniſche Erfahrung. 6 Hefte im Jahr.

Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der praktiſchen Policei. R. Rerker. W.

Beiträge zur Reviſion der preuß. Geſetzgebung. 6 Hefte im Jahre.

Literariſche Annalen d. geſammten Heilkunde. M. H.

Annalen der preußiſchen innern Staatsverwaltung. G. H.

Beobachter an der Spree. R. Schmidt. Wöchentl.

Berliniſche Nachrichten. R. Spiker. (Spenerſche Zeitung.)

Voſſiſche Zeitung.

Bibliothek der praktiſchen Heilkunde. M. H.

Blätter aus dem Gotteshauſe. Heftweiſe.

Berliner Stadt- und Landbote. R. Schumann. (14 Tage 1 Heft.)

Freimüthige. R. Häring.

Geſellſchafter. Gubitz.

Preußiſche Geſetzſammlung. (Unbeſtimmt.)

Berliner Handlungszeitung.

Preußischer allgemeiner Hausfreund.

Jahrbuch für die Pharmacie. Heftw.

Jahrbücher für Wissenschaft und Rechtsverwaltung.

Jahrbücher der Straf- und Besserungsanstalten aller Art.

Immergrün von Sammerfeldt.

Intelligenzblatt.

Journal für Baukunst.

Journal der Chirurgie und Augenheilkunde.

Jahrbücher der praktischen Heilkunde.

Jahrbücher für reine and angewandte Mathematik.

Jahrbücher für die neuesten Land- und Seereisen.

Iris im Gebiet der Tonkunst. Ri Rellstab.

Juristische Zeitung.

Kinderwochenblatt.

Evangelische Kirchenzeitung.

Magazin für die gerichtl. Arzneiwissenschaft.

Magazin für die gesammte Heilkunde. R. Rust.

Berl. Medizinische Zeitung.

Militair-Literaturzeitung.

Militair-Wochenblatt.

Mittheilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege.

Modenspiegel.

Neue Monatschrift für Deutschland.

Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes.

Rechtsprüche der preuß. Gerichtshöfe.

Kritisches Repertorium für die gesammte Heilkunde. R. Casper.

Allgemeine preuß. Staatszeitung.

Kritischer Wegweiser im Gebiete der Landchartenkunde.

Berliner politisches Wochenblatt. Jarke.

Berlinisches nützliches und unterhaltendes Wochenblatt.

Zeitblatt für Gewerbe und Freunde der Gewerbe.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Zeitschrift für die Criminal-Rechtspflege in den preuß. Staaten.

Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft.

Wissenschaftliche Zeitschrift für die Bearbeitung des preuß. Rechts.

Linnaeus. (In lateinischer Sprache.)

VI.

Närrisches.

Der liebe Gott war einmal bei recht froher Laune und wollte sich einen Spaß machen.

Er rief Gabriel herbei und sagte ihm: Ich finde das Einerlei im Himmel sehr ermüdend. Die Sterne kreisen in ihren vorgezeichneten Bahnen und preisen mich durch vorgeschriebene Sphärenmelodien. Die Engel trinken Thee und singen Tag für Tag ihre Psalmen. Wenn das in Ewigkeit so fortgehen soll, so möchte ich mich schon jetzt auf Pension setzen lassen. Unter uns gesagt — ich langweile mich göttlich.

Jener erwiederte: „Arrangiren Sie doch eine Masserade mit recht abwechselnden und schroffen Charakteren. Lassen Sie diese an zehntausend Jahre spielen und amüsiren Sie sich an ihrem

Anblicke, wenn die himmlischen Staatsgeschäfte Ihnen lästig fallen. Da kenne ich einen Planeten, welcher seiner närrischen Lage nach ganz für einen solchen Carneval geschaffen ist. Dort wird es bald kalt, bald heiß, bald hell, bald dunkel. Seine Luft begünstigt schon die Narrethei; sie ist stets wechselvoll und aus ganz eigenen Stoffen zusammengesetzt. Ich meine die Erde, die von der Sonne zu entfernt liegt, als daß die erwähnten Engel drauf hausen könnten."

„Dein Vorschlag ist picant. — Doch weißt Du, daß Alles, was ich erschaffe, unsterblich ist, und mein Gottesherz läßt es nicht zu, ein Geschöpf hervorzurufen, das seine Narrheit und Nichtigkeit durch die Ewigkeit fortschleppt."

„Das soll es — das darf es auch gar nicht! Wie ist denn das Ewige mit dem Närrischen vereinbar?! Die Maskerade würde dadurch weit lustiger, weit abwechselnder und stürmischer werden, wenn Jeder sein Costüm nur eine kurze Zeit tragen dürfte und sich dann wiederum ein Anderer in

die abgelegten Kleider werfen müßte. Bilde also Creaturen mit sterblicher Maske und unsterblichem Grundwesen, die, wenn ihre Carnevalszeit abgelaufen ist, in das ewige Reich der Geister wieder eingehen und uns gar Manches von der tragikomischen Historie zu erzählen haben werden. Und willst Du die Ironie vollständig machen, so lasse alle diese Geschöpfe undeutliche Erinnerungen von ihrem einstigen Urzustande her und die Sehnsucht nach ihm mit auf den Planeten bringen, lasse sie in den Trümmergestalten ihrer Erde die Schatten der Wesenheiten finden und möge es ihnen überlassen sein, die Harmonien dunkler Ahnungen mit den Disharmonien ihrer Umgebungen auszugleichen und vielleicht zu vereinen. Da werden sich Seifenblasen und Perlen bilden, da wird mancher Schaum emporsprudeln und in lustigen Regenbogenfarben uns ergötzen und erfreuen. Weil übrigens der praktische Nutzen der letzte Zweck jedes Staatshaushaltes — also auch des himmlischen — sein soll, so erlauben Sie, Ihnen noch in Erinnerung brin-

gen zu dürfen, welchen Vortheil uns die ganze Einrichtung gewähret. Für's Erste werden sich unter dem indischen Costüm gar mächtige Geister ausbilden, die, wenn sie nach abgelaufener Narrenzeit zu uns zurückkehren, die Erfahrungen ihrer Erdenpilgerschaft den Engeln mittheilen und Munterkeit und Frohsinn unter ihre schläfrigen Reihen verbreiten. Für's Zweite werden wir den Schalk Satan los, der durch seinen neckischen, malitiösen Charakter hier nur Unheil stiftet und den ich an Ihrer Stelle zum Narren-Intendanten ernennen würde. Er müßte die Rollen vertheilen, die Gruppen arrangiren, für Scandale und Quiproquo's sorgen und durch seine Sarkasmen oder Mystificationen da nachhelfen und wieder Leben und stete Abwechselung hineinzubringen suchen, wo es schläfrig einhergeht. Vielleicht theilt er uns auch einen vollständigen Plan mit, nach dem er handeln will, um das Ganze desto picanter zu machen und die Narrheit am Ende in systematisch-methodischer Ordnung uns vorzuführen. Er ist ein

schlauer Kopf und findet aus purer Gutmüthigkeit seine Freude an dergleichen Späßen."

Satan wurde gerufen und erschien als ein Engel wie seine übrigen Genossen. Sein Auge war mild und klar und nur ein feines, ironisches Lächeln, das um die zartgeformten Lippen spielte und manchmal zuckte, unterschied ihn von den Andern. Man erzählt im Himmel eine wunderbare Geschichte, wie er dazu gekommen. Er soll einst, als Gott schlief, ihm die Krone vom Haupte genommen und sie sich aufgesetzt haben, um doch einmal zu empfinden, wie Gott zu Muthe ist. Aber in dem Momente, als er das Diadem in Händen hielt und die Welt also ohne Krone war, rollten die Sphären im tollen Wirbel dahin. Das gebändigte Chaos gähnte wieder empor und scheußliche Larven und Ungethüme erhoben sich. Bei diesem Anblicke zog ein ungeheurer Jammer durch Satans Herz und schnell setzte er das Diadem auf sein Haupt. Das All kehrte zur Harmonie zurück, wirbelte sich wieder auf ewigen, heiligen We-

lodien und lag in ſeiner tiefſten Schöne geoffenbart vor den Blicken des Engels. Doch der ſchnelle Uebergang von unſeligem Schmerz zur göttlichen, weltüberſchauenden und weltdurchdenkenden Freude und die Unzuläſſigkeit der beſchränkten Cherubs-Bruſt für die Gottempfindung brachten bei Satan ein ganz eigenes, im Himmel nie vorgekommenes Gefühl, hervor, indem das Bewußtſein ſeiner Nichtigkeit ihm klar wurde und ſich als Spott über ſich ſelbſt zum erſten Male in ein ironiſches Lächeln ausprägte. „Trage dieſes Gefühl durch die ganze Ewigkeit —" ſprach der Allmächtige. — So wurde Satan und iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ihm legte man alſo den Carnevalsplan vor und machte ihn mit dem Poſten bekannt, den er zu bekleiden beſtimmt ſei. Er war ſehr erfreut über die ihm zugedachte Charge und drückte ſich folgendermaßen aus:

„Gabriel hat ſehr weiſe den Grundriß für das neue Geſchöpf angegeben. Es muß, um eine zweckmäßige Carnevals-Geſtalt abgeben zu können,

zwiefaches, sich einander widersprechendes Element in sich tragen, dessen schroffe Ausbildung auf der einen oder der anderen Seite, oder dessen Mischung Beider zu einem ganz eigenthümlichen Zustand oder Bewußtsein die wunderbarsten, buntscheckigsten Situationen hervorbringen muß, die eines göttlichen Mummenschanzes wahrhaft würdig sind. Bilde die äußere Hülle zufällig, wechselvoll, gebrechlich und sterblich und umgieb sie mit zufälligen, wechselvollen, gebrechlichen, todtgeborenen Dingen, deren Außenseite sie in ein Labyrinth führt, weil sie ihr Wesen nicht zu ergründen vermag und in ihnen nur Abbilder der Ideen sieht, die wir hier bergen und deren Andenken ihm dunkel-träumhaft vorschwebt. Eben dieses, dunkel-träumhafte Vorschweben des Göttlichen, welches das Geschöpf ahnt und doch seiner Gebrechlichkeit halber nicht absolut zu erfassen vermag, sei die Erhebungs- und zugleich die Vernichtungsstufe, auf welcher es sich entweder höher als wir im ewigen, sehnsuchtsvollen Ringen emporschwingt oder auf

welcher es im tollen Wahnsinn untergeht, um nach vollbrachter Laufbahn als gefallener Engel in unsere Regionen aufgenommen zu werden. — Erfülle seinen Geist mit der Ahnung von einer Urschönheit, die in vollkommener Harmonie Dir innewohnt, und lasse sie im Schatten vor seinen trunkenen Blicken vorüberziehen und entzündende Funken ihm in die Seele werfen. Wie werden diese sich in herrliche Sternbilder zusammenreihen, bald zur Flamme emporlodern, die den Himmel küßt und bald als Irrwische im Sumpfe leuchten und verführen. Laß ihn auch das Bewußtsein einer absoluten Wahrheit in sich tragen und ihn dieselbe auf seine Weise ausbilden und sich zu eigen machen. — Trete Du in Deiner Gottesgestalt auch nie vor ihn hin, sondern offenbare Dich ihm nur durch Deine ewigen Gedanken, d. h. durch Deine Werke und Gesetze. Das Bestreben, Dich erkennen zu wollen, wird eine der pikantesten Stellen im Carneval abgeben und Du wirst wahrscheinlich viele neue Aufschlüsse über Dich selbst bekommen. —

Damit aber die Narrenlast nicht zu sehr drückend wird, so bin ich ganz mit Dir einverstanden, daß der Einzelne dieselbe nach einer bestimmten Frist ablegt und seinem Nachfolger überlasse. Diese Erscheinung gibt gewiß zu vielen Combinationen Anlaß und Du hast den Vortheil, stets neue Gestalten vor Dir zu sehen, von denen jede einzelne im Herzen eine eigene Weltanschauung birgt, für sich etwas Abgeschlossenes, Abgerundetes ist, und doch durch den Schicksalsfaden wieder mit allen Andern zusammenhängt und an sie gekettet ist. Also ein doppelter Fasching! Denn jedes Individuum trägt einen Carneval von Gedanken und Beziehungen und Empfindungen im Herzen, die bald ernst, bald lustig, bald wehmüthig durcheinander wogen; — und die Erde birgt das große Carneval von lebendig gewordenen Gedanken, die sich stoßen und lieben und hassen und freuen. — Das Geschlecht mag so lange leben, bis das Programm aus ist, das ich Dich zu bestimmen bitte und

dessen Zielpunct darin bestehen mag, daß die Geschöpfe entweder ihrer Narrheit und Zufälligkeit bewußt werden und in komischer Selbstvernichtung untergehen; oder daß sie sich vermögen des göttlichen Elements, das Du in sie hineingelegt hast, zu Deiner Erkenntniß hindurchringen und uns gleich werden. — Das Uebrige, den Spaß, den Witz, den Scherz, die Eulenspiegelstreiche überlasse mir. Ich will stoßen, treiben, necken und höhnen; ich will Unordnung machen, verschieben, versetzen und mystificiren. Ich will sie das absolute Dumme — das Böse — lehren, ihnen Fratzen vorschneiden und sie diese nachahmen lassen. Was thut es? Aus dem tollen Reigen bricht doch Dein Gottesantlitz hervor und freut sich der reuigen Sünder. Du hast es ja immer gesagt, daß Du Dich jetzt nur darum langweilst, weil keine Sünde und mithin keine Reue, keine Zerknirrschung, keine Erhebung in der Welt sei. Ich will schon dafür sorgen und hoffe auf Deinen Dank."

Gott gab Satan das Carnevals-Vergnügen das ist die Idee der Menschengeschichte. — Und er sprach: es werde ein Narr!

Da wurde der Mensch. — —

Die erste Narrheit, die er beging, bestand darin, daß er sich eine Frau nahm. Bald liefen kleine Narrchen umher und wurden zu großen. Anfangs war die Maskerade sehr lumpig und an Charaktere gar nicht zu denken. Denn die wenigen Narren, die existirten, ahnten nicht im Geringsten, daß sie Narren seien und hatten Nichts durchzukämpfen. Sie fragten kaum: wo kommen wir her? wo gehen wir hin? was bedeutet die Sternenschrift am Himmel? Sie waren zufrieden, wenn sie zu essen und zu trinken bekamen. —

Als sich aber allmählig mannigfaltige Beziehungen, verschiedene Geschlechter und abstoßende oder anziehende Verhältnisse bildeten, als die Herzen den Schmerz kennen lernten, da wurde es immer lebendiger, wechselnder und geräuschvoller auf der Erde und Gott hatte seine Freude daran. Wie

der Narrenknäul immer verwickelter und picanter werde, wie immer bedeutendere Völkertruppen emportauchten, wie die Masken in immer buntscheckigerem Kram einherzogen — das weiß Jeder; und wer es nicht weiß, der lese die Menschengeschichte nach. Denn die Narrenheim wurden aufgeschrieben, in Marmor eingehauen und der Nachwelt überliefert.

Moses ahnte wohl, daß hier ein Carneval Statt finde und glaubte sich dadurch bei Gott beliebt zu machen, wenn er dafür sorgte, daß sein Volk nie zu diesem lichtvollen Gedanken hindurchzudringen im Stande wäre und ewig Komödie spielte, d. h. sich immer für klug und bevorzugt hielte. Er hüllte daher die leichten Narrheiten in schwere Gewitter- und Rauchwolken ein und bis heute haben die Juden diese nicht verscheuchen können. Gott fand keinen Gefallen an dem düsteren Wesen und hat gesagt: „Wenn ich je auf den Einfall käme, Jehovah sein zu wollen, so würde sich die Welt sogleich versteinern.“ —

Besser machten es die Griechen. Denn ge-

schöne Engel stiegen vom Himmel zu ihnen herunter, vermählten sich mit ihren Weibern, erzählten ihnen von dem Reiche der Schönheit und weckten die dunklen Ahnungen in den glühenden Seelen. Und weil sie Gott verstoßen hatte, wollten sie ihn suchen. Sie erfanden Götter und bildeten sie nicht aus Wahrheit, sondern aus Schönheit. In den uralten Sagen der hellenischen Vorzeit klingt es von den Titanen und Heroen wieder, welche große Botschaften mit sich brachten. Sie verkündeten den Menschen, wie sie ein Männer-Carneval abgeben sollten und riethen ihnen, den eigenen, unabhängigen Weg weiter zu gehen, die Gestaltungen des Schönheitssinnes auszubilden und ihre vollendetesten Blüthen als irdische Götter für das irdische Leben zu betrachten. So wurde die Mythenwelt, welche der Mensch im Rausch empfangen hatte und im Rausche verehrte. Gott freute sich über die Götter, pries sie als die schönsten, geschmackvollsten Masken im Erden-Fasching und sprach: Wenn ich nicht Gott wäre — ich wollte

Apollo sein." — Täglich stand er am Fenster und schaute auf das munter Griechenvolk, welches seiner gar nicht bedurfte, und lauschte ihren Hochgesängen und wohnte oft in ihren Statuen. Aber, ach — das Reich der Schönheit ist kurz und verblüht bald! Als das Jugendliche, Reizende und Rosige an den Göttergestalten erblichen war, da standen die Lügengebilde in ihrer schauerlichen Nacktheit da und wurden von dem Menschengeschlechte, das die Sagen der Vorzeit vergessen und erkannt hatte, verhöhnt und verspottet. Da zogen Jammer und Kummer durch die Herzen und die Welt rang die wunden Hände vergebens und konnte weder beten, noch weinen, noch sterben. Das gab ein miserables, einförmiges, römisch-despotisches Carneval ab; denn die Völker-Individualitäten waren untergegangen und allenthalben sah man römische unselige Menschen. Und Gott erbarmte sich ihrer, trat selbst unter sie, wurde zu ihres Gleichen, lehrte sie das Evangelium und offenbarte ihnen aus eigenem Munde, daß sie Narren wären und blieben ihr Lebenlang

und daß erst jenseits die Wahrheit und Wirklichkeit zu finden sei. Die Narren zeigten sich ihrem [illegible] gekreuzigten Gott. —

[illegible] begann erst der rechte Carneval. Die Völker aus Osten drängten sich vor, warfen die abgetragenen, veralteten, lebendig-verfaulten römischen Masken bei Seite und führten auf Roms Ruinen einen wilden, bacchantischen Nationaltanz auf. Wie auch sie allmählig ihren Charakter verloren und zu gewöhnlichen Narren herabsanken — das findet man in der großen Narrengeschichte gar weitläufig aufgezeichnet. Ganze Narrenstaaten tauchten hervor und unter, bis sich endlich aus dem Chaos des Mittelalters, das seiner einförmigen Kutte halber dem lieben Gott sehr wenig Freude machte, die neue Zeit hervorrang. Es kann hier nicht ausgeführt werden, wie viel Antheil der Teufel an ihr habe; noch viel weniger, welcher Faden sich durch den ganzen Fasching ziehe, und wenn die aufgeregten Massen zur Ruhe gehen werden. Doch soviel ist gewiß, daß der tolle Car-

neral seinen Endzweck erfüllt und die Herren droben außerordentlich amüsirt. Kaiserliche, königliche, durchlauchtige, fürstliche, gräfliche, hochadliche, adliche, hochwohlgeborne, wohlgeborne und gar nicht geborene Narren treiben sich bunt durcheinander und möchten den Lumpenstaat gern durch die Ewigkeit tragen; rationalistische, supernaturalistische, klassische, romantische, demagogische, absolutistische, legitimistische Charaktermasken wogen durch den Erdensaal und glauben, weiß Wunder! was sie haben.

Und droben im Himmel sitzt der liebe Herr Gott mit sammt den Engelein und sie schauen sich das Alles gemächlich an und freuen sich über die erbauliche Narrenhistorie und über die lustige Idee, daß manche Menschen glauben, sie seien keine Narren, sondern kluge, vernünftige Leute. Jetzt wird um die Mummenschanz-Freiheit gekämpft; es will Jeder ein Narr sein auf eigene Hand und sich die Narrentracht anlegen, die ihm beliebt und keinen Narrenkönig mehr respectiren. Auch soll es Jedem erlaubt sein, seine Narrheiten drucken zu

lassen, ohne daß sich irgend ein Censor, der selbst ein Narr ist, darüber zu kümmern habe. —

Wenn das erst errungen, wenn die Narrheit förmlich emancipirt ist, und wenn wir Alle gleichgeborene Narren sind — das wird einen Carneval geben mit Gruppen, Touren, Tänzen und Evolutionen, daß selbst die Himmlischen Lust bekommen, sich in den bunten Reigen zu mischen, und daß sie in höchsteigener Person Theil nehmen an der prächtigen Geschichte.

2.

Ich liebe die Narren. Denn eine tüchtige Narrheit ist am Ende mehr werth als eine verschrobene Klugheit. Wo ich also ordentliche Narren zu finden hoffe, suche ich sie auf. Man glaube ja nicht, daß meine Bemühungen oft mit Erfolg gekrönt werden. Die Zeiten sind vorbei, in denen man Klug en Leute mit der Laterne suchen muß; jetzt kannst du mittenwegs laufen, ehe du einen

Narren findeſt. Denn man kann jetzt die Klugheit für eine Kleinigkeit kaufen; bei jeder Taſſe Kaffee ſpielſt du bei Stehely eine Portion Klugheit herunter. Wer die bekannten deutſchen Bundestags-Protokolle einmal durchgeleſen hat und nicht klug geworden iſt, der hat gar keine Anlage dazu. So werden zwar manche Leute aus vieler Klugheit Narren; aber das iſt noch lange nicht die rechte Sorte. Wenn ich von Narren ſpreche, ſo meine ich die damit, welche auch die Narrheit närriſch behandeln. Und ich verſichere euch, die Diplomaten und Haarkräusler ausgenommen — gibt es ſolche Subjecte wenig. Die Meiſten glauben, ſie hätten eine Stufe im Narrenorden errungen, wenn ſich in allen ihren Aeußerungen und Handlungen eine Negation der Klugheit zeigt. Das iſt aber Kleinigkeit, Schulfüchſerei, meiſtentheils Verſtellung, Komödie. Solche Leute werden wieder klug, wenn die Narrheit ihnen die gehörigen Procente eingetragen. Sie ſpielen den Narren, nachdem ſie vorher ſchon klug

gewesen. Meine Narren sind aber närrisch, ohne vorher klug gewesen zu sein. Ich nenne sie concrete Narren. —

In Berlin gibt's Wenige, und diese wissen ihren Werth zu schätzen. Denn die Polizei und die Regierung, als ein Theil von jener, ist ein- für allemal wider jede Narrheit. Auf der Straße darf Niemand ein Narr sein; ja die öffentlichen Blätter dürfen keine Narrheiten enthalten. Wofür ist die Censur?! In Berlin soll keine Dummheit existiren — das kann ich nicht oft genug wiederholen. Wenn ein Adlicher Dummheiten begeht, wird er zu den Bürgerlichen geschickt; und wenn diese dumm werden, in den Adel erhoben. Das heißt Logik! Manche Leute haben ein Privilegium auf Narr- und Dummheiten; wollte ich sie nennen, käme ich schlecht weg. Andere grämen sich darüber zu Tode, daß sie ihre Narrheiten nicht zu Markte bringen dürfen und sie tief in den Herzensschrein verschließen müssen. Ich kenne einen Mann, der trägt seine Narrheit

schon 20 Jahre bei sich umhen, hat sie gepflegt und gehegt, mit Wasser begossen und vor der Sonne beschienen lassen und traut sich doch nicht, sie ans Tageslicht zu fördern, weil er auf seine unbedeutende Pension nicht zu verzichten im Stande ist. Ach — so oft ich ihn sehe, wie er so still und bleich einherwankt und gern in alle Welt seine Narrheit hinausrufen mag und sich dann wieder auf die Zunge beißt, wird mir gar wehmüthig zu Muthe und ich denke daran: Wenn das Verschweigen der Narrheit den Narren soviel Gram und Elend bringt, wie wird erst der Weise es fühlen, der seine prophetischen Geisterworte bei sich behalten muß, sobald er nicht ins Narrenhaus gebracht werden will. — Wie viele Leute können hier in Berlin ihre Narrheiten nicht los werden; die Censur streicht sie; das Theater-Comitté weiset sie zurück; die Polizei macht, als ihr Eigenthum, darauf Ansprüche; und am Ende bleibt nichts Anderes übrig, als daß die armen, gequälten Menschen ihre Narrheiten mit

unter die Grube nehmen und sich dort noch an den lieben Phantomen ergötzen.

Das geschieht auch, und darum sieht es so hell und lustig auf den hiesigen Kirchhöfen aus. Die Narrheiten zucken aus den Gräbern hervor, grünen und blühen duftig heran, erzählen so manche schöne, pikante Geschichte und dürfen von keinem Teufel gestrichen werden.

Jüngst war ich auf den Leichenhügeln Hegel's und Hoffmann's. Da sieht es kahl und nackt aus, und auch nicht eine farbige Narrheit erhebt ihr Blumenhaupt. Ihr großen Männer — das war euer Unglück auch im Leben! — O wenn doch Jemand, der viele Capitalien von Narrheiten besitzt, euch davon zu euren Schmerzen eine Handvoll in die Gruft würfe, damit ihr selig-heiser träumet und recht weich gebettet seid!

Ich bin es nicht im Stande; denn meine Narrheiten sind winzig und gering; und ich muß aus ihnen Bücher machen. —

3.

Neulich kam die Narrheit aufs hieſige Paßbüreau und forderte für kurze Zeit eine Aufenthaltskarte. Man war erſtaunt, man wußte ſich kaum zu faſſen. Wie ſind Sie nach Berlin, wie in den preußiſchen Staat hineingekommen? Wir thun ja alles Mögliche, um Sie weit von uns zu halten. Wir werden ja deßhalb Narren geſcholten, weil wir närriſche Mittel gebrauchen, um Sie zu entfernen. Reden, ſprechen Sie! Hat das bibliographiſche Inſtitut Sie vielleicht als Einlegezeichen in Bibeln hierher tranſportirt, waren Sie etwa zwiſchen dem Kniebande der Eislers, wanderten Sie von Wien aus hier ein, um mit höchſteigenen Augen den Triumph zu genießen, der Ihnen tagtäglich gebracht wurde? —

— „Sie beleidigen mich. Von der Seite komme ich nie! Von der Seite haben Sie die Dummheit, den Aberglauben, die blöden Kinder der Verfinſterungsſucht, aber nicht mich zu erwarten, die heitere Tochter der Aufklärung, die

ich als hindernder Genius die Menschen umschwebe, damit sie nicht toll vor lauter Ernst werden."

Sie sind?!

— „Die Narrheit, mein Herr."

So ist es also auch Narrheit, wenn Sie sich einen hindernden Genius nennen?

— „Wie Sie wollen! Das ist mein größter Triumph, wenn man mich für so recht närrisch hält, und ich es im tiefsten Innern fühle, wie mehr, wie ernst, wie bitterernst ich bin. Dieser Widerspruch mit der Aussenwelt, die durch ihn gewonnene Ueberzeugung meines Werthes und ihrer Nichtigkeit — das ist die Poesie der Narrheit, das ist die Uebergangsstufe zu meinem höhern, besseren Dasein. Ich mische mich unter die ernsten Menschen, und sehe ihr unglückseliges Treiben. Mich bauert das arme Geschlecht, das wie im Himmel leben könnte, wenn es nur den Muth hätte, närrisch sein zu wollen.

VII.

Censoren.

Ich hatte mir vorgenommen, über dieſes Thema einen recht langen Artikel zu ſchreiben und dabei mein Notizenbuch von Preß-Chicanen zu benutzen, die ich und Andere während unſerer Journal-Schriftſtellerei ausſtehen mußten. Ich hatte Alles in Bereitſchaft geſetzt, mein Dintenfaß mit Galle gefüllt, eine ſchwarze, ſpitze Rabenfeder in die Hand genommen und pathetiſch ausgerufen: Ihr Rachegeiſter unterdrückter Gedanken, die ihr in der Geburt erſtickt worden waret, umſchwebet mich und hauchet Spott und Hohn in meine Seele!

Da erſchien mir der alte Grano. — Er war eingehüllt in einen Sternenmantel von Cenſurſtrichen aus blauer Dinte und ſah mich bittend und wehmüthig an. „Ach — ſprach er — ſie zerren mich

aus meinem Grabe hervor und bedenken nicht,

— — — — — — — — — —

—. Ich weiß — ich habe dich im Leben oft gequält, dir das Beste, was du unter dem vielen Schofel gedacht, unbarmherzig confiscirt und einem langen Aufsatze deshalb das Imprimatur verweigert, weil darin geschrieben stand: Die Katze fraß einen Häring, worunter ich Injurien auf den Redakteur des Freimüthigen verstand, an den du gar nicht gedacht und den du stets geschätzt und geehrt hast. Aber sieh — wie sie mich aus Rache in ihrer Pöbelliteratur schon zugerichtet haben, sieh — wie sie mich necken und höhnen und mich armen, alten, todten Mann dem Spott preisgeben. Du bist mild und wirst wohl wissen, wie einem Censor im Leben zu Muthe ist, — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Laß mich in Ruhe!"

Kein Wort über dich! Friede deiner Asche! — Er bedankte sich gerührt und sagte mir, er

wolle seinem Sohne im Traume erscheinen und ihm gebieten, mir Vieles durchzulassen, was Anderen gestrichen worden wäre. —

Die neuesten Amtsblätter bringen frische Rekruten-Aushebungen für die Censoren. Es hat ein großes Avancement Statt gefunden. Der ehemalige Redacteur der Staatszeitung, Hofrath John, ist zum Censor sämmtlicher hiesiger belletristischen Tagesblätter ernannt und nebenbei zur Versilberung der Pille Geheimer-Regierungsrath geworden. Die Professoren H. Ritter (Verfasser der Geschichte der Philosophie) und Lanzizolle, ein Mann, der die ganze Jurisprudenz gern auf das altdeutsche Recht zurückbringen möchte und der das Feudalwesen bis in den Himmel erhebt — sind in das Censur-Collegium einrangirt. Böckh soll diese Stellung ausgeschlagen haben; wenn es wahr ist, macht es ihm alle Ehre. Daß der wackere Langbein in seinen alten Tagen unter die Censoren gegangen ist, soll wohl eine Satyre von ihm sein. Doch gebührt ihm Ruhm und Anerkennung, weil

er so liberal als möglich zu Werke geht, seine Stellung fast ganz vergessen läßt, sich manche Nase von obenher zuzieht und gewöhnlich sehr kurze Zeit bei einem Blatte beibehalten wird.

Die unverantwortlichste Inconsequenz liegt darin, daß hier Schriftsteller noch zur Rechenschaft gezogen werden können, wenn ihre Arbeiten schon die Censur passirt haben. Ich hatte einmal etwas über Juden abdrucken lassen, dem Herr Barbua nach gehöriger Castrirung das imprimatur nicht verweigerte. Vierzehn Tage darauf erhält der Redacteur — von welchem Collegium weiß ich nicht mehr — eine Zuschrift, worin mit klaren, dürren Worten steht: wenn solche Judenpersönlichkeiten noch einmal vorkommen, so würde das Blatt verboten werden. — Einem anderen Herausgeber wurde wegen einer unbedeutenden, etwas carrikirten Geschichte, die als Tagesgespräch von Mund zu Munde ging und den Jungen auf der Straße bekannt war, Folgendes schriftlich gedroht: Wenn Sie noch einmal Grund zu einer ähnlichen

Klage geben, so werden wir Ihr Blatt unterdrücken. —

Unterdrücken! Das war ein großartiger Schuft, der dieses Wort zuerst in die deutsche Sprache verpflanzte. Unterdrücken, die Polizei will unterdrücken! Man beißt die Zähne bei diesem Ausdrucke unwillkürlich zusammen und ballt die Faust. Warum nicht verbieten, die Erlaubniß versagen u. s. w. Warum gerade unterdrücken. Das Wort klingt so knutig, so russisch. Heiliger Gott — nur nicht unterdrückt werden. —

Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich weinen oder lachen soll, wenn ich so einen blutjungen Censor, der gar nicht lange her Collegia gehört hat, jetzt als meine Vorsehung, als den Repräsentanten der preußischen Intelligenz und als denjenigen betrachten soll, der die Fähigkeit besitzt, meine Gedanken zu controliren und ihre Schädlichkeit oder Harmlosigkeit mit einem willkürlichen Federstrich zu bestimmen. Wie's besser werden soll

— sehe ich, sieht Keiner ein. — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — —. So wie es jetzt mit der Cen-
sur steht, kann es nicht mehr lange so bleiben,
weil die Herren an der Spitze den Unsinn und
den Mangel gehöriger Preßgesetze wohl fühlen.
Man wird also wahrscheinlich einen Mittelweg
einschlagen, den Mund sehr voll nehmen und es
am Ende noch schlimmer einrichten.

So spricht man hier sehr stark davon, daß
nach den neuesten zu erwartenden Preßbestimmun-
gen alle Menschen in graduirte und nicht gra-
duirte eingetheilt werden sollen; die Erstern dürfen
Alles, was sie wollen, drucken lassen, die Andern
aber stehen unter strenger, policeilicher Aufsicht,
wenn sie es wagen, die Feder in die Hand zu
nehmen.

Das wäre nicht übel. Es kommt hier nur
darauf an, was denn eigentlich zu einem gra-

duirten Menſchen macht! Iſt es der geſunde Menſchenverſtand und das Talent — dann ſind wir Alle zufrieden. Iſt es aber — wie zu erwarten ſteht — der Stand, der Titel, das Geld — dann wehe uns und unſrer Literatur.

VIII.

Preußische Sentimentalität.

(Aus eigener Erfahrung.)

1.

Der erste Strahl der aufgehenden Sonne blitzte eben über die Berge und das Thal. Die höchste Felsenspitze glühte im Morgenroth; aber die niedern Abhänge deckte noch Nebel und Zwielicht. Die purpurnen Streifen küßten erst den fernsten Himmelssaum; allmählig nur erblaßten der Mond, schwanden die Sterne.

Unten im Thal jauchzte man schon dem kaum aus der Nacht hervorgegangenen Tag entgegen. Die Blumen öffneten ihre Kelche und begrüßten ihn durch ihren Duft. Der Bach plätscherte im murmelnden Wogengerieſel durch den thauperlten Rasen und die Bewohner des Waldes sangen im Jubelchor ihre Lieder. Die Lerche

schwang sich im Wiederkreisen durch die Lüfte und jauchzte dem Frühling ihre Weisen. Und an der fernen Eiche gelehnt stand der Barde, griff in die Saiten und stürmte aus begeisterter Brust jenen Hymnus zu Ehren der Sonne hervor, der so lange währen wird, als sie selbst.

Auch unberufene, unheilige Stimmen mischten sich in den Jubel. Der Hahn krähte fortwährend, die Wachstelzen, Finken und Drosseln äfften ihm nach, die Frösche quakten, die Grillen zirpten, die Ochsen brüllten — Alles zu Ehren der Sonne. Und so sangen Schandlieder auf den scheidenden Mond und die erbleichenden Sterne, die doch so wohlthätig gewirkt hatten.

Aber droben auf unzugänglicher Bergesspitze horstete der königliche Aar, und ruhig und majestätisch schaute sein Feuerauge über die noch mattbeleuchtete Gegend. Er stärkte und badete seine Schwingen in der erfrischenden Morgenluft und blickte unverwandt auf das geöffnete Himmelsthor.

Sein Haupt umhüllte ein Wolkenkranz, aber seine Füße standen auf festgefugtem Felsenblock.

Mich zog es zu ihm, und ich sprach ehrfurchtsvoll:

Königlicher Aar — ich kann's nicht glauben, was der welsche Hahn da unten kräht, was die Dompfaffen und Finken ihm nachpipsen und was dir die Ochsen entgegenbrüllen. Sie sagen: Du freuest dich nicht über den erwachenden Tag, du wolleſt mit deinen mächtigen Klauen die Sonne vom Himmel hacken und den falben Mond an seine Stelle setzen, damit es wieder Dämmerung werde.

Er erwiederte:

Weil ich jetzt schweige, da sich erst das Zwielicht verbreitet, da der Tag noch mit der Nacht ringt und ihr Unheil noch lange nicht verscheucht ist — weil ich mich nicht umsehe und in ihr frühzeitiges Geschnatter, Gequake und Gebrülle nicht einstimme, glauben sie, ich sei kein Freund der Sonne. Wie bald hört der Hahn auf zu krähen, die Grille zu zirpen. Wann der Tag in seiner Pracht heraufgezogen kommt, sind sie ermüdet, verstummt.

Dann aber beginnt meine Siegeslaufbahn. Dann will ich auf mächtigem Fittig der Sonne entgegenfliegen, ihre Lichtſtrahlen einſaugen in meine begeiſterte Seele, und ihr einen Hymnus weihen, der fortklingen wird bis in die Ewigkeit.

Wer bürgt mir dafür?

Mein Weſen und meine Geſchichte. Schau' in mein Auge, es iſt ſonnenhaft. Der Sonnenſtrahl der neuen Zeit, der über Europa hereinbrach und die Macht des Papismus verſcheuchte, er war mein Erzeuger, an den mein Daſein immer gebunden ſein wird. Ich bin ein Kind des Lichtes und ſollte meine Mutter haſſen? Ich wohne der Sonne am nächſten und ſollte ſie verkennen? Ich nähre mich durch ihre Feuergluth und ſollte ſie verſcheuchen wollen?! Erſt als man die Nacht und ihre Ungethüme bekämpft hatte, als die Dompfaffen verſtummt, als die Lindwürmer niedergetreten und die Feudalburgen mit ihren Rabenneſtern zertrümmert waren, als der lutheriſche Schwan ſich heilverkündend aus

den Silberwellen emporhob und die Lerchen und die Nachtigallen ihr freies ungebundenes Lied aus jauchzen durften — erst als es Morgen geworden über Europa, hat sich der Adler emporschwingen dürfen und er wird es nie vergessen, daß das Licht sein Lebenselement, daß der hellste Tag sein höchster Triumph ist.

Die Geschichte schreibt zwar in unvergänglicher Denkantschrift. Man kann sie aber deuten, wie man will. Gib mir andere Bürgschaft.

So zeige ich dir die Gräber. Drei Leichenhügel will ich dir zeigen, deren stille Bewohner wie Keiner gekämpft haben für den Tag und die ihr Recht im Grabe noch zu bewahren wissen werden. Ich weise dich auf den Katafalk des Königs von Sanssouci. Er schläft. Aber seine Thaten leben und wirken und das Andenken an sie stählt und treibt vorwärts. Ich deute auf den einfachen Leichenstein des Philosophen von Königsberg, der mit ehrner Faust die alte Zeit erschüttert und zertrümmert und den Finger-

zeig für die neue gegeben hat. Um seinen Rasen muß Licht und heller Tag sein. Und mit wehmuthsvollem Blicke — denn noch nicht lange deckt ihn die Gruft — führe ich dir den Grabhügel Steins vor, der dort am fernen Rheine schlummert, noch im Tode der Erde sich vermählend, die er im Leben gepflegt und erhoben hatte. Er schläft. Aber die edlen preußischen Herzen haben sein lebendiges Wort aufgenommen, es glüht und stürmt auch in meiner Brust und heißet — Licht! Und gibst du dich noch nicht zufrieden, so zeige ich dir die Schlachtfelder von Leipzig und Waterloo. Dort wurde die alte neue Zeit von 1789 bekämpft und die neueste neue Zeit errungen.

— Sprich mir nicht von Gräbern. Wo ruht Brutus, wo Kosciuszko? Die Todten haben keinen Rächerarm! Gib mir lebende Bürgschaft.

Ich breite Preußen vor dir aus. Dort liegt das schöne Land — begrenzt von den donnernden Wellen der Ostsee und den blumigen Gestaden des

Rheins. Sieh seine mit Schiffen bedeckten Flüsse, seine heitern Dörfer, seine gewerbthätigen Städte. Sieh, wie sich Alles in freudiger Beweglichkeit regt, wie die Wissenschaft und die Kunst gedeiht. Wie blank sieht Alles aus, wie wenig veraltet. Die Städte sind neu und auch die Menschen. In ihrem Auge wohnt das Licht und der Tag; die Nacht hat nichts mit ihm gemein. Dort das lichtvolle, hellgeistige, aufgeklärte Berlin. Ich sage dir, in ihm ist es des Abends auf den Strassen heller, als in manchen andern Städten bei Tage. — —

Der Aar konnte nicht enden, denn eben stand der Feuerball der Sonne in voller Pracht am Himmel. Da breitete er seine Schwingen aus und flog ihr entgegen. Und wie er in mächtigen Luftwellen den Aether zertheilte und sehnsuchtsvoll emporblickte zu dem himmlischen Feuerauge, da lag die Gegend vor mir im magischen Zauberglanze des Tages und der Hahn und die Frösche und die Ochsen waren verstummt.

Ich aber stürzte auf meine Knie und rief der Erscheinung nach: „Königlicher Aar — fliege immer der Sonne entgegen! Denn Du bist ein Kind des Lichtes.“

2.

Die Franzosen sind die tanzende Nation. Wo wir bequem kriechen, machen sie einen Galopwalzer. Sie erreichen das Ziel zwar früher als wir, kommen aber mit gebrochenen Beinen oder gar schwindsüchtig an. Ihre ganze Geschichte ist ein Ballet, worin sie die verschiedensten Nationaltänze hineinbringen wollen. Einer ihrer tüchtigsten Balletmeister kam einmal auf den curiosen Einfall, in dem ganzen Europa solle nur die Française getanzt, Anglaise, Mazureck, Fandango, Allemande u. s. w. aber abgeschafft werden. Als er uns unsern preußischen Nationaltanz in einen französischen umwandeln wollte, verbrannte er sich tüchtig die Finger und lief mit seinem ganzen Balletcorps davon. Wir wollen ein- für allemal

auf eigene Manier tanzen, wir haben eben so gut Beine als die Franzosen. — Das mögen die Herren jenseits des Rheins sich merken, die nach der Lection, die wir ihnen gegeben, noch immer die tolle Idee haben, uns Anleitung im Tanzen ertheilen zu wollen, und uns fortwährend ins Ohr schreien: setzt so die Beine, nein so — nein so! Kommt doch nach Berlin, Ihr Herren, und überzeugt Euch durch den Augenschein, wie hier getanzt wird. Dann raisonnirt! Manche Leute behaupten zwar, die französische Geschichte sei ein dramatisches Kunstwerk, aus dem wir manche dramaturgische Grundansicht für die Tragödien und Lustspiele entnehmen könnten, die wir etwa aufzuführen Willens wären. —

Ich bin ganz anderer Meinung. Ich hab's immer gesagt (— und der Erfolg hat mich gerechtfertigt —): die französische Geschichte ist ein Ballet, aus dem wir also, die wir nun einmal für tiefere, gründlichere Epopöen oder Dramen eine Passion haben, gar nichts lernen können — außer

ein wenig Technik und Routine. Aber als Ballet ist sie — superbe! Wie auffällig sind die tiefen Röcke ihrer Damen, wie plastisch der Anzug der Herren, wie weiß sich Alles zu schminken und — wo es fehlt — durch Code de Paris auszuhelfen. Wie wohlgeordnet ist die Decoration, wie prächtig die Malerei, wie blendend der Lichtschimmer, wie exact der Maschinenmeister, der hinter den unsichtbaren Coulissen als comité-directeur das ungeheure Werk leitet; wie zahlreich das Publicum, das von einem Ende Europa's bis zum andern vor dem bunten Bilderkram lauscht und von ihm seinen Messias erwartet. Arme, betrogene Leute, wißt ihr nicht, daß diese ganze Pracht nur erborgter Schimmer ist? daß alle diese glänzenden Anzüge abgeschabte, abgenutzte Theatermasken sind? daß alle diese Leute nur für ihre Gage spielen und am wenigsten an Euer Wohl denken? So lange Schminke und Schönpflästerchen haften, so lange die Lampen die rohesten Gesichter verklären, so lange die Knalleffecte keine ruhige Ueberlegung

gelassen, so lange der Zauber in gewissen Farben verwaltet, so lange geht es fort mit dem glänzenden Elend. Wenn aber der Vorhang gefallen, der Mensch vorüber ist, die melodramatischen Lappen abgelegt, wie jener große Kunstrichter sagt, dann — — — — — — — — —

IX.

Berlin'scher Liberalismus.

Mein Barbier gehört zu den Stimmführern der hiesigen Liberalen. „Gleichheit vor dem Gesetze und vor dem Barbiermesser," ist sein Wahlspruch.

Ich fragte ihn neulich: „Wo haben Sie Ihren Liberalismus herbekommen?"

„Rathen Sie!"

„Sie haben ihn wahrscheinlich einem Ihrer Kunden abrasirt, der ihn gerade ablegen wollte, weil er in ein Amt trat, oder weil er durch irgend einen Zufall aus einem armen Teufel ein reicher Mann geworden war."

„Da sind Sie im großen Irrthume. Wenn die Leute den Liberalismus bei Seite werfen, schenken sie ihn noch lange nicht weg. Sie wickeln ihn

behutsam in Baumwolle, verwahren ihn und putzen sich wieder damit auf, wenn sie ihr Amt oder gar ihr Geld verloren haben. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Sehen Sie sich den ehemaligen Journalisten Hungerleider an. Das war ein Mann! der hat drei Jahre hindurch darben müssen; und da hat sich denn natürlich eine tüchtige Portion Liberalismus angesammelt. Ich versichere Sie: eine wüthende, delicate Qualität von der besten Sorte. Je schmäler der Schriftsteller wurde, je umfangreicher wurde sein Liberalismus. Zuletzt wog Jener sehr wenig, dieser aber einen Centner; und die Regierung legte sich ins Mittel. Er bekam ein Amt, mit diesem seine Beleibtheit wieder; und weil sein Magen jetzt anderweitige Beschäftigungen fand, konnte er sich mit dem Liberalismus nicht mehr recht abgeben. Ich merkte das und bat ihn, mir ein paar Pfund davon gefälligst gegen verschuldetes Künstler-Honorar abzulassen. Er wies mich zurück und meinte, diese Waare sei nicht so leicht zu kaufen. Da koste jedes Quentchen

enorm viel — Hunger; wenn ich unter die Liberalen gehen wollte, ſollte ich mir erſt meinen Dickwanſt abſchaffen. Uebrigens müſſe er auf ſeiner Hut ſein. Die Stelle könne ihm genommen werden; und wenn er alsdann ſeinen Liberalismus leichtſinniger Weiſe habe fahren laſſen, ſo wäre er ein ruinirter, geſchlagener Mann. Jenen wolle er ſich wohl aufbewahren und wieder darnach greifen, wenn der Gehalt ausbleibe. Erſt wenn er die beſtimmte Ausſicht auf Penſion habe und zeitlebens verſorgt ſein werde; dann wäre Zeit dazu, ein Juste-milieu-Mann zu werden und den Liberalismus auf einer Auction loszuſchlagen. Er werde dieſelbe durch die Zeitungen anonciren laſſen, die Meiſtbietenden könnten ſeine freiſinnigen Ideen mit nach Hauſe nehmen und ſich an ihnen erfreuen. Mir wolle er alsdann aus reiner Erkenntlichkeit drei Pfund vom revolutionairſten Caliber bei Seite legen und mit dieſen möge ich mein Glück verſuchen. Für jetzt ſei gar nicht daran zu denken."

„So haben Sie Ihren Liberalismus bei dem ersten besten Schacherjuden eingekauft?“

„Das läßt sich schon eher hören; es hat wenigstens Wahrscheinlichkeit. Denn viele Juden legen sich jetzt auf den Liberalismus, weil er leicht an den Mann zu bringen ist und gute Procente trägt. Aber glauben Sie mir — so'n jüdischer Liberalismus ist keinen Dreier werth; der riecht noch zu sehr nach Schächergeist und nach anderen Ingredienzien. Man kann sich mit ihm in keine noble Gesellschaft wagen. Das habe ich auf eine bittere Weise erfahren. Vorige Woche ging ich in einen Laden und wollte mir freisinnige Ideen kaufen, die zu dreifarbigen Uhrketten und Halsbinden zugeschnitten waren. Ich konnte über den Preis nicht recht einig werden. Der Jude wollte die Freisinnigkeit, welche in seinen Stoffen lag, besonders bezahlt haben. Zuletzt nahm er mich geheimnißvoll bei Seite und flisterte mir zu: Sind Sie verschwiegen, so will ich Ihr Glück machen. Ich habe gestern direct mit der Post frischen Li-

beralismus aus Petersburg zugesendet bekommen; davon will ich Ihnen etwas ablassen. Lieber junger Mann — ich sage Ihnen: es ist etwas Rares; dabei dauerhaft und wasserdicht. Wenn Sie damit zu Stehely gehen und ihn dort loslassen, so bekommen Sie den Ruf eines Revolutionairs; und wenn Sie ihn zu Papier bringen und mit Klatschgeschichten und Lügen untermischt als Correspondenzartikel an gewisse Blätter schicken, so haben Sie die Hoffnung, die Redacteurs jener Journale wegen nicht bezahlten Honorars verklagen zu dürfen. Bedenken Sie! — Ich ließ mich beschwatzen, zahlte dem Juden mein schönes Geld, steckte den Liberalismus in die Tasche und ging zu Stehely. Ich mischte mich bald in das lebhafte Gespräch, kramte das eben Erstandene aus und erregte Aufmerksamkeit. Doch bald rümpften die Leute die Nasen, riefen aus: pfui Teufel! — das riecht ja hier nach Juden-Liberalismus und schossen wüthende Blicke auf mich. Der Garçon fing an zu räuchern; und ich machte, daß

ich wegkam. Darum kann ich Ihnen mein chirurgisches Ehrenwort geben, daß ich meinen Liberalismus nicht gekauft habe."

„Also geborgt, oder gestohlen?" —

„Keines von Beiden. Ich habe ihn auf der Straße gefunden; er lag im Kothe. Ich hob ihn auf, deponirte ihn im Intelligenz-Comptoir und ließ in die Zeitungen setzen: Eine Quantität Liberalismus ist gefunden worden; der Eigenthümer kann sie gegen Erstattung der Insertions-Gebühren wieder in Empfang nehmen. Es meldete sich aber Niemand; und so bin ich denn auf die ehrlichste Weise der Eigenthümer."

„Aber, lieber Freund — warum sind Sie nicht lieber Demagoge geworden?"

„Das bin ich schon als Barbierbursche gewesen. Jetzt habe ich zum wenigsten Ansprüche ein Liberaler zu sein. Werde ich erst Compagnie-Chirurgus, so gehe ich unter die Patrioten."

X.

(Ein Blatt aus der neueſten Geſchichte.)

„— Ein ſchreckenvolles Blatt! Streut alle Philoſopheme, all' Eure Principien als Sand auf ſeine blutigen Zeilen und Ihr werdet nicht im Stande ſein, ſie zu trocknen.

Wo ſoll der Geiſt der Verſöhnung wohnen, wenn er durch Kinder- und Weibermord von dem friſch aufgeſchütteten Grabe vertrieben, wenn in dem Augenblicke, wo der irdiſche Menſch zum geſchichtlichen wird, wenn bei ſeinem Leichenzuge die Furie des Haſſes alle Gemüther ergreift.

Wehe über die Gräber! Was haben ſie ſeit dem Juli nicht Alles zur Erde beſtattet; und noch immer nicht einmal die Ruhe des Kirchhofes. Was hilft's, wenn die Nemeſis aus den Gräbern ihren Rächerarm bis in die fernſten Zeiten aus-

ſtreckt, wenn die Weidenbäume auf den Leichenhügeln „Sühne!" flüſtern. Es wird eine blutige, grauenhafte Geſchichte werden, die ſich aus manchen Gräbern entwickelt.

Wer nur die Gräber mitbegraben könnte! Darin liegt es. Sie begraben den Himmel und wundern ſich, daß ſie am Ende keine Sonne haben.

Einſt ſtand ich andächtig erhoben vor ihrer Geſchichte. Aus ihr glaubte ich den Phönix ſich entfalten zu ſehen, der uns durch innere Offenbarung verheißen iſt; den wir Alle erwarten, als den Meſſias des Lichtes und der Wahrheit. Und als die Juliſonne über Europa blitzte, blitzte ſie auch durch mein Herz.

Ich will der Juliſonne nicht fluchen. Kann ſie dafür, wenn ihre Gluth Schlangen und Nattern zeugt. Hoſianna! der Sonne; Unheil und Verderben über die Giftbrut.

Wenn einſt Alles vernichtet iſt, was dem Leben Reiz, Poeſie und Erhebung gibt, wenn die Kunſt- und die Gotteskempel und Palläſte zu Back-

ösen und Trinkhäusern eingerichtet, wenn die Meßgewänder und Purpurmäntel zu Lumpen und Lappen für das souveraine Volk verschnitten sind, wenn jene Brücke über das ewige Leben, die Religion, untergegangen ist in St. Simonistischem Teufelsspuk, wenn jedes Blümchen zertreten, jeder Nachtigallensang unterdrückt, wenn Alles begraben sein wird, in die Leichengruft der Aufklärung, die Künstler, die Dichter, die Priester, die Gefühle, das Eigenthum und zuletzt Gott selber: wenn ein todtmüdes, todtkrankes Geschlecht auf den Gräbern sitzen und weinen wird; dann hat die Revolution ihre Laufbahn vollendet, dann ist das errungen, wonach Ihr im tollen Wahnsinne strebt, dann wird die Geschichte vom 7. und 8. Juni 1832, wie ein trübes Mährchen herüberklingen." —

Also sprach mein strenger Freund und reichte mir ein französisches Zeitungsblatt.

Ich antwortete ihm: „Fluche nicht den Lebenden. Die Geister der Todten trieben sie an und erregten den Streit. Ich hab's gestern im

Stürme geschen und will Dir erzählen, was ge-
schehen ist.

Lamarque war gestorben; sein Leichenbe-
gängniß sollte gefeiert werden. Ganz Paris wogte
auf den Straßen; die Glocken läuteten.

Und wie die Soldaten der großen Armee die
Trauermusik zu Ehren ihres Generals vernahmen,
da verließen sie ihre Gräber, um dem Feldherrn
das Geleit zu geben. Von Rußlands Eissteppen,
von Afrika's heißem Sande, von Barcelona's
Mauern, von Leipzigs und Waterloo's Gefilden
kamen sie her und folgten in Reih' und Glied
dem Sarge. Du hättest sie sehen sollen, wie ich,
die verwesten, verkrüppelten Knochengerippe mit
den hohlen Augenlöchern, mit den hohnlachenden
Kinnlefern. Ganze Regimenter marschirten sie
hin; an ihrer Spitze der Mann mit dem dreiecki-
gen Hute. Da sah ich Ihn, bleich, niedergeschla-
gen über das Unglück seines Landes. Da sah ich
auch Junot, Vandamme, Murat, Moreau
und viele Andere.

Wie sie vorüber waren, da kamen blutige, ernste, consequente Gesichter. Das waren die Republikaner aus der Schreckenszeit, die noch immer nach Leichen und Principien witterten. Auch sie waren ihren Gräbern entstiegen, um sich wieder das alte Paris und die neuen Menschen anzusehen. Voran der Scharfrichter Samson. Er trug das Beil und die rothe Fahne und sang: ça ira, ça ira, ... Dann Robespierre, Marat, Danton, Egalité, Chabot, Anacharsis Cloots, Barbaroux und Thomas Paine. Sie schritten still, ingrimmig fort und sahen gierig nach den Köpfen und Nacken der Jünglinge und Frauen.

Jetzt ertönte ein langverhallter, altfranzösischer Marsch. Die Könige und Königinnen zogen heran von Chlodwig an bis auf Ludwig XVIII. In langen weißen Gewändern, mit Kronen, Purpurmänteln und Scepters sah ich sie wallen, wehmüthig-ernst, majestätisch-traurig. Ihnen folgten die Männer der Legitimität, die Vendeehelden und

die Opfer der Revolution. Sie trugen Lilien und weiße Fahnen.

Streng geschieden waren die Parteien; denn der Tod versöhnt solche Kämpfe nicht, wie sie die Franzosen kämpften. —

Die lebenden Begleiter der Leiche fühlten sich gedrückt und beengt. Sie gewahrten aber nicht, was vor ihnen vorging und wie die Todten in unabsehbaren Reihen dahinzogen.

Jetzt war man an die Vendômesäule gekommen. —

Der Anblick überwältigte die kaiserlichen Soldaten. Freudenthränen entstürzten ihren Augen und durch die Knochenreihen tönte es: Es lebe der Kaiser!

Wie das die Männer von 1789 vernahmen, entbrannte ihre Wuth. Die rothe Fahne ward entfaltet und wie Wogengebrüll donnerten sie: Es lebe die Republik!

In dem Augenblicke standen die Könige und ihre Begleiter still, die Ritter zogen die verrosteten

Schwerter und lang anhaltend erſchall: Es lebe Karl X.!

Jetzt war's geſchehen. Im wilden Kampfe ſtürzten die Schatten auf einander: Bonaparte ſah' ich auf ſchnellem Roſſe dahinreiten; den großen Conde hörte ich commandiren, Danton Conventsreden halten. Die Todten zogen die Lebenden mit in den Kampf hinein. Sie vernahmen Schwertergeklirr, Lanzenſtiche und die alte wohlbekannte Kriegsmuſik. Die Geiſter der kämpfenden Eltern flüſterten den Söhnen Rachworte ins Ohr. Selbſt Lamarque's Schatten focht an der Seite Junot's. Da überkam die Lebenden der Wahnſinn. Auch ſie ſtürzten auf einander und wurden gewürgt von Lebenden und von Todten.

Die Polizei kam hinzu und gegen dieſe ziehen auch Geiſter den Kürzeren.

Das iſt die wahrhafte Geſchichte vom 7. und 8. Juni 1832.

Mein Freund erwiederte: „Wohl Dir, daß

Du den Geiſt der Poeſie in Alles wenigſtens hineinbringen willſt — und in Deiner Phantaſie das Unausführbare verſöhnſt, auch wenn Du eine tüchtige Quantität Unſinn beimiſchſt.“

Ich drückte ihm die Hand und ſprach: „Dein Ernſt belebt Dir das Herz, meine Narrheit erhält es mir licht und hell. Wer iſt der Glücklichere?“

Er ſeufzte. —

XI.

Komiſches Intermezzo.

1.

Epiſtel an eine junge Dame.

— — „Sind alle meine Bemühungen vergebens, ſo wende ich mich vertrauensvoll an Sie ſelbſt. An Ihr reines gefühlvolles Herz will ich das niederlegen, was mich Ihretwegen drückt, quält, beängſtigt. Vor dieſem Inbegriff ſo vieler weiblichen Tugenden will ich ſo lange ſprechen, bis der böſe Zauber, der Sie jetzt umſchlungen hält, gewichen iſt. Und wenn Sie mich verkennen, ſpotten, — mir gleich! Ich will Sie und die Ihrigen umlagern und zeigen, um was es ſich hier handelt. Um ein Lebensglück — vielleicht um eine Seligkeit; um Ihr Lebensglück, um Ihre Seligkeit.“

„Sie wollen zum Theater übergehen. — Wissen Sie, was in diesen wenigen Worten liegt, welch' ein Gewicht von Gram und Kummer an ihnen hängt? Nein, nein! Sie kennen nur den Theaterhimmel, aber nicht die Theaterhölle; und auch jenen nur durch Hörensagen. Allerwes Geschwätz von hohem Gehalt, von allgemeiner Achtung, von unsterblichem Ruhm, von weiß Gott was ist vor Ihrem Ohr vorübergestreift und hat es in trügerische Melodien eingewiegt. Bezweifele ich etwa Ihr Talent, Ihre Kunstfertigkeit, Ihren Fleiß? Aber die Unschuld, die Sittlichkeit in Ihrem Angesichte, die zarte geschäftige Weiblichkeit in Ihrem Benehmen, der Strahl der Tugend in Ihrem Blicke, Ihre Unbefangenheit, Ihre Heiterkeit, Ihr ganzes reines Wesen sagt es mir, daß Sie zu etwas Höherem bestimmt, als im besten Falle die Spiel- und Handelspuppe eines übersättigten, frivolen Publicums zu sein.

Und was im gewöhnlichen Falle, wie tausend und tausend Beispiele Ihnen zeigen? — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Bedenken, o bedenken Sie.

Wären Sie nicht das, was Sie wirklich sind, fände ich bei Ihnen die geringste Anlage für das Schauspielen — ich würde sagen: Fahrt hin zu den übrigen Opfern. Aber Sie, die Sie in so einfachen Verhältnissen auferzogen sind, die Sie das Leben nur aus Gesichtspunkten kennen, die Sie gar nicht wissen, was es enthält, was es für Ansprüche macht, was seinen lasterhaften Anforderungen entgegen zu setzen ist, Sie, die Sie zum Glanzpunkte des Weibes, zur Beglückung einer Familie bestimmt, geschaffen sind: — Sie in Ihrer Unbefangenheit in den tiefsten, unheilbringendsten Strudel des Schauspielerlebens niederstürzen und im Geiste untergehen zu sehen — das wird mich reden lassen, so lange Odem in mir ist!

Glauben Sie, ich übertreibe? —

Man kann die Nacht nicht schwärzer malen, als sie ist.

Das äußere Leben ist Schein, das Schauspielerleben der Schein vom Scheine.

Wer vom zartesten Alter an durch Erziehung [illegible] Schminkleben aufgeopfert ist, der verdient unser Bedauern, aber nicht unser Mitleid. Denn er hat nichts zu verschmerzen; er kennt nichts Höheres als das Beifallgeklatsch des Publikums. Aber Sie, die Sie von verständigen Eltern für das Familienleben herangebildet seyn; Sie würden es bei jedem Schritte einsehen, den Sie hervorragend auf Ihrer Carriere machen, wie Sie täglich auf der Bahn der Weiblichkeit gehemmt, wie viel, wie unendlich viel Sie der hohlen Eitelkeit geopfert haben. Die Theaterlampen, die Sie jetzt so lebhaft anziehen, werden Ihnen nächstens als Leichenkerzen für Ihr hingeopfertes, besseres Selbst entgegenflimmern, und der Gesang, der jetzt wie süße Himmelsbotschaft Ihren Lippen entströmt, wird Ihnen als Todtenlied für Ihr begrabenes Herz ertönen. Dann in lichten Momenten der Selbstbeschauung werden Sie auch

dem väterlichen Hause sich zurücksehnen, nach den früheren Zuständen heiterer Ruhe — aber vergebens! Der Böse hält fest, was er gefangen hat. Die Flitterpracht des Scheinlebens wird Sie bereits umfangen und Ihnen jeden Rücktritt unmöglich gemacht haben. Sie werden kämpfen und kämpfen, bluten und bluten, denn man kann nicht Gott und dem Teufel zugleich angehören.

Könnte ich den Nebel um Ihre Blicke zerstreuen und Sie das in der Wirklichkeit sehen lassen, was Sie sich so schön, so idyllisch träumen. Kennten Sie den Verfall des jetzigen deutschen Theaters, wüßten Sie, aus welchen Menschen die Tonangeber in den Tagesblättern meistentheils bestehen, sie würden davor zurückschaudern, sich solchen Creaturen aufopfern zu wollen.

Denn Sie selbst gewinnen gar nichts durch Ihren Schritt!

Gesetzt — Sie hätten sich durch die Irrpfade der Cabale und Intrigue hindurchgewunden, Sie hätten viel, sehr viel hingegeben, um 2000 Thlr.

Lage zu erhalten. Was dann? Haben Sie nie von einer deutschen Sängerin gehört, die mehr hatte, als sie brauchte? — Und ich halte Sie für viel zu klug, als daß ich glaubte, Sie geben etwas auf den Ruhm einer solchen Carriere. Der hält nur so lange her, als die Rosen auf den Wangen erhalten.

Was sticht Sie also an?

Sie gewahren die Blumenbüsche, aber nicht die Schlangen und Nattern, die hinter ihnen lauschen und auf Ihre wehrlose Brust hervorbrechen wollen. Ich sehe sie schon, die entnervten, verderbten Wollüstlinge, die niederträchtigen Wichte — ich sehe sie schon, wie sie Sie begaffen, beschauen, zergliedern, wie Sie, preisgegeben dem Blicke jedes frechen Buben, untergehen möchten vor Scham und innerer Zerknirschung.

Ein, — zweimal — dann ist auch das überwunden; dann haben Sie die edelste Regung Ihres Herzens dem geopfert, was Ihre Pflicht gebeuten.

O der traurigen, unglückseligen Pflicht, die darin besteht, daß Sie, die Sie jetzt das Auge erröthend niederschlagen, wenn der unschuldigste Blick Sie trifft, daß Sie gar nichts Abstoßendes, gar nichts Verletzendes darin finden, wenn jeder Lump — — — — — — — — — —; ich mag gar nicht daran denken. —

Aber weiter, weiter. Das Capitel fängt erst an.

Kennen Sie den glatten, schlüpfrigen Boden des Theaters, wissen Sie, was hinter jeder Coulisse verborgen ist? Lassen Sie mich es aussprechen, das heillose, teuflische, Ihnen unbekannte Wort — die Verführungskunst in ihrer höchsten Ausbildung. Sie wird Sie umgarnen, umstricken wollen. Ihr guter Engel wird Sie zwar umschweben, der Geist früherer Tage wird Sie schirmen. Aber wie der Druck der Schlange schon tödtet, wenn sie auch ihr Gift noch nicht verspritzt hat, so untergräbt Verführungskunst das edle, weibliche Gemüth; auch wenn sie nur Ver-

sucht oder Versuchung bleibt. Die Cabale wird auf Ihr Herz zielen, der Neid es verwunden, der Haß es zerfressen wollen. Denn nirgends sind die Leidenschaften pöbelhafter, gemeiner als auf den Brettern. Und worin würden Sie Entschädigung für Ihre Leiden finden? Etwa in Rückerinnerung an die Jugendzeit?! Sie wird Ihnen als Gespenst entgegentreten. Also im Beifallsgeklatsch eines Publicums, das ins Theater geht, um sein Essen zu verdauen, also in den Lobhudeleien eines Recensenten, der vielleicht erst der Schule entlaufen ist?! Betäuben, betäuben wird es Sie. Aber die ernsten Momente der Selbstbeschauung lassen sich nicht wegweisen, und das Rasen des Pöbels dringt nicht in sie, vielweniger in die Ewigkeit hinein.

Unter der reichen Garderobe der Schauspielerin schlägt meistentheils ein gebrochenes, unter dem einfachen Kleide der Hausfrau ein beseligtes, beseligendes Herz. Wohl mir, daß ich Ihre Mutter hier zum schlagenden Beispiele anführen kann. In ihr zeigt sich

die edelste Bestimmung des Weibes. Sie steht ihrem Manne kräftig und helfend zur Seite, sie vermehrt seine Freuden, sie erleichtert seinen Schmerz. Wenn ich sie in dem Kreise ihrer Kinder sehe, einfach, heiter, harmlos, geschäftig, dort belobend, hier tadelnd; wenn ich gewahre, wie sie in ihrem Hauswesen ihre Welt erblickt und von der Größe und Wichtigkeit ihres Berufs ganz durchdrungen ist; dann wird es mir zur Klarheit, daß das Weib nichts Höheres und Besseres erreichen kann und darf.

Mit welcher inneren Freude wird sie einst am Abend ihres thätigen Lebens, wenn die verblichenen Rosen ihrer Wangen wieder auf den Wangen ihrer Kinder und Enkel auferstanden sind, mit welchem Entzücken wird sie alsdann die aufgegangene Saat betrachten, der sie Segen und Gedeihen verliehen. Und wenn einst der Todesengel ihr Auge zudrückt, hat sie für die Ewigkeit gelebt. —

Dies, mein Fräulein, ist auch Ihr Beruf,

wozu Gott den edelsten Stempel der Weiblichkeit auf Sie gedrückt hat.

Mit welchen Empfindungen blickt wohl eine Sängerin auf ihr vertrilleretes Leben zurück?

Ich schließe tiefbewegt. Fragen Sie mich, was mich zu dieser Sprache berechtigt hat, so antworte ich mit einem Gleichnisse. Wenn Sie eine liebliche Blume, die noch der Pflege des Treibhauses bedarf, dem Froste und den Stürmen des Winters preisgegeben sehen, wird es Sie nicht schmerzen, die köstliche Pflanze bald zerknickt, diese duftigen Blätter bald verweht zu wissen; wird es Sie nicht treiben, das Gewächs unter ein schirmendes Dach zu bringen?

Auch Sie sind eine solche Blume, und das Theaterleben ist der tödtende Winter für die kaum aufgeblühte Frühlingsknospe Ihres jugendlichen Daseins.

2.

Epistel an Herrn J. J.

„Ich kann auch witzig sein, aber mein Witz ist Scorpionenstich."
Alt Stück.

„Kommst du mir so, komm ich dir so."
Wieland.

Sind alle meine Bemühungen vergebens, so wende ich mich vertrauensvoll an Sie selbst. An Ihr reines, gefühlvolles Herz will ich das niederlegen, was mich Ihretwegen drückt, quält und beängstigt. — Ich will Ihnen zeigen, um was es sich hier handelt: Um ein Lebensglück, vielleicht um eine Seligkeit.

Sie wollen Journalist werden!

Wissen Sie, was in diesen wenigen Worten liegt? — welch' ein Gewicht von Gram und Kummer an ihnen hängt! Nein! nein! Sie kennen nur das Glänzende des papiernen Himmels, aber nicht die Hölle eines Journalisten — und auch jenen nur von Beschreibungen, lügnerischen Schilderungen oder Rodomontaden eines bartlosen Theaterrecen-

tan bei einem einsamen Schoppen Wein in der Weinstube nicht weit vom Theater.

[illegible] Geschwätz von 5 Louisdor für den [illegible] von siegreichen Federkriegen, von literarischem Ruhm und Ruf hat Ihr bis jetzt noch für jedes Gute erglühende Herz rasch für diese trügerische Bestimmung entflammt. Ich bezweifle keineswegs Ihr Talent, Ihren leichten, fließenden Styl, Ihren Antheil an der ephemeren Literatur des Tages. Aber Ihre Unparteilichkeit, Ihre Redlichkeit, Ihre Unbestechlichkeit, Ihr ganzes heiteres, lebensfrohes Wesen wird und muß in dem Strudel untergehen, in den Sie sich stürzen wollen. — Ihre Bildung, Ihr gediegenes Wissen hat Sie zu etwas Höherem bestimmt, als im besten Falle die bête noire aller bissigen Tagesblattschreiber zu sein.

O bedenken Sie, bedenken Sie! Tausend und aber tausend Fälle zeigen Ihnen, was ich gesagt. —

Sie sind bis jetzt, so weit ich Sie kenne,

ein ſtiller, achtbarer, wahrhaft tugendhafter, junger Mann geweſen, Sie beurtheilen den Stand eines Journaliſten nur aus dem augenblicklichen, raſch entſtehenden Vergnügen, das Ihnen ein größtentheils von Witz und Malice überſprudelnder Aufſatz gemacht hat, und wollen deswegen und weil Sie dieſelbe Kraft in ſich fühlen, einer unabhängigen, ehrenvollen Stellung entſagen, um in den tiefſten, unheilbringendſten Strudel des Journaliſtenlebens niederzuſtürzen und unterzugehen?

Glauben Sie etwa, ich übertreibe?

Man kann die Nacht nicht ſchwärzer malen als ſie iſt. Unſer Außenleben iſt Schein; das Leben eines Journaliſten aber Schein vom Scheine.

Ich rede hier nicht von den literariſchen Handwerkern, die, durch Noth gezwungen, ein Theaterreferat für 15 Sgr. verfertigen und keine größere Genugthuung kennen, als wenn der Redacteur und der Cenſor ihnen nichts ſtreicht, nicht etwa, weil ſie den verloren gegangenen Gedanken bedauern, ſondern weil es einige Zeilen weniger

sind, also auch weniger bezahlt werden. Diese verdienen unser Bedauern, aber nicht unsere Verachtung. Aber Sie, der Sie von verständigen Eltern für das ruhige Bürgerleben herangebildet worden sind, Sie würden jene Verachtung verdienen, wenn Sie Ihre Rechtlichkeit, Ihr ehrliches Gefühl für Wahrheit und Recht der hohlsten Nichtigkeit eines Journalismus opfern, wie er jetzt an der Tagesordnung ist. — Der Beifall eines Conditor-Publicums und der tadelgierigen Theaterbesucher, das Sie jetzt so lebhaft anzieht, wird Ihnen wie das Grabgeläute Ihrer Unabhängigkeit entgegentönen und die geistreichen, schlagenden, Alles elektrisirenden Aufsätze, die jetzt Ihrer sieggewohnten Feder entströmen, werden die Sargnägel für Ihre verlorene Ruhe sein. In lichten Momenten der Selbstanschauung und wenn Andere neben Ihnen aufstehen, welche dieselbe Geißel des scharfen, ätzenden Spottes gegen Sie schwingen, die Sie früher gegen menschliche Schwachheiten geschwungen haben, wenn Sie aus der Mode ge-

kommen sein werden, da werden Sie sich nach dem früheren Zustande heiterer Ruhe zurücksehnen, aber vergebens — das öffentliche Leben hält fest, was es einmal gefangen hat. Der aufgeregte Groll der früher einmal von Ihnen Besiegten oder Verdunkelten, verfolgt Sie auch über die Grenze Ihres öffentlichen Lebens hinaus.

Könnte ich doch den Nebel um Ihre Blicke zerstreuen und Sie das in der Wirklichkeit sehen lassen, was Sie sich jetzt so schön, so idyllisch träumen. Kennten Sie den furchtbaren, tiefgesunkenen Zustand der deutschen Journalistik, wüßten Sie, aus welchen Menschen die Tonangeber in den Tagesblättern meistentheils bestehen, Sie würden davor zurückschaudern, sich solchen Creaturen als Camerad anschließen zu wollen.

Denn was gewinnen Sie durch diesen Schritt?

Gesetzt, Sie hätten sich durch Abonnentenbettelei, durch Kriechen und Beschwatzen eines Buchhändlers zum Redacteur eines Tagesblattes

gemacht. Sie hätten jahrelang Fleiß aufgeopfert um, wenn es hoch kommt, 800 Thaler jährlich, und auch diese noch ungewiß, zu verdienen. Was mehr? Die Summe von 1200 Abonnenten ist ein schöner Traum. Nur die ältesten, angesehensten Journale erfreuen sich einer solchen Zahl. Oder hätten Sie je von einem deutschen Journale etwas gehört, der mehr hatte, als er brauchte. — Sprechen Sie nur ums Himmels willen nicht von französischen Journalisten, die so lange schimpfen, bis sie Präfect werden, den Orden der Ehrenlegion erhalten, oder an einer bedeutenden Pension ziehen, und dann das gerade regierende Princip loben, so viel sie können. — Nein, nein, ich halte Sie für zu klug, als daß ich glauben könnte, Sie gäben etwas auf den zweideutigen Ruhm einer solchen Carriere. Der hält nur so lange an, als bis ein Anderer neben Ihnen ersteht, der noch besser schimpft und herunterreißt als Sie.

Was zieht Sie also an?

Sie sehen das Flimmernde und Glänzende

einer geiſtreichen Oppoſition, aber nicht die trüben Stunden und den tiefen Kummer, den Sie ſich ſpäter ſelbſt bereiten. Ich ſehe ſchon die giftigen Theaterhelden, die unbedeutenden Buchſchmierer, die von Ihnen gelobt ſein wollen, die Taſchenſpieler und ſpaniſche Reiter, die durch Sie empfohlen ſein und die gewiſſenloſen Buchhändler, welche Verlagsartikel Anderer getadelt haben wollen. Ich höre ſchon, daß mancher gebildete, rechtliche, gediegen-unterrichtete Mann, wenn er einen fulminanten Artikel von Ihnen bei Seite gelegt hat, ausruft: Schade um das tüchtige Wiſſen, um das bedeutende Talent! was hätte er der Wiſſenſchaft, der Kunſt werden können. Dann werden Sie vergehen vor Scham und innerer Zerknirſchung. —

Zwar werden Sie dieſe ſelbſtbewußten Anklagen auch überwinden — höchſtens paſſirt Ihnen das ein- oder zweimal — dann haben Sie die edelſte Regung Ihres Herzens geopfert und ſchreiben wieder fort — weil es Ihre contractmäßige Pflicht geworden iſt.

O, über die traurige, unglückselige Pflicht, die darin besteht, daß Sie die Schwächen Ihres Mitmenschen, von denen ja auch Sie nicht frei sind, aufdecken, mit schonungsloser Hand Wunden aufreißen, die der Schleier des Familiengeheimnisses deckt —, daß Sie gar nichts Verletzendes darin finden, wenn Sie einen Menschen, der das Unglück hatte, Ihnen zu mißfallen, oder dessen Name Ihnen Stoff zu Wortspielen gibt, um Ehre, Brod und Ruhe bringen. —

Aber weiter, weiter! ich fange erst an!

Kennen Sie das Loos, täglich an einem papiernen Pranger zu stehen? — Wissen Sie, was für Fremden Ihrer warten? — Lassen Sie mich es aussprechen, das heillose Wort, das Ihnen bis jetzt, Gott sei Dank, noch unbekannt ist. Es heißt — Unredlichkeit gegen sich selbst — Aufopfern seiner bessern Ueberzeugung, seinen augenblicklichen Privatzwecken. — Wer Ihnen etwas geschenkt hat, den müssen Sie loben. — Haben Sie einmal einen Schauspieler zufällig kennen ler-

nen und begegnen ihm oft in einem Familienkreise, der Ihnen theuer ist; so dürfen Sie ihn nicht tadeln, nicht aus Rücksicht für ihn — nein, sondern für die Familie, die Sie achten, und denen er werth ist. — Sie verlieben sich in ein hübsches Mädchen, flugs müssen Sie die Spalten Ihres Blattes mit Liebesseufzern füllen und Andere tadeln, die vielleicht das Mißfallen Ihrer Dulcinea gewagt. — Oder hoffen Sie in dem lobenden Erwähnen anderer Blätter eine Entschädigung zu finden? Eitler Wahn! Nirgend sind die Leidenschaften pöbelhafter und gemeiner als in der Eintagsfliegen-Literatur. — Und worin hoffen Sie Entschädigung zu finden, daß Sie sich hier willig der Paria-Caste in der Literatur anschließen? — Etwa das Beifallsgeklatsch eines Publicums, das Ihr Blatt nach Tische lies't, um zu verdauen, oder in dem falschen Lobe eines unbärtigen Modehelden oder Ladendieners, der eitel darauf ist, mit einem geistreichen Journalisten Arm in Arm gesehen worden zu sein. — Betäuben

sind es Sie; aber die ernsten Momente der Selbstprüfung werden sich nicht vorgaukeln lassen und das Tosen des literarischen Pöbels um den Tagelohn nicht täuschen.

Unter der modischen Weste eines Journalisten, dem selbst Ruhm für kurze Zeit in die Mode gekommen hat, schlägt meist ein gebrochenes, unter dem einfachen Kleide eines gründlichen, nüchternen Gelehrten ein ruhiges, genügsames Herz. In ihm zeigt sich die edelste Bestimmung des menschlichen Wissens, der menschlichen Fähigkeit. — Mit Fleiß und Liebe forscht, prüft, sichtet er den reichen Stoff der Natur. Sein Geist ordnet, schafft, erzeugt, schreibt kommenden Geschlechtern Gesetze vor — geht so ganz in seine Materie über, daß er und seine Materie der Zukunft Eins sind. Er belehrt den Unerfahrnen, unterstützt den Schwankenden — geht unbekümmert um das Geklaff der anbellenden Köpfe seinen Weg, und sein Name wird von Mitwelt und Nachwelt geachtet und geehrt. Wenn ich das stille Wirken eines solchen

Mannes sehe, so wird es mir klar, das soll — das darf — das muß der Literat in seiner eigentlichen Bedeutung sein.

Mit welcher Empfindung blickt ein solcher auf seine zurückgelegte Laufbahn zurück?

Und mit welchen Empfindungen überschaut ein Journalist sein verschimpftes Leben? —

Ich schließe tief bewegt! Was mich zu solcher Sprache bewogt? fragen Sie mich, und ich antworte: Ihr Aufsatz, mein theurer Herr J. J., in No. 119. des Berliner Figaro. — Daß es keine Kunst ist, einen Stand gegen seine Ueberzeugung herabzuwürdigen, sehen Sie aus dem Vorstehenden. — Was ich da geschrieben, glaube ich durchaus nicht — aber ich schrieb es doch blos. —

Ihr ganz ergebener Diener.

L. Schneider.

XII.

Trauriges.

Deutschland hat eine Großmama und einen Stiefvater.

Der alten, grämlichen, geschminkten, zu Grabe wankenden Matrone steht das alte grämliche, geschminkte, wankende Wesen gut. Wenn sie keine Schönpflästerchen trüge, kein Schleppkleid anhätte und kein Fundalgeschmeide zur Schau producirte — so würde man sie für eine Leiche halten und in den Sarg zu den übrigen Todten legen.

Jedoch der Stiefvater macht sich höchst lächerlich. Er ist jung, frisch, neu und will als alt erscheinen, um sich eine gewisse Würde zu geben. Er trägt um den blonden Lockenkopf eine graue Perrücke und möchte vor Aerger vergehen, wenn manchmal die lustigen, jugendlichen Haare gar

ironisch hervorgucken. Er hat die derben, hochrothen, jugendlichen Backen sich grau angestrichen und Furchen darauf gemalt, die ihm ein ernstbarockes Wesen geben. Er läßt bei den unmodernsten Schneidern arbeiten, die ihm verschrobene und verkrüppelte Anzüge bringen und sehr gut bezahlt werden.

Der deutsche Junge hat sehr viel von diesen beiden Leutchen auszustehen. Es ist ein wilder, heißer Patron mit aufgeregtem Blute und tiefem Gemüthe. Er hat sich die Freiheit zum Liebchen erkoren und möchte sich gar zu gern mit ihr auf die Berge begeben und dort singen und sich freuen.

Das nehmen die hohen Protectoren sehr übel; denn sie fürchten sich vor der hellgeistigen, göttlichen Schwiegertochter und wissen sehr gut, daß wenn diese erst in der deutschen Familie irgendwo eingebürgert ist, so Manches zusammensinkt, woran viel gelegen sein muß.

„Sei artig — Du deutscher Junge, geh' in die Schule, und willst Du heirathen, so nimm

[illegible] — nimm Dir etwas Russisches zum Gespons!" — spricht der Stiefvater, plaudert ihm die Großmama nach.

„Wenn Du nicht ruhig bist, so schlagen und berathschlagen wir Dich zu Tode" — drohen Beide.

Und das ist sehr schlimm!

Denn zu Tode geschlagen zu werden, hat noch seines Pikantes, doch zu Tode berathschlagt zu werden — ist die höchste Ennuyance. Die droht dir, du armer deutscher Junge! Sie haben eine Fortsetzung und würdigen Nachfolger des Reichsgerichtes. Von 1613 — 1806 hat dieses über die Einrichtung der Reichskammergerichte deliberirt und hat sie durch viele Geschlechter hindurch deliberirt; bis endlich sie und das deutsche Reich und das projectirte Reichskammer-Gericht in jene Kammern hinabsanken, wo ewig über die Ewigkeit deliberirt wird.

Aber auch die materielle Gewalt, das Todtschlagen, hast du zu fürchten. Glaube ja nicht, daß die Leute deiner Großmama und deines Stief-

vaters aus Familien-Anhänglichkeit und aus Erbarmen über dein junges Blut die Befehle ihrer Herrschaften unerfüllt lassen werden. Du weißt sehr gut, daß die Matrone lauter Schergen im Dienst hat, die aus Furcht vor Stockschlägen Alles thun; und mit den Domestiken deines Stiefvaters ist in dieser Hinsicht kein Spaß zu treiben. Sie sind eben nur Domestiken, und darin liegt dein Verderben. Ich will sie einmal einzeln die Revüe vorüberpassiren lassen. Monsieur Märker zieht gegen den lieben Gott zu Felde, wenn er dadurch Aussicht auf Pension oder auf einen bunten Lappen vor der Brust bekommt. Pommerer ist ein solides Haus, und das Neueste, was in seinem Lande geschehen, besteht darin, daß Oxenstierna gestorben ist. Dem können sie einreden, was sie wollen; und wenn sie ihm sagen, der dreißigjährige Krieg sei noch nicht aus, du wärest der katholische Antichrist und wolltest den Protestantismus bekämpfen, so glaubt er es und haut dich aus evangelischer Frömmigkeit in Stücke. Nicht viel besser

ist es mit Altpreuß [illegible]; die massacriren dich schon [illegible], weil es bei dir stets frühlingsmäßig und hell, und bei ihnen stets winterlich und dunkel aussieht. Schlesier, Neusachse und Rheinländer werden sie sich wohl hüten, dir auf den Hals zu schicken. Der französische Vetter kann dir auch sehr [illegible]; er ist selber krank und faul und in dem, was er bringt, liegt kein Heil.

Darum steht es schlimm mit dir, du armer, deutscher Junge; und ich will dir einen Rath geben.

Grabe dir dein Grab, streue es mit Blumen aus, lege dich hinein und verschlafe und verträume die böse Zeit, welche kommen wird. Deine Geliebte bleibt ewig schön und jung; und je älter sie wird, je göttlicher erscheint ihr Angesicht, je liebreizender strahlen ihre Züge.

Vieles kann sich unterdeß ändern. Vielleicht kommt im Lauf der Zeiten dein Stiefvater zur Vernunft, sieht, wie er gefehlt, wie er dein armes Herz gebrochen und wie er sich den Weiberlaunen der Großmama ganz hingegeben hat und

ihr Kammerdiener geworden iſt. Er bittet dich um Verzeihung und mit ihm vereint, kannſt du die alte und vergiftete Matrone ſchon nach Weſten jagen, wo ſie hingehört.

Kanonen-Donner und Schlachtgejubel wird ſich über dein Grab fortwälzen und der große Kampf ausgekämpft werden. Dann erhebe dich und lauſche dem, was geſchieht.

Geht Paris in Flammen auf, wird die Stadt des neuen Europa zur Ruine, Frankreich zu einer Provinz, ſo lege dich nur tiefer in deine Gruft hinab und freue dich über deinen Tod. Denn die chriſtlich-germaniſche Welt iſt alsdann untergegangen und das ſlaviſche Zeitalter beginnt. „Es kommen die kleinäugigen, fetthaarigen Männer des Nordens" und freuen ſich mit den ſchönen Blumen und den holden Frauen des Südens. Du magſt ein Jahrtauſend ſchlafen und erſt erwachen, wenn auch der ſlaviſche Geiſt zu ſeiner Blüthe gekommen iſt, wenn durch die ruſſiſche Nacht der Freiheitsſtern hindurch geblitzt hat, und wann

in der großen Völker-Metamorphose eine neue Aera, vielleicht die chinesische, beginnt.

Ergieht sich aber über die Czarenstädte das Feuermeer, leuchtet Moskau als Fackel für die neue Zeit noch einmal auf, dann jauchze du, deutscher Junge, entsteige deinem Grabe und begrüße deine schöne Braut, die auf den Flügeln des erwachten Morgenrothes in jungfräulicher Schöne vom Himmel herniederschwebt.

Ach — elegisch zuckt es durch meine Seele und durch die Weltseele. Es wird anders kommen; wir sind todesmüde und krank und die Slaven sind lebensfrisch und gesund. —

Ist es vielleicht die Ahnung der bevorstehenden Auflösung, welche uns Alle so verdrüßlich schwermüthig und zweifelhaft macht?! — — —

XIII.

Burschikose Weltanschauung und Berliner Universitätsleben.

Einen wunderbaren Farbentopf, einen kecken Pinsel müßt Ihr mir geben, und ich will Euch das deutsche Studentenleben zeichnen, wie es gewesen.

Alle Tinten brauch' ich, hochrothe göttliche Grobheit, blaßgelbe Gemüthlichkeit, purpurne Trinklust, Mondschein-Schwärmerei, braun und blaue Rauffucht, goldne Jovialität, schneeweiße Reinheit des Charakters und regenbogenfarbige Burschikosität.

Daneben muß ich eine Landschaft haben, auf der die classische Nacht sich eben in den romantischen Morgen wandelt. —

Die Götter ruhen als Sterne am Firmamente. Wie schauerlich-ernst starrt Saturn, wie majestä-

tisch thront Jupiter, wie kriegerisch droht Mars, wie geflügelt-schnell winkt Mercur, wie lieblich strahlt Venus. Der Mond schifft durch die Wolkenwellen und trägt im rhythmischen Fluge Dianen dahin. Denn unten im dichtbelaubten Haine schallt der Hörnerschall ihrer Jäger, und seine Accorde sind für Luna der bewegende Tact.

Hehr ist der Himmel; reizend die Erde!

Auf duftigem Wiesenplane siehst du Blumen, Silberquellen und schöne Menschengestalten. Jo, Leda, Hyacinthus, Endymion und Adonis lagern nackt im schwellenden Rasen; die Sterne ziehen hernieder und Jupiter, Diana und Venus kosen und tändeln mit den liebesglühenden Menschen. Bäche plätschern ihnen Brautlieder und auf ihren Krystallfluthen wiegen sich lockende Najaden. Von Nymphen und Dryaden sind die Gebüsche belebt und Zephyre küssen die Blumenkelche. Dazwischen schlüpfen muthwillige Faunen, hinkt Pan, tändeln Amoretten.

In schöner Säulenordnung erheben sich im Hintergrunde mächtige Tempel, und aus ihnen erschallt der Hymnus. Begeisterte Sänger singen. Grazien wiegen sich auf ihren Lippen, und die Musen stehen ihnen zur Rechten. Anakreon lauscht auf das geflügelte Chor des Waldes, Pindar stürmt durch die Götterleier, und Aristophanes scherzt mit bocksfüßigen Satyrn um die Wette.

Allenthalben ist Leidenschaft und Genuß!

Die Götter kommen zur Erde nieder, aber die Menschen streben nicht in den Himmel hinauf. Er ist halb geöffnet. Man gewahrt in ihm ein heiteres Treiben; man hört das ewige homerische Gelächter, zärtliche Seufzer; man sieht Nectar und Ambrosia und essen und trinken und lieben. Wieder Leidenschaften, wieder Genuß. Denn er ist geheiligt und man kennt keine andere Sünde, als die Enthaltsamkeit.

Du fürchtest den Orkus?!

— Die Erinnyen sind ja auch zugleich ver-

schnende Eumeniden, und, indem du gestraft wirst, bist du gesühnt. —

Sonnt die antike Landschaft, als an der finstern Stätte von Golgatha der erste Sonnenstrahl hervorblitzte und die Nacht verscheucht. Die Götterferne sind erblichen, die schönen Gestalten entflohen, und der Tag hat sich erhoben.

Und was er zuerst begrüßt — das ist das Kreuz Christi!

Gott ist zum Menschen geworden, aber nicht zum glühenden, griechisch-genießenden, sinnlichen, sondern zum predigenden, christlich-liebenden, leidenden Menschen. Die Sünde war nicht in der Welt; ohne sie nicht die Reue, die Zerknirschung, die Erhebung und die Sühne. Gott brachte die Sünde herunter; denn sie haben ihn gekreuzigt. —

Und so wurde die sündige, moderne Welt; so wurde es Tag.

Wir leben in diesem Tage und freuen uns nicht mit ihm und der Erde. Denn sie ist ledern,

profaisch und befleckt. Wir streben zum Himmel empor und wollen ihn schon auf der Erde erringen.

Denn was auf ihr vorgeht, ist eine schlechte, provisorische, für die Vernichtung geschaffene Historie, welcher die Glaubensfonde nur Werth und Verklärung leiht. Darum ist unsere Kunst in dem Grade nur ein Sehnsuchtsseufzer nach dem unerreichbaren Jenseits oder eine ironische Gestaltung der unbefriedigten Seele, wie die Kunst des Antiken, Festhalten am Bestehenden, Erreichten, oder Freude über die Göttlichkeit und Befriedigung des Genusses.

Und so verargt es mir nicht, wenn ich auf der modernen Landschaft neben dem Kreuze Christi, die Ironie und den Schalksnarren Humor auftreten lasse, der die eigene Brust zerfleischt, um in belustigenden Sprüngen den Blutquell hervorzischen zu lassen. Indem Christus der Erde an sich den Himmel nahm, sie nur als Uebergangspunct darstellte, und mit dieser Lehre nur das Bewusst-

ſein von der Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge gab, impfte er zugleich den Spott über ihr Zufälliges und Vergängliches in unſere Seele ein. Darum iſt die Ironie heilig, chriſtlich. —

Wenn ich alſo das alte deutſche Studentenleben zeichnen ſollte, ſo müßt' ich eine Landſchaft, wie die eben angedeutete, vor mir haben, auf welcher der Tag ſich eben aus der Nacht hervorringt. Im Vordergrunde ſkizzirte ich alsdann mit einigen kecken Callots-Pinſelſtrichen die burſchikoſen Leute hin, deren Poeſie und innerer Kern eben darin beſteht, die Idee der alten mit der Anſchauung der neuen Welt zu amalgamiren und aus ihnen ein Gemiſch zu machen von antiker Rohheit und moderner Gentileſſe, von heidniſcher Genußſucht und chriſtlicher Reſignation, von klaſſiſchem Uebermuth und romantiſchem Zartſinn, von griechiſcher Beſtimmtheit und unſerer Gemüthlichkeit. Kommt nun noch zum Theil das mittelalterliche, und ganz das deutſch-innerliche Element hinzu, ſo habt ihr den burſchikoſen Mann vor euch ſtehen, wie er

leibt und lebt. Die äußere Erscheinung stammt aus der Feudalzeit. Das seht ihr an den hohen Stiefeln, dem Knebelbarte, der farbigen Mütze, der Trinksucht und an dem Ueberbleibsel von Gottesurtheil. Die innere Stimmung ist zum Theil antik, zum Theil modern und zwar deutsch-modern, d. h. sie ist sinnig, humoristisch, derb, zartsinnig, reflectirend, polternd und gemüthlich.

2.

Vielleicht wunderst du dich, ungeduldiger Leser, über mich, daß ich, um eine sechszeilige Schilderung eines ehemaligen Menschen zu geben, dir die Götterwelt mit ihren Liebesgeschichten und noch so manches Andere aufgetischt habe. Du schüttelst vielleicht den Kopf und sagst: Will mich der Autor mystificiren und etwa an sich selbst die meisten seiner deutschen Collegen bespötteln, die gar gründlich von der Schöpfung anfangen und die, wenn sie etwas über eine Schlange zu berichten haben, gewiß an die Erbsünde-Hypothesen anknüpfen?

Du irrst, Ich habe nach vielfacher Ueberlegung den vorhergehenden Theil dieses Aufsatzes componirt, will ihn jetzt auch in seiner ganzen Länge setzen lassen, nachdem ich ihn dreimal gestrichen und verkürzt hatte. Wie, mein aufmerksamer Leser, wie könnte ich dich wohl treffender in die Weltanschauung und den Ideenkreis des alten deutschen Burschen einführen, als wenn ich dir zur Einleitung ein Gemälde desjenigen gebe, was durch seinen Kopf geht, und was der Tact für sein *wunderliches*, *äußeres* Auftreten und für sein *wunderbares*, *inneres* Leben ist? Sprich — wie könnte ich dir ein deutlicheres Bild der edeln Burschikosität geben, als wenn ich dich in die metaphysische Werkstätte führe, wo alle ihre Gedanken gehämmert, geschmiedet und verarbeitet werden? Ich sagte: der edlen Burschikosität. Denn ich rede hier nicht von denen, die blos Trinker, Schlemmer und Raufbolde waren. — Die vermag die Poesie nicht zu verklären; und wenn sie zu bemänteln sucht, besudelt sie sich. Ich rede

hier von jenen Jünglingen, die euch, ältere Leſer, zu eurer Studienzeit vorgekommen ſind und an die ihr im tiefen Herzensgrunde das Andenken bewahrt. Denn ihr erinnert euch vielleicht an euch ſelbſt, an euer eigenes Thun und Treiben und werdet erfreut ſein, auf dieſen Blättern ein verjüngtes Bild eures Ichs zu finden. Vor dem jüngeren Leſer bin ich von ſelbſt gerechtfertigt. Er hört über eine für ihn hiſtoriſch gewordene Perſon, mit die köſtlichſte Blüthe deutſchen Sinnes und deutſchen Weſens, er hört über den deutſchen Burſchen reden.

Er iſt 19 — 21 Jahre alt, als er das ſtreng disciplinirte, zum Theil klöſterlich eingerichtete Gymnaſium verläßt.

Was drängt ſich nicht Alles in dieſem Kopfe, in dieſem Herzen zuſammen! Die alte Welt, wie ich ſie oben geſchildert, das Mittelalter mit ſeiner blendenden Decorations-Pracht, ſeinen Ritterburgen, ſeinen Knappen, ſeinen deutſchen Kaiſern, ſeinen hierarchiſchen Päpſten, ſeinem Glauben, ſeinen Tournieren; die neue Zeit mit ihren Ha-

rakteren, ihren zerstörenden Elementen, ihrem Indifferentismus, ihrem organisch ausgebildeten Tragödienstoff in den Begebenheiten; die indische, griechische und römische Mythologie; der Mosaismus, Katholicismus und Protestantismus; Philosopheme, Aphorismen, Sentenzen und Maximen; ein gutes Theil von der Logik; griechische, lateinische, ebräische, deutsche und französische Grammatik; Physik, Geometrie, Arithmetik und Naturwissenschaften; Sophokles, Euripides, Plato, Xenophon, Aeschylus, Horaz, Virgil, Sallust, Cäsar, Cicero, Tacitus; die meisten deutschen Klassiker; Corneille, Lafontaine und Florian; zuletzt ein wenig Republicanismus, eine Fülle von Liedern und Empfindungen und ein angebetetes Liebchen — Alles das hat der Bursche, wenn auch zum Theil skizzenhaft im Kopf und im Herzen, nur kein Quentchen Welt- und Menschenkenntniß.

Er kommt nach dem Ziele seiner Wünsche, nach dem Preise für seine Mühe und Nachtwachen, nach der Universität.

Was für Phantasien, für Träume, für Lieblings-

bilder knüpfen sich ihm an diesen Namen. Sokrates und Plato glaubt er dort wiederzufinden; ein neues Leben soll ihm dort im frischen Farbenglanze aufgehen. Worin es bestehe, hat er, haben wir alle nicht vorher zergliedert. Denn das ist ja eben der Zauber in den Jünglingsjahren, daß man in ihnen das für schön hält, was neu und unbekannt ist. Genug er glaubt, er hofft; und was findet er?

Ein altes, enges Gebäude mit gerade nicht eleganten Zimmern; in ihnen hölzerne Tische, Bänke und Katheder; auf diesen hölzerne Professoren; in ihren Händen Hefte; auf diesen langweiliges Zeug — und das ist die Universität.

Der Bursche schüttelt den Kopf. Er findet sich sehr getäuscht, denn der Ernst der Wissenschaft ist ihm noch nicht aufgegangen. Er ist an den skizzenhaften, mehr die Materien berührenden Gymnasial-Unterricht gewöhnt, und hört hier eine streng philosophische Detail-Vorlesung über einen Theil der empirischen Wissenschaft, welcher er sich gerade widmen will. Vielleicht hat er irgend einen be-

rühmten Mann besucht, unter dem er sich seiner lyrischen Verstellung nach einen homerischen Helden gedacht, und findet nun ein gemüthliches, eingefallenes Mumiengesicht. Wir wissen Alle, wie das frappirt und niederdrückt. — —

Er versäumt beim dritten Male schon seine Collegia, liegt auf dem Sopha, denkt an Klärchen, Mütterchen, an Therese, an seine Einrichtung, an das neue Verhältniß, an die getäuschten Erwartungen, an die Langeweile. Im Herzen pocht und kocht es. Da stürmt ein Drang von Empfindungen, da lebt und webt ein Liederfrühling von Gesängen. Im Bewußtsein seines Werths und seiner Thatkraft springt der Bursche auf, ergreift seinen Hirschfänger, sticht durch die Lüfte, als wollte er die Anforderungen seiner Lebenslust, seines Jünglingsmuthes zu Boden stechen.

Jetzt tritt sein Freund ins Zimmer. Ich hole Dich zum Commerce und zur Bundesfeier ab. Wir gehen.

Wie ist die Freude, das Entzücken, die Stille —

ich möchte sagen — die ehrfurchtsvolle Begeisterung empfunden hat, als lebensfrischer, phantasiereicher Jüngling in den ernsten Kreis gleichgesinnter Brüder geführt zu werden, von ihnen den ersten Händedruck, den kredenzten Pokal, den Bruderkuß zu erhalten, von ihren Lippen im Bundesliede seinen Namen als Chorgesang zu vernehmen, an ihr Herz zu sinken und ihnen den Eid treuer Freundschaft zu schwören; wer je nach so vielen trüben, engbrüstigen Jahren wie mit einem Zauberschlage aus der pedantischen Gymnasien-Zelle in diese neue, kecke, sinnige Welt versetzt worden ist, wo bärtige Jünglinge in phantastischer Kleidung am mit Todtenköpfen und blanken Schwertern verzierten Tische sitzen, die Becher von Mund zu Munde gehen, und jene Hochlieder erschallen, die in gewaltiger Melodie Alles verkünden, was das jugendliche Herz rührt, erhebt, freut, schmilzt, erschüttert und durchstürmt, und in denen jedes Wort, jeder Tonfall entweder ein Sonnenstrahl ist, der im Gemüthe die duftigsten Blüthen weckt, oder ein Blitz, der

jene heroischen Gefühle entzündet, die einst Deutschland gerettet haben; wer je Student gewesen ist, der wird mich verstehen, wenn ich es unterlasse, hier das zu schildern, was mit unserm Burschen bei der Bundesfeier vorging, und wenn ich jeden meiner Leser auf den verschlossenen Schrein der eigenen Jugendzeit verweise.

Jetzt hat der Jüngling seine Welt gefunden, in der er sich frei und heiter bewegt. Jetzt darf er seine Empfindungen fortströmen, seine Gefühle ausbrausen lassen, ohne befürchten zu müssen, ausgelacht zu werden. Die Universität ist ihm nur der Rahmen, in den das liebliche Bild seines neuerwachten Lebens eingespannt ist. Seine Kenntnisse, seine poetische Weltanschauung, seine Ansichten helfen ihm mit den Kranz flechten, der jetzt sein Haupt schmückt. Er zieht das Antike in das Moderne hinein, lebt griechisch, denkt heidnisch-christlich, kleidet sich mittelalterlich. Er will Alles erfassen, Alles in seinen durstigen Geist einsaugen. Der reiche, ungeordnete Stoff seines Innern gährt

und ſchäumt aus zu den wunderlichſten Erſcheinungen. Was iſt ſein äußeres Auftreten, ſein Renommiren anders als Ironie, Selbſtperſiflage?! Er trinkt, dichtet, liebt, betet, glüht für alles Große und Schöne in der Kunſt und im Leben; er iſt lüderlich, empfindſam, malitiös, ſentimental, keck, verſchloſſen, göttlich grob, charakterfeſt, Atheiſt, Pietiſt, Patriot und Republikaner. Bald liegt er im weichen Raſen und ſchwärmt von Sehnſucht und Liebe; bald tobt er auf dem Fechtboden und betrinkt ſich in der Schenke. Bald iſt er Sokrates, bald Alcibiades; bald lieſt er die Pſalmen, bald Voltaire, bald iſt er in der Kirche, bald beim Pharaotiſch — kurz er iſt ein Burſche, dem Ihr's zehn Schritt davon anſeht! —

2.

Was ſich aber unter dem Ausſchäumen der übermüthigen Kräfte für köſtliche Perlen entwickeln, die bis in die ferneſten Zeiten leuchten und ſtrahlen — das weiß Jeder. —

Denn wie so viele edle und große Menschen bei ihrem Eintritte in das gesellschaftliche Leben dieses für eine Puppen- und dumme Jungen-Herberge halten, sich in das ihnen verkehrt und schurkisch vorkommende Treiben nicht finden wollen, und sich ihre eigene Welt im Herzen bilden, sie cultiviren und [illegible]; wie endlich der göttliche Strahl der [illegible] durch ihre Seele blitzt, sie die Außendinge, an die sie sich gestoßen, im wahren Lichte schauen und streng sichten läßt; wie diese Männer, nachdem sie durch den Durchgangspunct der Abgeschlossenheit gegangen sind, die Außenwelt liebgewinnen, den Finger Gottes in ihr wahrnehmen, sie verklärt und versöhnt in ihr reiches Gemüth aufnehmen, und nun erst das wahre irdische Leben führen, da das Morgenroth des Uebersinnlichen in die sinnliche Wahrnehmung hineinleuchtet; und wie sie eben durch ihre frühere Abgeschlossenheit davor bewahrt worden waren, mit vielen Andern in den verflachenden Convenienz-Strudel und in der Salon-Albernheit unterzuge-

hen: — so öffnet sich erst dem Burschen der hehre Tempel der Wissenschaft, nachdem er durch die Burschikosität hindurchgestürmt ist, das Jugendfeuer im kecken Leben verraucht und geprüft, seine schroffen Seiten abgeschliffen hat und durch seine Erwägung auf der einen nicht in die weit schlimmere andere Seite fallen konnte, nicht in spießbürgerliche Philisterkosität und fadenschwengelartige, pappöffliche Sentimentalität.

Indem ich die vorhergehenden Zeilen lese, wundere ich mich über die lange Leichenrede, die ich gehalten. Denn die deutsche Burschikosität ist begraben!

Sanfte Ruhe der Todten!

Sie hat eine schöne Gruft. Das Herz von Tausenden edler deutscher Greise, Männer und Jünglinge, und ich setze es dreist hinzu: das Herz von Tausenden edler deutscher Matronen, Frauen und Jungfrauen. Gebt ihr ein marmornes Denkmal, ergreift einen Hieber, taucht ihn in Regenbogenfarben, Blumen- und Schmetter-

jugestand und zeichnet die Worte: Wein, Liebe, deutsche Treue und deutscher Bardengesang — das waren meine Bestandtheile.

Requiescat in pace!

Wer hat das Burschenleben begraben? Nicht die Philister, sondern die neueste Geschichte. Sie will keine Blüthen, keine Blumen, die ohne Nutzen zu bringen, ihrer selbst willen da sind; sie will im Leben keine Gestaltungen der Poesie, keine Schönheitsformen; sie will nützliche, prosaische, compacte Früchte. Denn darin ist die neueste Zeit wieder zur antiken Idee zurückgekehrt, daß sie das irdische Leben wo möglich scharf begrenzt und unabhängig von übersinnlicher Einwirkung auffassen, begründen und vermöge des Repräsentativ-Systems für die kommenden Geschlechter berechnen will. Auch die Alten zogen den Himmel nicht als Ergänzungspunct auf die Erde hinab, sondern betrachteten die letztere als abgeschlossenes Ganzes, dessen Culmination in dem Grade Poesie und Kunst-Religion waren,

als wir die Idee des politischen Staates und des Staatenverbandes zum innersten Kern unseres Lebens und Strebens zu setzen bemüht sind. Diesem Zurücktreten zur lieben Erdenmutter hat das Mittelalter entgegengearbeitet, das vermöge seines geschichtlichen Weltenzweckes alle Himmelsgestalten herunterbrachte und neben Monstra des Fanatismus jene lieblichen poetischen Blüthen hervorkeimen ließ, die mit bis auf den tiefsten Grund auszurotten, sich unsere Zeit zur traurigen Aufgabe gestellt hat.

Und das hat sie endlich gethan. Was ist seit der ersten Revolution des ancien régime nicht Alles begraben worden! Wir setzen noch täglich Todtengräber, wir hören den heulenden Sturm, der die duftigsten Blumen knickt, wir gewahren noch immer nicht die Frucht, welche erquicken, stärken, entschädigen soll. Möge sie bald am Himmel prangen und als Versöhnungszeichen den todtmüden Völkern leuchten! — —

Auch das Burschenleben ist gefallen. Es

hatte seine höchste Blüthe im Heldenaufschwung von 1813 und 1814 erreicht, und starb wie alles Schlagverschwindet, wenn es die Pracht entfaltet hat. Das Naive, unbewußte Sichhingeben des Studenten war zu dem Bewußtsein gekommen, daß sein Treiben in der Vaterlandsliebe seinen Ruhe- und Auflösungspunct gefunden. So wurde das Chamäleon von Bursche, welcher für Alles glühte, schwärmte, so wurde er aus einem jovialen Jüngling ein ernster Vaterlandsfreund. Diese einseitige Richtung war freilich der Triumph und nach den Zeitumständen der nothwendige Zielpunkt, aber auch der Endpunct hinter welchem Carricaturen und Fratzen standen. Denn, wenn aus der Blüthe die reife Frucht sich entfaltet hat, muß sie abgeschüttelt werden; sonst fault sie. Das Ende der Blüthe und den Anfang der Frucht fällt zusammen. —

Darum habe ich gesagt: das wahre Burschenleben ist todt und auf dem großen Gottesacker der Geschichte nahm sie vielen andern Blu-

men begraben, aus deren Metamorphose mir unser künftiges Heil erwarten.

Saget nicht: es wird auferstehen!

Wehe über die Auferstehungen und Fluch über die Auferstandenen! Was todt ist, hat dem Leben seinen Zoll gezahlt, und wenn es ohne Blut und Mark sich aus der Gruft erhebt, so wird es zum hohnlachenden nerklichen Gespenst, welches die Lebenden schreckt und in den Wahnsinn treibt. Das ist der Fluch in der Geschichte unsres Planeten, daß die Todten sich nicht zur Ruhe begeben wollen, um die kalten Knochengerippe sich den warmen Purpurmantel werfen, hinaustreten in die dichtgedrängten Menschenreihen, noch kosen und buhlen mit frischen, rothen Lippen und uns, die Berechtigten, zu verdrängen bemüht sind.

So hat sich das Verschwinden wieder erheben wollen, nachdem es gestorben war und ist als Frage, als unheimliches, grauenhaftes Gespenst erschienen, welches an der Greisesbrust Kotzebue's sein Meisterstück vollbracht und sich später in den

tollsten Erscheinungen umhergetrieben hat, bis es von den Lebenden bestattet und noch einmal eingesargt worden ist.

Dort in seiner Gruft möge es bis zu jenem Tage ruhen, von dem die religiöse Anschauung spricht. Dann werden neben den andern großen Todten der Geschichte auch die Burschen in wahrhafter Auferstehungspracht einherziehen mit ihrem Präses, ihren Senioren, Landsmannschaften, Füchsen, Brandfüchsen, mit ihren Hiebern, Standarten, Pokalen und Kanonen. Jetzt aber: Ruhe ihrer Asche!

3.

— Was sich jetzt wieder in manchen Theilen Süddeutschlands regt, verhält sich eben so zu dem wahren Burschenleben, wie die faule, wurmdurchstochene Orange zu der köstlichen Blüthe, aus der sie hervorgegangen ist. Denn die Jünglinge sind ihrer Sphäre entrückt, treiben sich in einer kalten, lieblosen, für ihr Anschauungsvermögen neblichten

Politik umher, werden Spielbälle von schlauen Ehrgeizigen oder von gründlich philisteriösen Schwärmern, und opfern ihre Jugend und ihre Jugendfreuden einem Götzen, der äußerlichen Vereinigung Deutschlands auf, dessen hohle Phrasen-Nichtigkeit sie vermöge ihrer Unerfahrenheit und der Machinationen gewisser Leute nicht zu durchschauen im Stande sind. —

Auch sie sind Gespenster, und desto gefährlichere, je mehr sie das Leben nachzutäuschen bemüht sind und das melodramatische Rüstzeug jener Zeit abgelegt haben. Man könnte sie nur als Carricaturen im jetzigen Studentenleben aufführen, welches in das Bürgerthum übergegangen, das Schroffe, äußerlich Bezeichnende verloren hat und als dessen Repräsentant ich das berliner Universitätsleben hier schildern will.

Berlin ist die modernste Hochschule Deutschlands. Da sie in der neuesten Zeit gegründet

werden, findet sich für ihre Besucher nicht der historische Kram vor, den die Verbindungen und Landsmannschaften anderer Universitäten zu bewahren, fortzupflanzen und zu heiligen wissen. In jeder Residenz bildet sich dadurch von selbst ein Nivellirtsein aller Stände, daß sie die Gebräuche und Gewohnheiten — denn von Sitten kann gar nicht die Rede sein — der Höhergestellten nachzuahmen, in sich aufzunehmen, oder wenigstens den ihrigen anzupassen suchen. Nun macht man sich aber (wie in dem Grade wohl nirgends anderswo) in Berlin zugleich lächerlich und verhaßt, wenn man auf den Einfall kommt, eine gewisse äußere Stellung oder historische Beziehung durch ein äußeres Auftreten oder eine äußere Erscheinung zu manifestiren. Hier ist Alles neu und modern; die Kleidung, die Häuser, die Gesetze und der Staat. Alle Sitten, herkömmliche Gewohnheiten wünscht man zum Teufel, und weiß sie schön zu fassen, sobald sie sich bei Tage auf der Straße zeigen, des Nachts, wenn gerade Mond-

schein sein soll und kein Gas brennt, mögen sie ihr Wesen treiben. Geld und Geist sind die beiden einzigen aristokratischen Elemente unter der Mittelclasse, wozu sich fast alle Berliner rechnen; aber farbige Mützen, hohe Stiefeln und kurze Röcke bilden gar nichts Hervorstechendes. Die ironische Erscheinung weiß man nicht zu würdigen und hat hier täglich ganz andere dergleichen zu bewundern. — Man glaubt entweder, der burschikose Kleiderheld sei dem Narrenhause entsprungen: dann läuft ihm die Gassenjugend Schritt für Schritt nach; oder man ist der Meinung, der kurzröckige, langstiefligte, sodomitische Student wolle etwas voraus haben vor den übrigen ähnlichen langröckigen, kurzsichtigen Zuhörer-Leuten, und dann klopft man ihm aus purer Demokratie auf die übermüthige Nase. Darum ist das äußere Auftreten der hiesigen Studirenden kaum von dem der übrigen Stände zu unterscheiden. Manche unter ihnen geben unsern Galanthommes nichts nach; die Meisten tragen sich wie anständige Bürger, deren Ge-

schäft sie gerade nicht gewählt haben, aber auch ihrer täglichen Umgebung angemessen, sich kleiden. Hinzu kommt, daß der kostspieligen Verhältnisse halber die meisten inländischen Studirenden erst dann sich hierher begeben, wenn sie die ersten Jahre ihres Triennium oder Quadriennium auf andern kleinern Universitäten zugebracht haben, und nun Berlin theils der Residenz halber besuchen, theils, um entweder den Vortrag des oder jenes berühmten Mannes zu hören, oder — was wohl allerdings der Fall ist — um ihre Examinatoren kennen zu lernen und sich unter ihren Augen zum Examen vorzubereiten, welches in der medizinischen und juristischen Carriere nur hier gemacht werden darf. Aus dieser Erscheinung geht hervor, daß meistentheils junge Leute herkommen, die ausgereift haben, schon in ein bürgerliches Verhältniß treten wollen, und den ernsten Geist der Wissenschaft wie den des Lebens aufzufassen bemüht gewesen und anzuwenden bemüht sind. Der gebohrne Berliner, der das hiesige Gymnasium verläßt,

an Ort und Stelle in seiner Familie lebt, ist schon vermöge des praktischen Sinnes, der hier fast durchgängig sich geltend macht, darauf von selbst hingeführet, daß das Studentenleben eine Durchgangsperiode sei, die man sobald als möglich wegwerfen und mit einer schon weit solider klingenden Schulamts-Candidatur oder Auscultator-Stelle vertauschen müsse. Ja, es geht so weit, daß viele in Berlin erzogene Studirende ihren Stand gern verleugnen, wenn sie in Gesellschaft vorgestellt werden, und mehr Aufmerksamkeit bei Herren und Damen zu finden hoffen, sobald sie statt sich den Anwesenden als N. N., Studiosus der Philosophie, Studiosus der Medizin vorstellen zu lassen, ihren Namen schlechtweg nennen.

Und sie haben nicht Unrecht. Wenigstens erzählten mir hier manche Ausländer, die nur der Residenz und der socialen Verhältnisse halber herkamen, sie hätten trotz ihrer vornehmen Titel und ihrer gerade nicht abschreckenden Persönlichkeit da eine kalte Aufnahme gefunden, wo man wußte,

[illegible] sich zu den Studenten zählten. Die [illegible] Herren [illegible] Kopf geschüttelt, und [illegible]: Der Studiosus sollte doch [illegible] Hesten herkriechen, als uns hier am eleganten Tisch den Abend langweilig machen wollen und das nachplappern, was er so eben im Collegium gehört. Die Damen hätten die Nase gerümpft und [illegible] gar nicht undeutlich zu verstehen gegeben: Studenten ständen im schlechten Renommé und das stille Wesen passe gar nicht für den glatten [illegible]. Gewiß die Mädchen hätten sich im [illegible] gar nicht recht frisch und munter mit ihnen [illegible] und, da sie sich unbemerkt glaubten, [illegible] herübergeflüstert: Ja, wenn's ein Lieutenant oder ein Referendarius gewesen wäre! —

4.

Das find' ich schlimm! Denn der hiesige Student verdient es wohl, daß sich der Familienvater ihm vertraulich nähert und dem Fremdling

manche Erholung und Zerstreuung bereitet. Aber so gehet es! Erst, wenn ein Referendarius-Schmetterling aus der Studentenpuppe steigt, schneiden sie ihm artige Gesichter und laden ihn ein. Ich wage es hier nicht zu entscheiden, ob es für die hiesigen Studirenden ein großer Verlust ist, wenn sie so wenig in Gesellschaften gezogen werden. Die Flachheit derselben würde auf die jugendlichen Gemüther eine ironische Wirkung machen, die nothwendiger Weise Vorschiebsität im unedlen Sinne des Wortes herbeiführen müßte. Wie dem auch sei — die Urheber der hiesigen Studenten-Ausschließung haben daran nicht gedacht, und es ist Unverstand von ihnen, wenn sie sich lieber von prosaischen Allerweltsmenschen umschwärmen lassen, als daß sie sich mit jungen Männern umgeben, die wie die hiesigen Studirenden, Kenntnisse mit Savoir-Faire und einem noch unegoistischen, für das Gute und Schöne glühendem Herzen verbinden.

Nirgends ist so wenig für eine angemessene, nicht kostspielige Erholung und Zerstreuung der Studiren

die [illegible], wie in Berlin, Chers, Bälle u. s. w. sind ihnen ganz [illegible], und die löbliche Einrichtung [illegible] Theater, die den Studenten das Erste um fast die Hälfte herabläßt, gehört bei uns zu den frommen Wünschen; deren Erfüllung man um so mehr entgegensieht, da die Direction nur von dieser Ermäßigung des Preises Nutzen haben würde. — Denn klassische Stücke ziehen den Musensohn am meisten an, und Jeder weiß, wie wenig Billette zu solchen Vorstellungen verkauft werden.

Nirgends verdienen die Studirenden wohl eine größere Achtung und Beachtung, nirgends müßte man ihnen so zuvorkommend, so hilfeleistend entgegentreten, wie in Berlin. Ich habe jahrelang in hiesigen Studentenkreisen gelebt und ich habe mit innerer Freude und wahrhaft deutschem Hochgefühle Erscheinungen wahrgenommen, die mich mit den gerechtesten Erwartungen, mit den erhabensten Aussichten für die Zukunft des Vaterlandes zu erfüllen berechtigt sind.

Welch eine aufgeweckte, rege Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst herrscht durchgängig unter diesen jungen Leuten, wie sind fast Alle von der großen Idee, von der Innigkeit und Heiligkeit des Christenthums erwärmt und durchglüht, wie mächtig hat sie der ernste Geist der Geschichte unserer Tage ergriffen, und wie kennen sie die Stellung, die Berechtigung und die Erwartungen ihres Vaterlandes. Ich werde die hier nur angedeuteten Puncte von dem Facultäts-Studium, dem Kunstsinne, der religiösen und politischen Anschauung der hiesigen Studirenden in einem andern Artikel ausführen; hier will ich als Einleitung für das folgende Thema noch einmal wiederholen: statt des äußern Auftretens ist bei den hiesigen Studirenden ein originelles inneres Leben getreten, dessen kecke, aber doch auf empirische Basis begründete Weltanschauung, dessen unegoistische, jugendlich-feurige, aber doch nicht extravagante Ansichten mir bei dem zweiten vernünftigen Gespräch sogleich den Berliner [illegible]sohn verrathen. Ich will damit

nicht sagen, als ob es hier nicht noch andere Leute gebe, bei deren Unterhaltung sich die oben ausgesprochenen Ingredienzien vorfinden. Aber — merkt [illegible] — so ganz und gar doch nicht. Nur der Student, der freie, unbefangene, sinnige Jüngling, der mit kosmopolitischem Herzen in die Welt hinausschaut, und sie mit all' ihren Widersprüchen an sich drücken, in ihr aufgehen will — nur er ist im Stande, sich so auszusprechen, und auf diese Weise Sachen und Personen zu orientiren. Glaubt mir — ich will's Euch auf ein Haar sagen, ob der, welcher gerade spricht, ein Student ist. Ich habe Leute gekannt, die an demselben Tage, an dem sie Auscultatoren geworden, ganz anders wie gestern in ihrer Unterhaltung sich benahmen, als wenn die kleinste bürgerliche Stellung, der geringste Nexus mit dem prusaischen Leben, als wenn der Schein vom Scheine eines Amtes — und das ist die Auscultatur — als wenn dieß schon bleierne Gewichte wären, die sich an die Psyche hängen und sie in das feiste, spießbürgerliche Philisterthum

hinunterziehen. Schüttelt die Köpfe, zweifelt soviel Ihr wollt — ich spreche vom gemachten Erfahrungen. Ich kann's gerade nicht seciren, worin das Scharf-Charakteristische des Studenten-Dialogs besteht. Er ist keck, lüderlich, zuversichtlich, pathetisch, tieflyrisch, rhapsodisch, kernig, derb, pikant, in scharfen Umrissen zeichnend — mit einem Worte: er ist Studenten-Dialog. Als königlich preußischer Referendarius, als Doctor der Philosophie, als wohlwürdiger Candidat der Theologie muß man die leichten, lustigen Flügel abstreifen; man hat Rücksichten; — man wird langweilig.

— — Und so geht es weiter! Man erklimmt eine Stufe nach der andern, und auf jeder setzt sich mehr Erde, mehr Staub, auf jeder haften mehr bleierne Rücksichten an dem armen, gequälten ehemaligen Musensohn, bis endlich das letzte Fünkchen Poesie in der Beamten- und Ehebüreaukratie untergegangen, bis ein Oberlandesgerichts-Präsident, ein Professor ordinarius, ein Superintendent in voller Glorie dasteht und bis allmählig der Mensch

so ganz und gar zur Erde geworden, daß man sie beide vermischt.

5.

Doch fort mit der alten, traurigen Adams-Historie! Für Alle, die in ihr leben, schreibe ich zur Erhebung und Erheiterung diese Zeilen auf, welche ihnen eine vergangene Zeit wieder vor die Seele rufen soll. Und wenn so manchem preußischen und deutschen akademischen Freunde, der jetzt in fernen Gauen des Vaterlandes weilt, — wenn ihm diese Blätter zur Hand kommen, möge er aus ihnen die Liebesgefühle eines ehemaligen Studiengenossen lesen und möge ihm die Erinnerung an gemeinsam verlebte Jahre eben so immer gegenwärtig bleiben, wie der Schreiber dieses stets den Silberblick seines Lebens darin finden wird, wenn er an so viele Commilitonen, an ihre Treue, ihre Liebenswürdigkeit, wenn er an ihre schönen Träume, ihre Pläne, ihre Entwürfe denkt. —

Und wenn auch das Vaterland durch Trac-

tats, Dünaten, Dialekte und Dynastien getrennt und zerrissen ist, wenn auch das Wort deutscher Biedermänner von einer Seite zur andern nicht herüberschallt, so zieht sich doch ein einiges Liebesband durch die Herzen des heranreifenden Geschlechtes, welches auf den Universitäten geschlungen wird, wo die Convenienzen der engbrüstigen Krähwinkelei schwinden, wo eine ewige Völkerwanderung von allen deutschen Landeskindern Statt findet, wo der Süddeutsche den verschrieenen Norddeutschen kennen lernt und wo die Flammenherzen an einander schlagen. —

Welch eine Verschiedenheit der Individuen ihrem Vaterlande nach, findet sich auf der Berliner Universität. Derbe Altpreußen, kecke Schlesier, aufgeräumte Rheinländer, patriotische Pommeraner, ritterliche Posener, picante Brandenburger, gelehrt-spitzfindige Sachsen, sinnige Schwaben, verschlossene Anhaltiner, melancholische Schweizer, ernste Franzosen, französirende Russen, düstere Polen, tiefsinnige Schweden und Dänen, technisch-

[illegible] Nordamerikaner, kurz eine Musterkarte von fast allen Nationen sehet Ihr hier vor Euch. Ich habe euch der vielen lebendigen Beispiele wohl nicht erst erklären dürfen, woher es wohl kommen mag, daß Studirende, die z. B. von Königsberg oder Greifswald kommend, dort rüde und nach ihrer Art ungeschliffen gelebt haben, sobald sie kurze Zeit das hiesige Residenztreiben angesehen, fast immer total umschlagen und aus Rauschähnen und Trinkbolden feinige, sittige Menschen werden. Ich glaube ein Gemisch der verschiedenartigsten Ursachen finde hier Statt, dessen in einander geschlungene, auf einander wirkende Fäden die wunderbare Erscheinung herbeiführen. Die Krähwinkelei der Berliner in Bezug auf Studenten fällt weg und bringt daher auch keine Rückwirkung von Seiten dieser hervor. Die vielen Abwechselungen und Ressourcen der großen Stadt lassen die Hochschüler ganz unbeachtet; das finanzielle Interesse, welches sie in Anregung bringen, geht in dem unter, was so viele Andere reichlich bieten; und ihr individuelles Auftreten

verliert sich in dem heterogenen Wechsel der mannigfaltigen Erscheinungen. Gehen durch Königsberg, eine Stadt von 55000 Einwohnern — gehen dort ein paar lustige Musensöhne in auffallender Tracht durch die Straßen, so stehen die anständigsten Leute still und begaffen in großen Haufen die närrischen Jünglinge. Begibt sich nun gar ein Studentenzug in seiner pompösen Decorationspracht zu irgend einem Professor, um ihm entweder zu gratuliren oder ihn zu begraben, so sind alle Balcone, Häuser-Estraden, Straßenecken und Bäume schon Stunden lang vorher mit ängstlich harrenden Zuschauern besetzt, das Volk wogt durch die Plätze und die elegante Welt lauscht an den Fenstern. Was folgt daraus? Der Unsinn erregt Aufmerksamkeit, wird, anstatt sich zu verflüchtigen, immer compacter, geht durch das ganze Triennium und in gewissen pedantischen Formen aufs Leben über.

Und das ist der wahre Teufel, der oft an Männern haftet, die ihre Universitätsstadt nie verlassen

haben, nach vollendeten Studien ein untergeordnetes Amt, ein Landschulen-Rectorat, eine Predigerstelle in irgend einem kleinen Neste u. s. w., überall darin fortvegetiren und nun gerade die äußerlichste, zufälligste Seite des Burschenlebens, die Rauhheit, Ungeschliffenheit, das Uebermüthige, Schroffe, die Gleichgiltigkeit und den Indifferentismus für Alles, was mit ihnen und ihrer Kneipe in keiner unmittelbaren Berührung steht — die gerade diese tadelnswürdigen Eigenschaften so recht ausbilden und als verknöcherte und ihre Umgebung mit verknöchernde Esel ins Grab sinken. Dergleichen Leutchen gibts besonders in Altpreußen recht Viele, und ihr Ursprung ist in den ganz eigenthümlichen, hier nicht näher zu erörternden socialen Verhältnissen der Königsberger Studirenden zu suchen. Mit eben diesen und ihren Folgen auf die dortige Gelehrten- und Beamtenwelt, wie auf die ganze Provinz steht die merkwürdige Erscheinung genau in Verbindung, daß die publicistische, belletristische und künstlerische

ästhetische Bildung Altpreußens so sehr über dem intellectuellen Aufschwung seiner übrigen Mitschwestern in den Hintergrund getreten ist; daß die empirischen, praktischen Wissenschaften dort nur gedeihen, daß die nivellirende, die schroffe Geistes-Aristokratie einigermaßen versöhnende allgemeine Bildung dort fast gänzlich fehlt, daß nur Sterne erster Größe am altpreußischen Himmel glänzen und daß die mittelmäßigen Köpfe dort sehr mittelmäßig sind.

8.

Und sollte nicht umgekehrt der mächtige Aufschwung Berlins für Kunst und übersinnliche Anschauung, seine ungetheilte Aufmerksamkeit, seine rege Theilnahme für das öffentliche Leben der Völker, für ihre Fortschritte, ihre Tribunenkämpfe und ihre Leiden, sollte dasjenige geistige Element, das hier durch alle Classen erfreuend und erweckend geht, und das unerklärbar, unzersetzbar in sich selbst Berlin erst zu dem macht, was es ist: sollte diese

[illegible], in jedem Augenblick hervortretende Sensible, aber auch zugleich stabile Volubilität, nicht eine Rückwirkung des hiesigen tüchtigen Universitätslebens sein, dessen Mitglieder das, was sie von der geistigen Situation der Residenz gewonnen, reichlich wieder in die mannigfaltigsten Verhältnisse ausströmen, in die sie Familien- oder Gesellschaftsbande führen!

Ich glaube: ja; und um so mehr, da an der Berliner Universität, wie wohl an keiner andern, ein Kreis von Männern vorwaltet, die nicht blos als Sterne ihrer Wissenschaft, sondern als Zierde der ausgedehntesten, auf den Mechanismus der Staatsverwaltung und der gesellschaftlichen Zustände am einflußreichsten eingreifenden Geschäftsstellungen dastehen, und die also vermöge ihrer lebendigen Anschauung von Theorie und Praxis ihre Schüler aus der todten Buchstabenwelt in die frische Erfahrungswelt führen.

Ich will Dich mit dem äußerlichen Wesen dieser Männer bekannt machen (ihr Inneres liegt

Dir in ihren Schriften öffentlich; und darum bitte ich Dich, mich nächstens dem Universitätsgebäude zu begleiten, wo Du gar Manches und Manchen zu sehen bekommen wirst.

Wir stehen auf dem einfach grandiosen Opernplatz, dessen Vordergrund die Universität bildet. Sie war ehemals ein prinzlicher Palast und wurde 1809 zu ihrem jetzigen Berufe bestimmt. Die Umgebung, in der sie steht, deutet schon zur Genüge an, daß nicht todte Stubengelehrsamkeit, sondern eine vielseitige in das Leben und seine mannigfaltigen Zweckbeziehungen eingreifende Richtung aus ihr hervorgehen soll. Denk ihr gegenüber erhebt sich Kalliopens Tempel, Apollo nebst den Musen schaut in die Auditorien hinein und die Klänge seiner Götterleier knüpfen sich an das tiefernste Wort der Wissenschaft. Seitwärts siehst Du das königliche Palais, rechts das mächtige Zeughaus, dort die Bibliothek, hier die Akademie und vor Dir die Linden. Glaube nicht, daß diese Lage mitten unter öffentlichen Gebäuden, von de-

nämlich eine große Idee des Staates repräsentirt und den sinnigen Beschauer zum Nachdenken und zum Handeln anregt — glaube ja nicht, daß diese günstige Lage der Universität ohne erfreuliche Folgen auf ihre Besucher bleibt. In Städten, wo die Hochschule noch irgend einem abgelegenen Winkel zwischen verfallene Kirchen und Klöster verlegt ist, wo Alles traurig, öde, abgelebt aussieht, wird der Studirende sich entweder durch kecken Uebermuth über die klägliche Umgebung erheben müssen und — worauf ich nicht genug aufmerksam machen kann — aus innerer Nothwendigkeit zum Neuerungswesen übergehen, oder das, was er täglich vor Augen hat, das Einsame, Verlassene, Todte, wird in seine Studien einfließen und er mit der Zeit ein einsamer, verstaubter Hieroglyphen-Gelehrter werden. Beides ist bei diesen Leuten nicht zu befürchten, die eben den Platz heraufkommen. Die heiteren Läden mit ihren Kunstschätzen, Industrieläden und eleganten Besuchern, der Opernplatz, diese architektonischen Schönheiten — kurz diese Umgebung

treibt, wie mit einem Zauberschlage, in die moderne Welt hinein; bringt in den Gebäuden die mächtigsten Gedanken der neuen Zeit verkörpert vor die Seele und läßt die Universität nicht als in sich abgeschlossene Gelehrtenzunft, sondern als den höchsten Anknüpfungspunkt an das sociale Leben erkennen, welches zu durchschauen, zu berechnen, zu verklären, der letzte, höchste Zweck bleibt. Der junge Gelehrte ist täglich unter das concentrirteste Leben der Residenz versetzt, und versöhnt in der Idee und Anschauung dieses mit den Idealen und Träumen seiner Phantasie. —

Jetzt sind wir vor dem Gitterthore und wollen in den großen Vorhof eintreten. „Haben Sie was zu handeln?“ fragen im höflichsten Fistelton uns beim Hindurchgehen die zwei sogenannten Universitäts-Juden, welche aus den abgelegten Kleidungsstücken der Musensöhne keinen unbedeutenden Gewinn ziehen sollen. Wir schütteln den Kopf und schreiten vor. Bist Du ein Fremder, so wunderst Du Dich gewiß über man-

[illegible] Ziffer in der [illegible] des Universitätsgebäudes, über die burleske Fensterordnung und ihre [illegible] Form und kannst Dich nicht recht zufrieden geben, wie Du ihn den Flur zu treten im Begriffe bist. Wie wogt und treibt sich das auf ihm umher, welch' eine Unzahl von Köpfen, welch' Gesumme und Gebrumme! Ich brauche Dir gewiß nicht über die Bedeutung der sechs schwarzen Bretter Aufklärung zu geben, die zu Lectionsanzeigen, Stallmeister-Empfehlungen, Relegationssentenzen, Bibliothek-Reglements, Krankenvereinsanzeigen, Gebührentaxen für Zeugnisse, Doctor-Diplome, Stipendien-Verleihungen, Preisaufgaben, Bitten, nicht aus dem Fenster zu springen und die Lampen nicht zu beschädigen, zu Belehrungen, wenn Se. Magnificenz sich sprechen lassen — kurz die zu Allem gebraucht werden, was in das Universitätsleben eingreift. Die Uhr verkündet eben in drei lauten Schlägen, daß es voll sei. Die Vorlesungen beginnen erst um ein Viertel; ich will Dich daher unterdeß orientiren. Die durch

die halbe Breite des Gebäudes vom Mittelpuncte an bis zum Ende des Squares Flügels sich hinziehenden Corridore enthalten in doppelten vis-à-vis-Reihen, Auditorien, die bald beschränkt, bald geräumig für die minder oder mehr Schüler an sich ziehenden Professoren bestimmt sind. Hier siehst Du das Sprechzimmer, worin die Lehrer in den Zwischenstunden weilen, und Testir- und Lavirgeschäfte abmachen. Ich könnte Dich hineinführen und Dich mit einem Schlage Männern, wie Schleiermacher, Savigny, Neander, Stuhr, Eichhorn, Böckh, Hoffmann, Raumer, Steffens, Ritter und Gans entgegenstellen. Ich will Dich aber lieber einzeln mit ihnen bekannt machen, und Du sollst sie auf ihren Thronen, d. h. auf ihren Kathedern kennen lernen, wo das lebendige Wort Dir ihren innersten Kern kund gibt. Laß uns die breite, steinerne Treppe hinaufsteigen und in das größte der Auditorien, in das von Nr. 17 treten. Ueber 400 Plätze sind mit jungen Theologen besetzt, die, ihre Hefte vor sich, erwartungsvoll nach

[illegible] Blicken, [illegible] Ruhe forderndes [illegible] [illegible] sich mit dem Schlage ein [illegible] tiefe Stille, ein ehrfurchtsvoller Schauder begrüßt den Eintretenden.

7.

Hast Du diesen Mann noch nicht gesehen, so hefte genau Deine Blicke auf ihn und präge Dir seine Züge tief in Dein Gedächtniß ein. Aber nicht blos dieses — dein Gemüth, Deine innerste Seele, muß diese Gestalt auffassen, damit Du durch die Erinnerung an sie, durch das Bewußtsein, daß solche Menschen auf dem Erdenrunde, daß sie in Deiner Umgebung leben; damit Du durch die lebendige Ueberzeugung erhoben wirst, wie ein gleich Dir an irdische Verhältnisse gebundener Erdenbruder sich schon hier [illegible] in das himmlische Reich des Lichtes und der Seligkeit aufzuschwingen im Stande ist. Was liesest Du in diesem Gesichte, aus diesen geschlossenen Lippen, aus diesen langen, herabhängenden Augenliedern, aus dem feingeformten Kinne, aus dem [illegible] vorgebeugten Ge-

stalt, aus dem nachlässig abgenutzten Anzuge, aus diesem ganzen Auftreten? —

Hast Du niederdeutsche Gemälde gesehen, auf denen mit unnachahmlicher Sicherheit Apostelgestalten hingehaucht sind, die in bräunlicher, orientalischer Färbung, in christlich-demüthiger Körperform jene milden, schmerzverklärten, glaubensseligen, aber zugleich strengen, abgeschlossenen, überzeugten, das Schwert der Kirche verkündenden Züge bewahren? — — Nun so sage mir: ist eine jener Gestalten nicht verkörpert, steht Paulus nicht vor Dir, wie er ringt, den ins Fleisch gesetzten Stachel zu überwinden, wie jeder Tag, jede Stunde, jeder Gedanke ihn mehr den irdischen Verhältnissen entrückt und wie er aus großem, christlichen Herzen jene Flammen- und Liebesworte in die sündige Welt sendet, die durch sein Evangelium bis auf die spätesten Zeiten getränkt und gesättigt wird, und aus ihnen Kampfesmuth und Widerstandskraft gegen den anbringenden Teufel schöpft?

Sagt mir — drängt es Euch nicht, auf seinen Lippen zu fliegen, und andächtig aus ihrem Hauche jene Liebe, jene Begeisterung, jene Würde, jene Erhabenheit zu saugen, die ihm innewohnt, ihn unsterblich hoch über alle andern Dichter erhebt?

— O wie oft in prüfenden Momenten der Selbstbeschauung, wenn der Gott meines unsterblichen Theils ermahnend vor mich hintrat, wenn die edle, heilige Seele sich unbefriedigt von dem poetischen, politischen und philosophischen Kartenschlösserbau hinwegzog, und ihre himmlischen Fühlfäden sich nach etwas gleich ihr Reinem, Göttlichem, Ewigem sehnten; wie oft, wenn im ironischen Bewußtsein von der Nichtigkeit aller Erscheinungen, in der beschämenden Ueberzeugung, wie toll, wie abgeschmackt, wie unhaltbar all die Philosopheme, die Kunst-Theorien, die Staatsgrundgesetze seien, an denen wir herumzerren und herumzerren, ohne in Jahrhunderten einen Silberblick zu finden, der sich aus der Sonnenhöhe nur zufällig auf diese Thonerde verliert; wie oft wenn in tiefem

Irrwegen an mir selbst und an dem, was mir das Theuerste und Heiligste gewesen, der Teufel zu mir hintrat und mich, den Verzweifelten, Vernichteten, Verwaisten hinabziehen wollte in sein gleißendes Reich; wie oft hat alsdann August Neander den Sturm beschwichtigt, die Dämonen zur Ruhe gewiegt und mir die Seele gestärkt und erfrischt durch christlichen Himmelsthau, durch ewige, göttliche Liebesworte.

Er hat den besten Theil erwählt. Wir mühen uns ab, das Sinnliche zu verklären und folgen am Ende — ohne es vielleicht selbst zu wissen — unserm Egoismus und unserer Sinnlichkeit. Er versinnlicht das Göttliche, indem er das Evangelium interpretirt und für ihn das Wort Gottes jenes im concretesten Sinne und zugleich das Medium für alle irdischen Verhältnisse ist. Diese Passivität, dieses Aufgehen von Allem in die Offenbarung, ist eine nothwendige Consequenz des durch das Christenthum festgestellten Zurücktretens der äußerlichen Objectivität in das innere Be-

wußtseins der eigenen Mangelhaftigkeit und Sündhaftigkeit und ihres Stützpunkts auf das ergänzende und versöhnende Kreuz. Wir, die wir es ignoriren und die irdischen Verhältnisse als ganz und abgeschlossen betrachten, deren Weltgericht wohl die Weltgeschichte, aber nicht der Himmel ist, sind eben so wenig Christen, als die jetzigen modificirten Juden — Israeliten, und wir könnten gar leicht de facto, wenn auch nicht de nomine, in das Heidenthum zurückverfallen, dessen Grundübel ja durchaus nicht der Polytheismus ist. Darum eben steht Neander in seiner christlichen Eigenthümlichkeit so groß und wirkungsreich in der jetzigen kalten, unchristlichen Zeit da; und ich will unter hundert mir zu Gebote stehenden Beweisen hier nur Folgendes anführen.

Ich hatte einen wackern Freund, von den Universitätsjahren her einen Studien- und Stubengenossen Neander's. Differenzen über das Fichte'sche System und seinen Werth hatten in späterer Zeit die sonst engverbrüderten Männer verschie-

dene Ansichten aussprechen lassen und bewirkt, daß sie sich nie mehr wiedersahen. Nach vielen Jahren liegt mein Freund auf dem Krankenbette, und da er wohl einsieht, daß seine Starrsinnigkeit Neander's liebevolles Entgegenkommen nicht zu würdigen gewußt hatte, so treibt es ihn an, seinen ehemaligen Commilitonen über seinen jetzigen Zustand zu benachrichtigen. Neander läßt ihm sagen: „Trotz unserer verschiedenen Ansichten waren unsere Herzen nie getrennt; meines schlug stets für Dich; ich komme zu Dir.“ Er glaubte zu einem Kranken zu schicken, und schickte zu einem Sterbenden. Dieser vernahm mit Entzücken die Botschaft und stammelte sie fortwährend vor sich hin. Seine Seele schien erhoben, als sie sich den großen Mann vergegenwärtigte, sein Auge blitzte noch einmal auf, seine Hand faltete sich und freudig verschied er, indem die Worte auf seinen Lippen erstarben: Mein Herz schlug stets für Dich. Ich komme zu Dir.

Noch viele andere Geschichten, von seiner

Mildthätigkeit und seiner Naivetät, von seiner Charakterfestigkeit und seinem bestimmten Wesen, müßte ich Dir erzählen; ich müßte Dir den liebenswürdigen Wirth am Theetische schildern, wie er in der Sonnabends-Gesellschaft unter seinen Schülern die um populär-theologische Gegenstände sich drehende Unterhaltung anregt und verfolgt; ich müßte noch Bogen voll schreiben, um Dir die Stände aufzuführen, welche seinen eminenten Einfluß auf die hiesigen Theologen feststellen. So viel will ich Dir aber zum Schlusse sagen: Wenn Du in einem Kreise von jungen Leuten, die der Gottesgelahrtheit beflissen sind, den Namen Neander nennst, so wird augenblicklich Alles ernst und feierlich gestimmt. Und wenn die Schilderung, die ich eben gegeben, Dich oft an ihn denken läßt und Dich bewegt, in sein Wesen und in seine Schriften näher einzugehen, so bin ich fest überzeugt, Du hast durch Dein ganzes Leben Nutzen und Frommen von den paar Momenten, die Du mir willig oder unwillig geschenkt.

8.

Auch die künftige Stunde soll Dich nicht reuen, die Du hier mit mir zubringst. Sieh — wie es zur geöffneten Thüre hereinströmt, wie Studenten, Bürger, hohe Beamte, Lieutenants, Generale, Banquiers, Liberale, diplomatische Nobilitäten und Gelehrte durcheinander wogen, wie kaum nach fünf Minuten die Bänke erstürmt sind, und wie bis zum äußersten Ende des an 600 Zuhörer fassenden Saales kein Stehplatz übrig bleibt. Der Eingang und die Thürpforten sind dichtgedrängt besetzt, Kopf an Kopf starrt durch den Flur bis zur Treppe und die Lebhaftigkeit derjenigen, die im Hafen sitzen, mischt sich mit dem Ungestüme derjenigen, die ihn draußen erst durch Bitten und Drohungen zu erringen streben. Immer mehr Exspectanten eilen durch das Portal, drängen sich im Vorhofe zusammen und glauben ihr Ziel zu erreichen, wenn sie die untern Stufen der Treppe mit einem Fuße zu berühren im Stande sind. Wie treibt, ringt da Alles, um einen Fuß vorwärts

eingenommen, wie werden strategische und tactische Manöuvres angewendet, um den Vordermann zu [illegible] und sich an seine Stelle zu setzen. Da hast Du ein kleines Bild des demokratischen Treibens, worin diejenigen, die jenseits der Wahlbarrière der Gemächlichkeit und der Ruhe schmachten, mit aller Wuth, aller Kraftanstrengung gegen die anstürmen, welche sich in den Besitz jener edeln Plätze gebracht haben. Diese Letzteren repräsentiren wir, die wir hier inwendig fest auf unsern Bänken sitzen, mit prosaisch-gewissen Gesichtern in die Welt hinausschauen und uns vielleicht im Innern über die armen Leute da draußen mopuiren, die im Wintertage der Kälte preisgegeben, sich vergeblich abbemühen, in das Paradies zu kommen.

Aber die Demokratie bricht sich trotz der ihr entgegengesetzten Riesendämme Bahn, stürzt vernichtend über sie hinweg und begräbt die stolzen Aristokraten in den Wellenschooß. So ging es auch hier. Je dringender, fordernder und ungestümer

die hineinstrebenden Männer der Zukunft auf dem Flure lesen: Weichet einem höhern Auditorium! Rückt zusammen! Wir haben Eintrittskarten in der Tasche! — desto bestimmter, zudringender und indignirter erwiederten von ihrem Plätzen aus die festsitzenden Männer der Gegenwart: Hergeblieben! Ruhe! Warum seid ihr nicht früher gekommen? und wie die Redensarten alle heißen mögen, mit denen man den Demos einzuschüchtern und zu verblüffen sucht. Unter Plumbern und Lachen der Glücklichen und unter Geschrei und Getöse der Zurückgesetzten verging eine halbe Stunde; der ersehnte Professor erschien noch immer nicht, konnte nicht erscheinen. Denn im Taumel ihres errungenen Besitzes hatten unsere Aristokraten es außer Acht gelassen, wie denn bei der bis zur untersten Stufe der Treppe Kopf an Kopf gedrängten Masse derjenige hindurchzukommen im Stande sein soll, dessen Anwesenheit ihren Glücksgütern, als da sind: ein bequemer Sitzplatz, eine Lehne u. s. w. erst Werth verleiht. Sie

harrten und harrten und waren mit Blindheit geschlagen, wie es den Aristokraten in der großen Geschichte häufig zu gehen pflegt. Endlich erhebt sich draußen ein Freudenruf; der bisherige Plebs wird emancipirt — ein neues Leben — die Aula — geht ihm auf! Diejenigen, welche im Auditorium den Thüren am nächsten sind, werden sogleich vom Strudel der Bewegung ergriffen, stürzen sich nach und kommen noch zur rechten Zeit an. Die Hochtories aber — d. h. diejenigen, welche die höchste Spitze des Saales eingenommen hatten, können sich noch gar nicht von dem neugestalteten Völkerleben überzeugen, stehen erst dann auf, als sie sich allein gewahren, schreiten gravitätisch vorwärts und sie, die vorher auf breiten, bequemen Sitzen prunkten, sie müssen sich gar sehr drücken und quälen und Gott danken, wenn sie in der Aula hinter irgend einem Plebejer sich unterdrücken können. Ich war auch so 'n Hochtory und fand natürlich diejenigen, die vorher draußen standen, jetzt ganz vorn, da sie der Bewegung am nächsten gewesen

waren und sie hervorgerufen hatten. Das ärgerte mich und ich rief unwillkürlich aus: Also bis in die geweihten Hallen der alma mater drangen die Principien der [illegible], auch hier heißt es: la propriété [illegible] Da unterbrach mich ein [illegible], [illegible] Klatschen; die Universitäts-Corporation war dem [illegible] Herzensmeinung [illegible] Eduard Gans hatte den Katheder bestiegen und seine öffentliche Vorlesung über „die Geschichte der Restauration bis auf den heutigen Tag" begonnen.

Eine in den Annalen des deutschen Universitätslebens wohl einzig dastehende Versammlung! Die große Aula mit mehr, denn tausend Individuen angefüllt, wie der Elite von wissenschaftlich gebildeten jungen Leuten, die in ihre Mäntel eingehüllt, dichtgedrängt nebeneinanderstehen: dazu das Feierliche des prächtigen Saales, der mit seinen langen, gothischen Fenstern, alterthümlichen Verzierungen einen um so pittoreskeren Eindruck machte, da der nicht getroffenen Vorbereitungen

halber auf zwei [illegible] Katheder brannten, deren schwacher Schimmer gar phantastische [illegible] auf die verschwimmende, weite Fläche warf; denn die ganz eigenthümlichen Figuren an der Decke, die in Folge des undeutlichen Reflexes wie [illegible] Schatten niederschauten und gespenstisch [illegible] zuletzt die Spitze des Ganzen, der schwarze [illegible] Katheder, auf dem Gans stand, hell[illegible] von zwei Kerzen und gewaltig abstechend gegen seine dunkle Umgebung — alles dies Unerwartete stößte den Anwesenden keine ganz gewöhnliche Stimmung ein.

Wie ich so dastand, durchkreuzten kritische Gedanken meinen Kopf. Er will die neueste Geschichte vortragen, von der er selbst ein Theil ist — diese Geschichte, deren Genien und Dämonen noch leben und kämpfen, von deren organisch zusammenhängendem Ganzen auch nicht der kleinste Theil vor unsern Blicken klar und gelichtet daliegt und deren nothwendiges Ende und Versöhnungs-Motiv nur der anzugeben im Stande ist, der zur

Läuterung des Menschengeschlechts [illegible] verschlungenen Fäden in einander geknüpft hat? Will er uns neue Facta, will er durch seine Verbindung mit Diesem oder Jenem uns neue diplomatische Aufschlüsse, neue psychologische Gründe für manche Ereignisse geben, welche die reiche geschwätzige Memoiren-Literatur der Franzosen noch nicht in alle Welt hinausgesendet hat? Will er die Idee, die Philosophie der Begebenheiten in der neuesten Zeit construiren, ohne in dem Caffehaus-Politikerton zu verfallen?

Also dachte ich, und las eine Antwort auf meine Frage in dem klaren Weltauge Friedrichs des Großen, dessen treffliche Büste neben dem Katheder steht, und vernahm die andere aus dem Munde des Professors, der eben dasjenige, was ich oben andeutete, ausführte und klar und bündig bewies, die neueste Geschichte sei grade ihrer Idee nach vor das Tribunal des Katheders zu bringen.

Es ist schwer, mit ihm zu rechten. Die Süßigkeit, der Rhythmus seines Styls, der Wohl-

sicht und die Kraft seines Wortes, seine Vollendung im [illegible] und seine wahrhafte Größe im [illegible] Theile, lassen schwer gegen sie ankämpfen; und er hat durch strategische Uebermacht den noch so geschickten Feind schon geschlagen, ehe dieser an seine taktische Ueberlegenheit zu denken und sie gehörig zu benutzen im Stande ist. Wie weiß er durch die Musik seiner Sprache und durch blitzende Gedanken uns über trockene, politische Discussionen hinwegzuführen! Ich glaube, dieser Mann ist im Stande, Euch Pandekten und Institutionen in Zuckerbröckchen und Bonbons einzugeben!

9.

Ich habe Dich, mein theurer Leser, im Gedränge verloren und ich freue mich, Dich hier unter der Linde wiederzufinden. Wenn ich Dich bis jetzt des Gegensatzes halber mit dem Manne des gottseligen, apostolischen und dem Manne des geschichtlichbewegten, modernen Zeit-

alters bekannt gemacht; so will ich Dir jetzt den Mann vorführen, der Alles in sich verband und harmonisch versöhnte, das die ausgedehnteste, bis in die fernste Vergangenheit und Zukunft hinüber- und hinausreichende Weltanschauung aufzuhäufen vermag und der in die tiefsten Schachten der Vernunft wie in die höchsten Regionen des übersinnlichen Glaubens hinab- und hinaufgestiegen war. Wollte ich Dir die Stelle bezeichnen, wo er körperlich weilt, so müßte ich Dich nach dem Kirchhofe geleiten; willst Du den Raum kennen lernen, wo sein Wort, seine Schriften und seine Schüler geistig umgestalten und aufbauen werden, so sieh Dir eine Weltkarte an. Hier kann ich Dir nur das Auditorium No. 8. und den Katheder zeigen, wo Hegel jahrelang im Kreise seiner Schüler und Collegen jene Vorträge gehalten hat, die Alles ergründend, erforschend und feststellend, was dem Menschen theuer und heilig ist, in ihrem mächtigen Einfluß wohl ewig bleiben. Nicht lange ist es her, daß er dahingegangen ist, und ich will Dir

eine wunderbare Historie erzählen, die sich für mich an seinen [illegible] knüpft. [illegible]

[illegible] ten November 1830 um fünf [illegible] in diesem Auditorium und [illegible] Welch, verfallen schwankte er die [illegible] des Katheders hinauf, zog sein Heft aus der Tasche und [illegible] Vorlesung über die Geschichte der Philosophie fort. Welche Vorlesung! — Wie rang der Tod mit jedem Worte, das er auszusprechen bemüht war, wie gespenstisch legte sich ein Krampfhusten zwischen jeden Satz! Aber welche himmelstürmende Gedanken blitzten von dieser gefurchten Stirn herab; wie mild, wie sonnenhaft, wie frühlingsklar leuchtete sein schönes Auge, wenn es sich weit öffnete und wie aus einem schweren Traum erwachend auf den zahlreichen Zuhörern weilte, als wunderte es sich über die irdische Umgebung. Wenn die moderne Philosophie sich personificirte, sie müßte Hegel's Gestalt und Physiognomie annehmen, seine äußerlich scharf ausgeprägt [illegible], wehmüthige, ewig stre-

bende Vernunftseligkeit, die noch nicht zur Auflösung in die Glaubensseligkeit gekommen ist. — — Ich hatte den Reisewagen nach dem Portal der Universität kommen lassen und fuhr um 6 nach Frankfurt hinüber, wo ich meinen von welcher dorthin zur Messe angekommenen Vater überraschen wollte. Schon Sonntag riß ich mich von ihm los, um Montag Nachmittag das für mich höchstwichtige Hegelsche Collegium nicht zu versäumen. Nach 5 steige ich am Opernplatze ab, eile ins Auditorium und finde es hellerleuchtet aber leer. Ich stutze und setze mich, ermüdet von der Reise, auf meinen einsamen Platz. Punkt ein Viertel auf 6 öffnet sich die Thüre und Hegel tritt herein. Im Nu sind alle Bänke besetzt. Womit? kann ich nicht deutlich sagen. Jünglinge in veralteten Burschentrachten, Männer in verschollenen Costümen, Perrückenköpfe, griechische und römische Profile — Alles lustig und schattenartig durcheinander und emsig lauschend auf die Worte des Vortragenden. Ich sah kein einziges

bekanntes Gesicht, außer dem eines Studenten, der vor einem Jahre gestorben war; — aber doch viele Physiognomien, die entfernte Aehnlichkeit mit Portraits und Büsten berühmter Philosophen hatten; Hegel war sehr verändert, noch klarer und milder in seinem Angesichte. Die Sehnsucht war von diesem gewichen und statt ihrer thronte die ernstgemessene Thätigkeit auf der nicht mehr gefurchten Stirn. Es schien ein Gedanke geworden zu sein; so abgerundet, so untergetaucht hatte sich Alles bei ihm in eine Idee, in eine Gewißheit, in einen Culminationspunkt. Den durch Worte näher zu bezeichnen, bin ich nicht im Stande; Beethoven und Raphael haben ihn durch Töne und Farben wiederzugeben gesucht, und man sagt: es ist ihnen gelungen. — Mund und Auge waren geschlossen; und doch sprach er, las er vom Hefte. Oder besser gesagt — denn er sprach nicht — (dieser Ausdruck ist zu materiell) er dachte seinen Zuhörern etwas vor, die vermöge ihrer ausgebildeten Organe seine Gedanken aufzunehmen ver-

standen, ohne des Mittelwegs der Sprache und des Gehörs zu bedürfen. — — — — — — Ich weiß nicht mehr, wie ich zur Thüre hinausgekommen bin. So viel erinnere ich mich, daß ich vor der Universität einen Freund fand, der mich anredete: „Wie siehst Du aus? Bedenke doch, wie der Selige den Tod betrachten lehrte, und zeige Dich jetzt würdig, sein Schüler genannt zu werden. — Dich scheint die Nachricht von Hegel's Tod sehr angegriffen zu haben." — „Todt?! Großer Gott! Wann ist er gestorben?" — „Vor etwa einer Stunde." —

10.

Wir wollen jetzt das Universitäts-Gebäude verlassen, mein ungeduldiger Leser; und ein anderes Mal will ich Dich in mehrere Auditorien führen. — Dann sollst Du Dich mit Heinrich Steffens befreunden lernen, der in den Vorlesungen über physische Geographie Dich durch unnachahmliche, unwiderstehliche Feuerkraft und durch einen

gewissen [illegible] Schmelz [illegible] [illegible], bis zur Schauerlichkeit [illegible] der [illegible] und [illegible] als [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] Auge [illegible] Gesicht [illegible] sich triumphirt bewegen, wie aus tiefer Brust die Zauberworte herausströmten, [illegible] hätten auch die Gnomen und die Bergmännchen seiner [illegible] Heimath umlagert gehabt, als hätten sie ihn hinabziehen wollen in das Naturleben, bis Religion und Philosophie ihn diesen Gespenstern entzogen und ihn, [illegible] zur schellingschen Naturphilosophie und zum Glaubens[illegible] der lutheranischen Seligkeit [illegible] haben! — — Friedrich von [illegible] Du kennen lernen, den deutschen [illegible] in dem [illegible] Spießbürger, den

hellen, klaren Kopf, den tiefsinnigen Forscher, den ewigen Geschichtsschreiber und den liebenswürdigen Lehrer. — Und wird es Dich nicht ernstfreudig durchschauern, wenn Du vor Schleiermacher's Katheder stehen wirst und den Mann sprechen hörst, — der den [illegible] mit Erhebung denken sollte; weil er durch die Schärfe seiner Dialektik, [illegible] Anschauung wieder so Vielen wahrhaft dem Christenthum versöhnt hat, die es durch Wasserschwätzer- und Thränenquetscher-Predigten herabgewürdigt gesehn hatten. —

Doch genug! Wo solche Männer lebendig, liebreich und zum Theil uneingeschränkt verwalten und wirken, da muß der Ernst der Wissenschaft und das Beispiel allen Unsinn und alle Trägheit verscheuchen. —

XIV.

Die Franzosen und Wir.

Was sind doch die Pariser für unhöfliche Leute; wie weit sind sie in der Cultur zurück! Der Franzose setzt sein Alles daran, um seine politische Meinung durchzuführen, und ihr den Erfolg zu sichern. Er witzelt, disputirt, poltert, schimpft, schreibt nicht blos dafür — das thun die Exaltirtesten bei uns zuweilen auch — nein, er schlägt sich für sie, macht Revolten, setzt Verschwörungen ins Werk — ja er durchdenkt sogar seine einmal gefaßte Idee. Hat man das bei uns je gehört? Ich frage Euch auf Gewissen: hat man bei den vielen Schlägereien, die bei uns Statt gefunden, eine politische Tendenz gehabt? Wir kennen die politische Prügelei gar nicht, wir wissen wahrhaftig nicht, wie so ein Ding aussieht. Verschwörungen und Revolten sind als Theaterstücke ins Theater verwiesen. In

Gesellschaft und auf der Straße sind wir gute Christen; wir wissen aus manchen Schauspielen, was es heißt, des Nachts durch den Generalmarsch aus dem Schlaf geweckt zu werden; da wird die Marseillaise gepfiffen und getrommelt, da dürfen wir auf unser Recht pochen."

Von politischen Gedanken will ich nun gar nicht reden! Wir haben zwar ein politisches Wochenblatt, aber keine Gedanken darin. Auch um die politischen Minen kreuzig' ich die Franzosen ganz und gar nicht. Weiß Gott, ich möchte doch um Alles in der Welt keinen blutrothen Burgunder trinken, wenn ich dabei an die Guillotine denken müßte, auf der mein Vater verblutete...

Wir essen auch zuweilen gut, aber dann geschieht's der Kunstliebe und dem Andenken eines großen Mannes zu Ehren. Und das schmeckt schon der Aesthetik halber. Denn Jeder denkt sich dabei: der große Mann, den ich hier verehrliche, hat, so groß er auch war, nie so gut essen können, als ich jetzt; ja, er hat hungern müssen. Wie groß

muß ich erſt ſein, der ich, ohne groß zu ſein, alle Tage gut eſſen kann. Das iſt ein großer Gedanke, ein Berliner Gedanke! — Sollte man es glauben, die Manie der Franzoſen geht ſo weit, daß ſich die Farbe, der Schnitt ihrer Kleidung nach ihren politiſchen Ideen modificirt. Einem Carliſten könnt Ihr's zwanzig Schritt davon anſehen, weß Geiſtes Kind er iſt. Den Republikaner, der Euch übrigens ſein Evangelium groß entgegenſchreit, verräth ſein Hut; den Napoleoniſten der Napoleonſtock; den Demagogen der zerriſſene, und den Juste-milieu-Mann der wohlhabende Rock. Nun frage ich: iſt das Cultur oder Barbarei?

Wer die Myſterien der eleganten Welt kennt, wer es weiß, welch einen Zauber die nach dem individuellen Bedürfniß mit Geſchmack angeordnete Wahl aus Stoffen und Farben, ich will nicht ſagen auf das ſchöne Geſchlecht, nein, auf den phyſiſchen Menſchen ausübt, wer von dem geheimnißvollen Reflex durchdrungen iſt, der zwiſchen gewiſſen Formen in der Garderobe und den tiefſten

Tiefen der Seele zusammenhängt, der wird mich verstehen, wenn ich sage: es ist ein großer Unterschied, ob Du helle oder dunkle Beinkleider trägst, ob Dein Hut romantisch in die Höhe strebt, oder ob er antik sich zusammenflacht. Es läßt auch einen großen psychologischen Blick in Dein Leben werfen, wenn Dein Halstuch sich moralisch und spießbürgerlich anschließt, wenn es das Kinn verdeckt, wenn es, ein ironisches Spiel der Winde, umherflattert. Und nun gar der Schnitt des Rockes, das Tragen des Stockes und der Haare! Welche Nüancen gibt es da für welthistorische Epochen in der Bildungsgeschichte des Menschen, von denen jede einzelne mehr werth ist als der ganze politische Kram. Und das Alles wird nivellirt durch den Terrorismus der Franzosen.

Also nur meine politische Meinung soll die Garderobe bestimmen; — keine höhere Rücksicht? Ob ich mich zur antiken oder ironischen Weltanschauung bekenne, ob ich Supernaturalist oder Rationalist, ob ich Stoiker oder Epikuräer, ob ich

lyriſch oder epiſch geſinnt bin, ob ich lieber in die Oper oder ins Schauſpiel gehe — das ſoll gar keinen Einfluß haben?! Seht dieſen Jüngling; der verſteht ſich zu kleiden und den Reflex ſeines Innern durch Farben, Stoffe und Bewegungen wieder abzuſpiegeln. Meint Ihr, es ſei Zufall, daß ſein graciöſes Stöckchen ſtets in ſchönen Wellenlinien durch die Luft ſich bewegt? Das deutet die Sturm- und Drangperiode, die ſentimentale Richtung ſeines Gemüthes an. Geſetzt, der junge Mann wäre Franzoſe und Napoleoniſt; er müßte alsdann einen ſchwarzen, gravitätiſchen Stock tragen und mithin die edelſten Regungen ſeines Gemüthes einem Phantome hinopfern. — Hier prangen als Symbole faſt alle Farben in ſeinem Anzuge friedlich neben einander; dürfte er ſich wohl in Paris mit weiß neben roth und blau ſehen laſſen, ohne als ein Parteigänger verſchrieen zu werden?

J. Jacoby's

Bilder und Zustände.

Zweites Bändchen.

Bilder und Zustände

aus Berlin,

von

J. Jacoby.

Zweites Bändchen.

WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Altenburg,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei.
(In Commission bei Otto Wigand in Leipzig.)
1833.

Inhalt des zweiten Bändchens.

		Seite
XV.	Berliner Poeten.	1
XVI.	Am 6ſten Auguſt 1832, oder: Die Bundestagsbeſchlüſſe.	23
XVII.	Die hochſelige Königin Louiſe.	24
XVIII.	Eine Carricatur.	28
XIX.	Das ſchöne Geſchlecht.	66
XX.	Skizze aus dem hieſigen Tollhauſe.	113
XXI.	Miniſter.	128

		Seite
XXII.	Theater.	129
XXIII.	Am 28sten August, Göthe's Geburtstag.	161
XXIV.	Stuhrh.	171
XXV.	Der Stralauer Fischzug.	193
XXVI.	Das Museum.	215
XXVII.	Briefe.	228
XXVIII.	Visten.	258

XV.

Unſere Poeten.

Wenn ich doch ſingen könnte, davidiſch-innig, homeriſch-gewaltig, ariſtophaniſch-keck!

Dann vermummte ich meine Schmerzen in bunte, ironiſche Schalksnarrentracht, ſetzte ihnen Kappen auf, und legte ſie in einen großen, kryſtallenen Sarg.

Mit dem zög' ich auf die Berge und lockte durch gellende Querpfeifentöne alle die Philiſter, Speichellecker und Jüſte-milieu-Menſchen herbei und würfe ihnen meine Schmerzen an den Kopf und ſänge ſie zu Tode.

Denn meine Schmerzen sind neckische, schauerliche Gesellen; sie haben spitze, zweischneidige Dolche und verbergen unter der ironischen Carnevalsmaske Gift und Galle. Wie sollten sie den Scheinen das Herz durchbohren, ihnen das Gehirn zerfleischen und das Lebensmark aussaugen. Wie sollte meine Melodie im schauerlichen Rhythmus sinneverwirrend und gespensterhaft durch die erstarrenden Säle ziehen und Tod und Wahnsinn denen zutragen, denen sie gelten!

Aber meine Freuden würde ich zu heiligen, duftigen, ewigen Kränzen flechten; aus den schwellenden Lippen der Rosen müßten Nachtigallen flöten und in den Silberhaaren der Lilien sich Goldkäfer wiegen. Der Jasmin müßte den Lorbeer umschlingen; und Eichenblätter sich mit Palmen verschwistern.

Und die Posaune ergriffe ich und riefe mit Weltgerichtstönen mir die todte Polonia aus der Gruft hervor und setzte ihr einen Immortellenkranz

auf das hingemordete Haupt und ſänge ihr ein Lied vor, das wie ſchaffender Gott Odem in ihre erſtarrten Glieder Lebensfriſche und Feuergluth gießt.

Ich ſänge die Schlachten von Grochow und Oſtrolenka; ich ſänge den Todesmuth der Männer, Frauen und Jünglinge; ich ſänge von der wankenden Zarenburg; — — — — — — — — — — — — — — von dem vergoſſenen Blute, aus dem die Dämonenſaat für die gierigen Slaven heranreift; ich ſänge von der groſſen Schuld, die bis in das künftige Geſchlecht hineinreicht; — — — — — — ich ſänge von der Nemeſis.

Und die Gräber öffnen ſich und die Gewalt der Klänge bringt die gefallenen Helden ans Tageslicht. Aus Sibiriens Eisgefilden und von den Wahlſtätten kommen ſie herbei und lauſchen dem Liede, das ſie erweckt hat. Verſtümmelt, vermodert nahen ſie ſich und zücken die Schwerter und ſchwingen die Lanzen und rufen: noch mehr

von dem Liede! noch mehr von dem Gesang! Auch zarte Knaben und liebliche Jungfrauen sind unter den Schattengestalten; sie ringen die Hände und bitten: noch mehr von dem Gesang!

Allen kränzte ich die glühenden Schläfe mit kühlendem Lorbeer und hieße sie hinuntersteigen in die stille Clause. „Denn die Zeit wird auf ihrer Gottesharfe über Euren Gräbern ein Lied singen, das Euch tröstet und beruhigt. — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — —

Nicht nur für die Todten, auch für die Lebenden hätte ich Kränze und Lieder. Was würde ich wohl Lelewel, was Czartoryski zukommen lassen? Du alter, antiker Lelewel mit dem griechischen Geist und dem römischen Sinn, der Du nicht weinen

kannſt, weil Du von Marmor biſt — Dir würde ich einen Lotos-Blumenkranz aufſetzen, deſſen betäubender Duft als Todesengel in Deine Seele zieht, Dir würde ich ein Lied ſingen, das mit ſchmeichleriſchen Lauten ſich an Dein gebrochenes Herz legt und Dich zur Ruhe wiegt. — Du armer, alter, Du reicher, jugendlicher Mann — jüngſt ſah ich Dich im Traume, wie Du durch die Straßen von Paris wankteſt und einen ungeheuren Schmerz mit Dir ſchleppteſt, welchen die ſchmerzreiche Seineſtadt wohl noch nie in ſich getragen. Und dieſer Schmerz peitſchte Dich mit Schlangenhieben, die Du nicht abzuweiſen und zu verſöhnen im Stande warſt, weil Du keine Thränen haſt und in der antiken Idee lebſt.

Aber den Fürſten würde ich anders bedenken. Geſtern ſchaute ich in ſein mildes, klares Auge und las darin eine mächtige Geſchichte, die ich hier aus guten Gründen nicht erzählen will. — — Eine Krone, einen Thron und einen Zepter ſah ich traumhaft in ſeinem Blute verüberziehen

und wüßte, was ich davon zu halten hatte. Der angeborene Purpurmantel umwallt seine Schultern und die Majestät leuchtet von seiner Stirn. Wenn ich ihn besänge, weihete ich ihm ein Königslied; und wenn ich einen Kranz auf sein Haupt setzte, so müßte es der Goldreif sein. —

Immer mehr Melodien brechen und brausen aus der Brust hervor, immer mehr Kränze werden geflochten. Sie sind für Euch, Ihr wackeren deutschen Ehrenmänner, die Ihr durch Wort und Schrift die deutsche Freiheit gegründet und befestigt habt. Ach — ich kann Euch keinen Lorbeer zollen; denn noch ist das Werk nicht vollendet. Nehmet einen Kranz von Eichenblättern um die deutsche Denkerstirn und mögen sie Euch stets daran erinnern, wie viel noch zu thun, wie tapfer noch zu kämpfen ist, bis das deutsche Freiheitsbäumchen zur deutschen Freiheitseiche — geworden. — — — —

— — — — — — — — Wie die Nachkommen jetzt das Andenken Derer segnen, die trotz Papst, Kaiser und Pfaffengezücht die

Reformation festgestellt haben, so wird durch die fernste Zeit Euer Name leuchten, die Ihr troß Fürsten, Kaiser, Aristokraten und Büreaukraten-Gezücht die deutsche Preßfreiheit und Repräsentativ-Verfassung errungen. Man will sie Euch nehmen; — — — — — Redet, schreibet, laßt wie Posaunenruf Euer Wort durch die deutschen Lande erschallen. Denkt nicht an die Mitwelt — denkt — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — an Eure Nachkommen, die Euch fluchen oder segnen werden. —

Auch blasse Todtenkränze, auch elegische Leichengesänge sproßen auf. Sie sind Euch, Ihr Julikämpfer, geweiht, für die man es dieses Jahr nicht die Mühe werth hielt, eine Messe lesen zu lassen. Fürchtet sich etwa der Julikönig vor den Julitodten, daß sie geweckt durch die Kirchengesänge hervortreten aus ihren Grüften und ihn fragen:

was haſt Du aus unſerem Blute keimen laſſen? Wo iſt Polen?

Wenn ich doch ſingen könnte!

Die Freiheitskämpfer der Vorwelt ſänge ich her; Themiſtokles, die Brutus, die Gracchen, Chriſtus, Luther, Tell, Waſhington und Kosciuszko ſänge ich herauf.

Kämpfet mit uns in Worten, in Schriften und in Schlachten! Jetzt gilt es, ob das Reich, welches Ihr gegründet, auf Jahrtauſende zurückgedrängt werden ſoll. —

Und vor meinen König trete ich hin und legte die duftigſten Kränze, die fröhlichſten Lieder zu ſeinen Füßen. Der Lorbeer ſchmückt ſchon ſeine Stirn; die Palme des Geſetzgebers und des Beförderers der Künſte und Wiſſenſchaften erringt er täglich. Und jene unvergänglichen Perlenkränze aus Freudenzähren und Dankesthränen, die Tauſende ſeiner Unterthanen im Gebete für ſein Wohl an ſich trügen — ſind ſie nicht die heiligſten Weihgeſänge, gebenedeiteſten Hochlieder, die bedeutungsvol-

ler als die Hymnen, für den Welteroberer ertönen?! Nur einen Kranz könnte ich ihm reichen, den er noch nicht besitzt. Das ist der Kranz des Befreiers; — — — — — — — — — — — — — — — — — — das ist ein Demantkranz, der heller leuchtet als das Diadem und der den Namen Friedrich Wilhelm III. den Heroen der Vorwelt gleichstellt. —

Aber ach — ich kann nicht singen und habe mich sogar vergebens abgemüht, eine treffende Definition des Liedes zu finden.

Was ist das Lied? —

Das Lied ist bald ein loser, schalkhafter Zephyr, der mit Blumen tändelt, bald eine Windsbraut, die über Meereswogen stürmt und ihre Wellen beschwichtigt oder zum Himmel emporpeitscht.

Bald ist es ein Zauberstab, der milde, wonnige Gefühle weckt, bald ein Schwert, das Schlachtenmuth und Rachedurst in die Seele haucht.

Bald ist es ein Schmetterling, der von Frühlingslüften getragen — nur dazu lebt, um sich in

Blumenkelchen zu wiegen und ihren Gewürzhauch einzuathmen, bald ist es ein Aar, welcher dem Himmelszelte nahe wohnt, seinem göttlichen Sphären-Melodien lauscht und die höchsten Felsenzacken spielend umkreis't.

Bald ist es ein Morgenroth, das mit purpurnem Auferstehungsschimmer den Lebenshimmel färbt, bald ein Abendroth, das scheidend noch einmal die Erde küßt.

Bald ist es auch Mondlicht, das sich blaß und wehmüthig im klaren Bache abspiegelt, bald Sternenlicht, das lustig und traulich winkt, bald auch ein Nordlicht, das drohend und Unheil verkündend einherzieht.

Schüttelst Du, mein Leser, den Kopf und sagst: ich habe Dich nicht verstanden, so antworte ich Dir: ich will mich populärer ausdrücken.

Die ganze Welt ist ein Lied, und die Weltgeschichte seine Melodie. Die schönen Stellen hat Gott, die schlechten der Teufel componirt und den Text hat das Schicksal geschrieben. Menschen

und Begebenheiten sind Noten. Manche singen immer in F-moll, Andere in C-dur.

Auch der Himmel singt Lieder: das sind Sonne, Mond, und Sterne und ihr Licht ist ihr Gesang.

Auch die Erde singt Lieder: das sind die Sterne, Blumen, Thiere und Menschen.

Wenn die Steine glänzen, singen sie. Denn Farbe ist Gesang.

Willst Du wissen, wie die Blumen singen, sie athmen ihren Duft ein; Duft ist ihr Gesang.

Wenn die Bäume grünen, singen sie.

Was sind die Vögel anders als lebendige Lieder! Die Nachtigall ist das hohe Lied.

Was ist der Mensch anders als ein lebender Hymnus zu Ehren Gottes! Freude, Sehnsucht, Liebe, Schmerz sind seine Lieder.

Willst Du wissen, wie Gott singt, so lese die Psalmen, Klopstock und die lichtvollen Blätter der Geschichte.

Das ist Alles, was ich vom Liede zu sagen weiß; eines zu dichten ist mir unmöglich. Verse habe ich zu Tausenden gemacht und denke sie herauszugeben, wenn mich hungern wird.

Und wenn ich mir's so recht überlege, warum ich nicht zu singen im Stande bin, so finde ich den Grund darin, weil noch kein ungeheurer Schmerz durch meine Seele gezogen ist, höchstens ein Bischen Gram und Kummer. Wenn ich eine Schlacht verloren hätte oder wenn ich geädert worden wäre, dann wäre ich vielleicht ein großer Dichter geworden. In den Sterbemomenten machen die Menschen gewiß die gewaltigsten Gedichte und können sie nur nicht aussprechen, weil ihnen die Zunge erstarrt ist. Die besten Epigramme sind unter dem Galgen in schwebender Stellung gedacht; keine Feder eines Lebenden vermag wohl ein solches Heldengedicht aufzuschreiben, als es in der Todesstunde durch die Gedankenwelt Bonaparte's gegangen; und Petrarca's Lieder mögen schwerfällig gegen den Schwanengesang desjenigen sein,

der ſich aus Liebe mordet und in dem letzten Augenblicken ſeines Mädchens gedenkt.

Denn der Schmerz und immer nur der Schmerz bleibt das Element des Geſanges. Das Epos iſt der Schmerz über vergangene Handlungen und Zuſtände und über die Nichtswürdigkeit der aus ihnen hervorgegangenen Gegenwart. Das Drama iſt der Schmerz über die Unheiligkeit der Leidenſchaften und über die Unverſöhnlichkeit des hervorragenden Individuums mit den Anſatzungen der Gewohnheiten und der Tradition; die heitere Lyrik iſt der Schmerz über den entflohenen Genuß und die Elegie iſt der Schmerz über den Schmerz.

Große Männer haben keine andern Freuden als ihre Schmerzen gehabt und ich denke mir Gott nicht als die abſolute Freude — denn worüber ſollte er ſich freuen? — ſondern mehr als abſoluten Schmerz. Als dieſer bei ihm zum Bewußtſein kam, wurde die Welt.

Daß auch dieſe ihres Schmerzes bewußt werde, ſich in ihm reinige und ſich auflöſe — das iſt ihr

Zweck, das ist die Idee der ganzen Weltgeschichte. Gott sandte seinen Sohn hernieder, um den größten aller Schmerzen in die Welt zu verpflanzen; den Glauben an die Unvollkommenheit und die Gebrechlichkeit alles irdischen Dinge und Verhältnisse. Darum ist Christus auch als Verkündiger des größten Schmerzes der größte Dichter geworden und geblieben. —

Jetzt, sagen die Leute — komme ein noch größerer Schmerz, als ihn Christus vom Himmel auf die Erde gebracht, über das Menschengeschlecht. Es wolle sich losreißen von der überirdischen Weltanschauung und den auf sie begründeten Institutionen; es wolle das christlich germanische Leben und seine Erscheinungen zertrümmern; es wolle die Reformation auch auf die socialen Verhältnisse ausdehnen; es wolle diese nicht mehr als einen provisorischen Uebergang, dem das Jenseits erst Verklärung und Vollendung verleiht, sondern als ein ewiges Object statuiren, welches in sich und an sich ohne alle religiöse Beimischung die höchste Blüthe des menschlichen Geistes aufweisen soll.

Ob es damit seine Richtigkeit hat, ob die Revolution in ihren strengsten Consequenzen zum nothwendigen Lebensbedingniß der heutigen Menschen geworden, bezweifle ich darum, weil, wenn die alte Welt reif zum Fallen wäre, und den Schmerz ihres bevorstehenden Unterganges empfände, sie diesen in Liedern und Heldengedichten ausgesungen hätte, welche stets beim Emporblühen einer neuen Epoche elegisch hervorblitzen, unserer Zeit aber ganz mangeln.

Oder sollte jetzt nicht mehr in Worten, sollte in Handlungen gedichtet werden?! Sollte das, was seit 89 geschehen, Clio's Poesie sein, welche sie den alten Zuständen wehmüthig nachruft und in denen sie die neuen, kommenden andeuten will?! Sollte sie in Bonaparte's Laufbahn das letzte Drama der Weltgeschichte noch einmal am mächtigsten vorgeführt haben, um fortan von dieser Kunstform, in welcher das Individuum allein schroff und übermächtig auftritt, auf immer Abschied zu nehmen?!

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — —

Ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß es mit der Poesie in Berlin immer verkehrt war. Als die ganze Welt Hexameter oder Pentameter, dichtete Friedrich der Große hier seine Schlachten. Jetzt dichtet die ganze Welt Revolutionen und Schwertergeklirr — hier dichten sie fades Wortgeklingel.

Berlin und Poesie?! Das heißt eben so viel als ein vierwinkliges Dreieck, als ein vernünftiger Narr, als ein trockener Regen. Wo soll hier die Poesie herkommen? Natur haben wir in der Stadt nicht; außer im zoologischen Museum, auf den

Wangen mancher schönen Frauen, in den Landschaftsdekorationen des Theaters und im Pleorama von Gropius. Geht nun der Poet vor das Thor hinaus, um dort die Natur aufzusuchen, so findet er sich gar bitter getäuscht und muß ein wahrer Hexenmeister sein, wenn er ein Dutzend Verse von der beschreibenden Gattung zusammenbringt. Denn viele Leute wollen behaupten, die Bäume in unserem Thiergarten seien blos angestrichen, und schon der selige Hoffmann hat es gesagt, sie würden Alle sämmtlich im Winter eingepackt und nach der Stadt in die Treibhäuser transportirt. Mit unserm blauen Himmel ist es auch nicht weit her; den haben sie wahrscheinlich hell polirt. Wie kommen also unsere Dichter zu ihren poetischen Ausbrüchen? Die Schmerzen sind von Polizei wegen verboten; hier soll Niemand an Schmerzen laboriren. Wozu ist das Stadtgericht und der Fiscus?! — Die Schmerzen werden bis auf die Wurzel ausgerottet, und wo sie den

noch hervorbrechen, kann man sie dreist verklagen. Die Censoren und die Bettelvögte sorgen schon dafür, daß einem gar keine Schmerzen zu Gesichte kommen. Ueberhaupt haben Beide sehr viel Aehnliches miteinander; die Einen consisciren die hängengebliebenen Gedanken, die Anderen die händeringenden Menschen. Wenn man daher in Berlin zu Schmerzen gelangen will, muß man erst eine lange Promenade machen; etwa nach dem Kreuzberge. Dort sind alle die Schlachten aufgezeichnet, die man geschlagen hat. Ueber den goldnen Dachstuben stehen wehmüthige Genien aus Bronze, und schauen gar traurig auf die vollbrachten Heldenthaten. Droben in den Lüften schwebt der Genius Preußens und blickt elegisch herunter, als wollte er sagen: was ist aus der großen Todtensaat entsprossen? ..... Wenn man das gewahrt und versteht, kommt der ungeheure Schmerz von selbst.

Doch unsere Poeten gehen nicht nach dem Kreuzberge und singen doch. Ich kenne hier ei-

um Redacteur eines gedruckten Blattes — denn gelesenen darf ich nicht sagen — der immer eine große Poesie losläßt, wenn bei Hofe Jemandem ein Klystier gesetzt worden ist. Der Mann hat leider seinen guten Grund dazu und verdankt seinen Klystierspritzer-Gedichten mehr, als mehr irgend Jemand durch Verse je errungen hat. — Andere besingen die Unterröcke der Tänzerinnen, die Eingeweihten ihre Waden; und die diplomatischen Poeten steigen noch höher hinauf und werden wirklich productiv. Das nenne ich diplomatische Dichtkunst. Guter Gott — als die Eisler's hier waren, was hat sich da gethan! die halbe preußische Armee wurde poetisch und elegisch gestimmt und stand mit Ferngläsern in langen Reihen aufgestellt und recognoscirte den Feind, und ließ einen ungeheuren Kanonendonner erschallen, wenn er die kleinste Blöße zeigte und attakirte ihn von allen Seiten. Zu Hause kam aber erst der hohe Nachgenuß; da wurden die Gefühle auf das Papier hingehaucht. Und wenn so 'n tapferer Lieutenant

poetisch wird, so ist es eine Poesie zum Auffressen. Das haben wir erfahren.

Doch Scherz bei Seite — mit der Poesie hat es ihm immer erbärmlich gestanden, insofern sie in Worte eingekleidet wird. Chamisso und Stägemann sind die einzigen Dichter, welche wir besitzen. Der Erstere muß sich vergebens in Berlin nach einem Stoff umgesehen haben; denn eine seiner gelungensten, neueren Productionen, ist auf die Hundesteuer basirt, doch wahrhaftig das undichterischeste Motiv. Von Stägemann kann man ohne Mitleiden nicht sprechen. Er hätte ein großer Dichter werden können, und ist ein Staatsrath geworden. Als solcher hat er Convenienzen gegen die Poesie. — — Er und sein König hätten doch bedenken sollen, daß das Vaterland viele Staatsräthe aber keinen Dichter besitzt, und daß die ersteren blos ernannt, die letzteren aber geboren werden. Ueber seine Polenlieder will ich nicht mit ihm rechten; die hat der preu-

fische Staatsrath und nicht der deutsche Dichter geschrieben. — — —

Ich komme nun zu den Poeten, die in anderem Material, als dem der Sprache, dichten. Da steht unser Rauch obenan. Seine Statuen sind ewige Heldengedichte, in denen der marmorne Hexameter sich homerisch ergießt; seine Louise in Charlottenburg ist eine elegisch-innige Ode, die im weichen, schwellenden Rhythmus das Herz mit Wehmuthsschauern erfüllt. Dann Schinkel mit seiner versteinerten Poesie. Ist nicht sein Schauspielhaus ein romantisches Epos mit verschlungenen Reimen und zum Himmel emporstrebenden Gedanken, und ist nicht sein Museum ein klassisches Gedicht, worin die Säulenordnungen sich wie asklepiadisches Versmaß gestalten und die antike Idee sich in allen Verhältnissen offenbart. Zuletzt unser Josty, der aus Teig und Zucker die lieblichsten erotischen Tändeleien verfertigt und bald Baisers-Madrigale, bald Pasteten-Epigramme, bald Kirschkuchen-Idylle seinen begeisterten Anhängern ver-

sezt. Diese drei Herren sind gar große Poeten und haben Jeder sein Publicum. —

In manchen Weinhäusern und auf den hiesigen Kirchhöfen liegt die meiste Poesie begraben. Wer sie zu heben verstünde!

XVI.

Am 6ten August 1832 Abends, oder: die Bundestags-Beschlüsse.

Dieser Aufsatz ist von der Censur gestrichen worden. Ich werde dafür sorgen, daß ihn meine Leser in französischen Blättern finden.

Der Verfasser.

XVII.

Die hochselige Königin Louise.

Oft weinet mein Herz und meine Seele; und das Auge ist es nicht im Stande.

Das wird ein grauenhafter, unseliger Schmerz, der in Berlin zur Raserei führen kann. Denn hier ist es schwer, zu Thränen zu kommen. Die Kirchhöfe liegen weit zum Thore hinaus, und in den Kirchen sind keine Heiligenbilder.

Aber in Charlottenburg ist eins; eine gramstillende, himmlische, engelmilde Lichtgestalt.

Da wall' ich hinaus, wenn's mir in der Brust pocht und kocht, wenn's mit glühenden Messerstichen mein Gehirn zerfleischt und wenn mir der Teufel naht.

Ich lasse mich in das Mausoläum der Königin führen; das begleitende Mädchen kennt mich

als einen fleißigen Besucher und läßt mich auf kurze Zeit gern allein.

Ich verhänge die Fenster, mache Feuer und zünde die großen Wachslichter auf den prächtigen Candelabern an.

Geisterhaft zieht der Kerzenschein durch den kleinen, geweihten Raum und die frischen, von frommer, königlicher Hand hier aufgehängten Todtenkränze duften Wohlgerüche. Engelchöre rauschen von der Ferne her und legen sich an das beschwichtigte Herz.

Ich enthülle die Statue. —

Da liegt Venus-Maria vor mir, groß und schön im Leben, doppelt schön im Tode. Ja — ihr Geist ist herniedergestiegen und hat sich zu Marmor verkörpert. Sollte nicht ihre Seele in diesem Steine wohnen?! Aber ist es denn noch Stein, oder nicht schon der Himmel?! Denn was ist der Himmel anders, als göttliche Harmonie? —

Wenn sie sich erhöbe und mich, den Fremdling, fragte, was mich zu ihr in die stille Clause so oft hinauszöge? —

Dann würde ich sprechen: Du hast im Leben keine reine Bitten gern versagt und gewährest im Tode gewiß jede.

Umrausche mit deinen Geisterfittichen deinen hohen Gemahl, und ströme von jenen lichtvollen Höhen Gesundheit und Lebensfrische auf sein würdiges Herrscherhaupt.

Die du entrückt dem irdischen Treiben jetzt dort weilest, wo die Verhältnisse zu göttlicher Harmonie aufgelöst sind; die du es zu würdigen weißt, wenn der Mensch nach Freiheit strebt, die du die Herzen edler Völker kennst — senke große Gedanken in seine große Seele, daß ihn die Bedürfnisse und die gerechten Forderungen der Gegenwart kennen lernen, scheuche die bösen, unvernünftigen Rathgeber von seiner Seite und verhüte, daß er

ein Feind und ein Widersacher der großen heiligen Sache werde. —

Elegisch zuckt es um die Lippen der Göttergestalt, Seufzer ziehen durch den Tempel hin und eine große Thräne küßt das königliche Marmorauge.

Ach — ich habe dich verstanden! — Kleine geistlose Lebende sind mächtiger als die großen Geister. —

XVIII.

Eine Carricatur.

In seiner Stube saß ein junger Mann und schrieb emsig vor der Lampe. Die Fensterladen waren eng verschlossen und der frohe, lustige Tag, der draußen sein heitres, helles Wesen trieb, sendete durch die Ritzen nur wenige Strahlen in das Gemach. Der Jüngling schien sein Geschäft jetzt vollendet zu haben; denn er erhob sich, faltete das vor ihm liegende Papier zu einem Briefe und wollte es versiegeln. Da zuckte ein grauenhaftes Lächeln um seine Lippen und die Vorahnung einer schauerlichen, gespensterhaften Wollust leuchtete durch sein mattes Auge. Er öffnete das Blatt und las sich selbst mit klarer Stimme Folgendes vor:

„Mein geliebter Julius!

Indem Du diese Dir wohlbekannten Schriftzüge lieſest, bin ich nicht mehr unter den Lebenden.

Wenn Du mich lieb gehabt haſt, ſo forſche nicht weiter nach den Urſachen meines Selbſtmordes. Sie liegen tiefer und heiliger, als Du wohl ahnſt.

Begib Dich ſogleich mit polizeilicher Begleitung nach unſerer Lieblingsſtelle im Wäldchen. Unter der Eiche findeſt Du meinen Körper.

Meine Angelegenheiten ſind geordnet. Das Teſtament liegt bei meinem Vormund.

Ich drücke Dich im Geiſte an mein müdes, krankes Herz, welches ſo gebrochen, ſo unſelig-zerriſſen iſt, daß das Bewußtſein der nahen Auflöſung ſeine wilden Schmerzen nicht zu beſänftigen vermag. Sie ſtechen und quälen und martern mich noch jetzt und wer weiß, ob der Tod ſie verſcheucht, ob ſie nicht mit mir unter die Grube fahren und mir dort zum harten Kopfkiſſen dienen. —

Doch nein! Noch nie als in dieſen Momenten, in denen mein Geiſt von allen irdiſchen Verhältniſſen losgebunden, klar und wahr die Dinge betrachtet — noch nie bin ich ſo feſt überzeugt ge-

wiſſen, daß die Ewigkeit nur in der Welt- und Menſchengeſchichte zu ſuchen und zu finden iſt.

Dieſe Ueberzeugung gebe ich Dir als ein ſchwer errungenes Vermächtniß, welches, wenn Du ſeine Wahrheit anerkennſt, Deinem und dem Leben derjenigen, die als Planeten an Deine Seelen-Sonne gewieſen ſind, eine andere Richtung vorzeichnen wird.

Du wirſt Dich von dem Wege losreißen, den Du eingeſchlagen haſt, indem Du durch Kunſt und überſinnliche, religiöſe Anſchauung die Oede des Lebens, Daſeins vergebens auszufüllen trachteſt. Du kennſt hierüber meine Anſichten, und haſt ſie trotz Deiner ſcharfſinnigen Dialektik nie zu widerlegen vermocht. Die Kunſtwelt iſt zuſammengeſunken und ſteht nur noch als eine Reliquie, als eine Antiquität da und hat ihren lebendigen Einfluß auf die Herzen verloren, weil ſie mit ihnen ohne organiſchen Zuſammenhang bleibt und die Menſchen aufgehört haben, Träumer zu ſein! Wie groß und herrlich ſich auch die Tempel der Alten erhe-

ben, in denen marmorne Göttergeſtalten wallen, in denen goldne Lieder und Hochgeſänge die Statuen beleben; wie mächtig ſich auch die Dome des Mittelalters wölben, in gothiſcher Sehnſucht zum Himmel emporſtürben und in ſich jene Meiſter bergen, die Gott und ſeinen Sohn in ihren Pinſel lockten und ſie dann andächtig fromm aus ihren Freuden, aus ihren Schmerzen und aus Farbenpracht ſchöner ſchufen, als ſie wohl ſind — wie dies Alles in unſer proſaiſches Jahrhundert hineinleuchten mag — glaube mir, es iſt ein großer Zauberpalaſt, zu dem nur Wenige den Schlüſſel haben, und in den das Volk nie hineingelangt; es iſt ein Garten, der für den Frühling und den Sommer der Welt geſchaffen war. Wir aber leben jetzt im Herbſte, die Blüthen ſind geknickt, die grünen Blätter fallen ab und die Frucht fault, wenn wir ſie nicht ſchütteln. Was ſoll ich Dir nun von der religiöſen Weltanſchauung ſagen, die Du ſo conſequent verfolgſt, die Deine beſten Kräfte für Unerreichbares, Inhaltloſes, Niedagewesenes,

Erträumtes und Phantaſtiſches vergeuden läßt?! O wenn ich doch einen Theil der Eiskälte, einen Theil des Richtigkeitsgefühls in Deine Seele zu gießen im Stande wäre, wie ſie mich, der ich in dieſen [illegible] Momenten doch gewiß wahr und [illegible] mit meinem Gewiſſen denke — wie ſie mich ironiſch erfaßt, wenn ich an ein Leben [illegible] des Grabes, an eine Vergeltung in höheren Regionen vor dem Allmächtigen denke. Wie [illegible] Dein klarer Geiſt daran glauben, daß noch [illegible] Stadtvogteien und Criminalgerichte und [illegible] exiſtiren, und daß dieſe lumpigen irdiſchen Verhältniſſe vor ein überirdiſches Tribunal gezogen werden, deſſen Räthe die Herren Engel und deſſen Oberrichter Gott, Vater iſt. Du weißt, daß wohl Niemand in dem Grade als ich in der Lage geweſen iſt, ein religiöſer Menſch — im orthodoxen Sinne des Wortes — zu werden, daß wohl Niemand ſo oft Gelegenheit gehabt hat, den überraſchenden Faden der Nemeſis und der Vorſehung in Familien- und Staats-

verhältniſſen zu gewahren. Aber meine Beobachtungen, meine Studien und mein Geiſt haben mir geſagt: hier auf Erden iſt der Wirkungskreis, der Anfangs- und der Endpunkt des Menſchen. Der Einzelne iſt ſterblich, das Geſchlecht iſt unſterblich. Für dieſes zu arbeiten, ſein zeitliches Wohl zu befördern, heißt für die Ewigkeit arbeiten. Eine andere gibt es nicht. Wer ſie erfunden, hat aus Eigennutz oder aus Mitleid gehandelt. Der letztere iſt jetzt übel angebracht, weil die Welt ſeiner nicht mehr bedarf, weil ſie zum Selbſtbewußtſein gekommen, weil ſie erkannt, daß die Feſtſtellung der zeitlichen Intereſſen auf eine ewige Baſis ihr Zweck iſt und weil das traumhafte Hinweiſen auf eine andere Ewigkeit als die der Geſchichte die Menſchen ebenfalls traumhaft macht. —

Dieſen Lebenpuls der neuen Welt, die Feſtſtellung der zeitlichen Intereſſen auf eine ewige Baſis und ihre dergeſtalt gänzliche Losreißung von jeder überſinnlichen Anſchauung, daß ſie unabhän-

gig, iſolirt und organiſch in ſich ausgebildet daſtehe — hat man die Freiheit und den Weg, welcher zu einer ſolchen Geſtaltung führt, die Revolution genannt.

Du bist von jeher ein Kämpfer für die Freiheit, ein Kind der Revolution gewesen. Daß Du in meine Fußſtapfen tretest, daß Du den Kunſtſtand und die Religionsträume bei Seite legeſt, daß Du erkennest, warum es ſich jetzt handle, wie die Welt de facto ſchon ſeit 89 ſich von dem bunten Kram losgeſagt hat und wie ſie jetzt danach ringt, in einer neuen Form ihre Verſöhnung wieder zu finden, mit einem Worte, daß Du zur Erkenntniß Deines Berufs gelangſt, der bei Deinen Fähigkeiten und Deiner großen, edlen Seele nur darin beſteht, ein Werkzeug und ein Kämpfer für die Freiheit und für die Feſtſtellung und Sicherung der geiſtlichen Intereſſen der Völker zu werden — das iſt mein letzter Wunſch, mein letztes Gebet. —

Wenn Du ein gemeiner Menſch wäreſt, ſo

würdeſt Du vielleicht ſagen: er zeigt durch den Augenſchein, wohin ſeine Lehren führen, zum — Selbſtmorde!

Aber das ſagſt Du nicht; denn Du biſt ja mein guter, mein herrlicher Julius, Glaube mir — ich hätte frey, freudig, ſelbſtgenügend, vielleicht groß leben können. Aber ein ungeheures Geſchick trat mir entgegen und zermalmte mich; — ich muß enden.

Lebe wohl.

Dein

Theodor.

Er rief den ihn bedienenden Knaben. Es war ein munterer, blonder Junge mit rothen Backen, großen, flammenden Augen und einer heiteren, lächelnden Geſichtsbildung. Der kam herangeſprungen und fragte nach dem Begehr des Herren. Theodor fuhr bei dem lebensfrohen Anblick zurück, faßte ſich aber bald, gab ihm den Brief und befahl dieſen, Morgen um 6 Uhr zu Julius hinzutragen und ſich jetzt nach ſeiner Kammer zurückzubegeben. Er wolle verreiſen und ſo bald nicht

wieder kommen. Der Knabe empfing das Schreiben und machte eine eigene Bewegung mit den Gesichtsmuskeln, als er es in Händen hielt. „Was fehlt Dir, Junge?“ — fragte der Herr. „Das Papier riecht nach Leichenduft, grade so wie unsere Stube, als die todte Mutter auf dem Bette lag“ — antwortete zitternd Jener. „Du bist ein Kind!“ meinte Theodor, und wies ihn zur Thüre hinaus. Er kleidete sich vom Kopf bis zu Fuß neu an, steckte zwei Pistolen, Pulver und Blei und ein Buch in die Tasche, verweilte wenige Augenblicke auf einem milden, ältlichen Frauen-Portrait, das an der Wand hing, löschte die Lampe und eilte davon.

Er war bald an dem Ort seiner traurigen Bestimmung angekommen. Am Ende eines kleinen Wäldchens erhob sich ein Hügel, der von der einen Seite den Anblick auf die majestätische Residenz, auf der andern die Aussicht auf ein Dörfchen gewährte, das zerstreut in der Mitte von Wiesen und Aeckern lag.

Theodor ſetzte ſich auf den Raſen und nahm Seneca's bekannte Schrift zur Hand. Er hatte ſie noch nie geleſen und der Inſtinct trieb ihn jetzt dazu. In ihr heißt es unter Anderm:

„Kann wohl das letzte Uebel gar ein Uebel ſein?! Nur gut und edel, nicht lange leben, iſt jedes Menſchen Ziel; und doch iſt Jeder Herr des Erſtern, keiner des Letzteren.“

Der Tod iſt die Schwelle auf der Wohnung der Ruhe; und Du zitterſt vor und auf der Schwelle?

Wir ſind große Kinder, die ſich vor dem Tode, wie die kleinen Kinder ſich vor ihren nächſten Verwandten fürchten, wenn dieſe eine Larve über das Geſicht ziehen. Wer iſt uns näher verwandt als der Tod? Reiß ihm muthig ſeine Larve ab, nimm ihm das Beil, den Strick, nimm ihm das Gefolge von Aerzten, Pfaffen und Klageweibern, — und was bleibt übrig?! — Nur der Tod. Den Schmerz erträgt jeder Podagriſt, jeder erſchöpfte Wollüſtling, jedes Weib in Kindesnöthen. Je heftiger der Schmerz iſt, je ſchneller geht er vorüber.

Ich werde ſterben, das heißt: ich werde zu kranken aufhören; meine Feſſeln werden ſich löſen; ich werde aufhören um Weib und Kind zu jammern, ich werde Niemandem, ſelbſt dem Tode nicht länger unterworfen ſein. Der Tod befreit dich von jedem Uebel, ſelbſt von der Furcht vor ihm ſelbſt.

Sterben wir nicht jeden Tag? — Das Kind wächſt munter zu; aber ſein Leben nimmt ab. Wir theilen jeden Tag mit dem Tode. Es iſt nicht nur der letzte Tropfen, der den Becher leert; ſterben vollendet den Tod nur. — So lange du lebſt, lerne ſterben, wenn du gleich das Gelernte nur einmal übſt.

Kinder und Wahnſinnige fürchten den Tod nicht. Wie ſchimpflich wäre es für die Vernunft, uns das nicht geben zu können, was der Wahnſinn gewährt!

Wieder werden, was ich einſt war, das iſt der Tod.

Er iſt entweder das Ziel der Reiſe oder ein Ruhepunct, wo wir die Kleider wechſeln. Iſt er das Letztere — wohl uns! wir gewinnen durch ihn. Denn unſere Kleider waren überall zu eng. Iſt er das Ziel, ſo war dieſes der Reiſe nicht werth. Doch wir entſchlafen ermüdet und fürchten keine Träume.

Wir umſchiffen nur die Küſten des Lebens. Kindheit, Jugend und Alter fliegen gleich Dörfern, Städten und Ruinen an uns vorbei. Endlich erblicken wir den Hafen; und wir Thoren meinen, er ſei eine Klippe.

Der Zwang iſt hart; aber wer zwingt dich, unter dem Zwange zu leben? Tauſend Wege führen zur Freiheit, kurze, ſchnelle, alltägliche Wege. Dank den Göttern, die keinem Menſchen das Leben mit Gewalt aufdringen. Leben iſt kein Glück; nur wohl und zufrieden leben iſt eines. Darum lebt der Weiſe nicht ſo lange er muß; ſondern ſo lange er will. Wenn der Gram an ſeiner Seele nagt, wirft er die Laſt von ſich.

Du sagst: so lange man lebt, dürfe man hoffen! Es hätte man also das Recht, das Leben um jeden Preis zu kaufen?!

Du sagst: das Glück vermag Alles für den Lebenden; ich aber sage dir: es vermag nichts gegen den, der zu sterben weiß.

Wie oft läßt man sich zu Aber, um Kopfschmerzen zu vertreiben.

Es gibt Tugendprediger, die den Selbstmörder einen Sünder schelten? Es sind Hunde, die sich an der Pforte der Freiheit anbellen. Der Schlüssel zur mitleidiger. Nur ein Weg führt ins Leben, tausende führen hinaus.

Ich darf das Haus mißen, wo ich wohne und ich sollte mir den Tod nicht wählen dürfen, der mich sanftiglich geleitet?

Der Tod gehorche unserem Willen. Von unserem Leben sind wir Anderen Rechenschaft schuldig, vom unserem Tode nur uns selbst. —

Theodor legte das Buch unwillig fort. Nein — rief er aus — ich werfe das Leben nicht darum

weg, weil es keine Freuden gewährt und weil ich im Tode Ruhe zu finden hoffe. Es iſt ein träger, ekelhafter Zuſtand, dem ich entgegengehen muß; und alle ſeine Annehmlichkeiten und Vorzüge vor dem bewegten Daſein gebe ich nicht für einen Schmerz hin, der als menſchlicher Antheil meine Seele durchzogen hat. Eben, weil der Silberblick in das Leben und ſeine Tiefen mir aufgegangen war, weil ich es inbrünſtig an mein gluthvolles Herz gedrückt hatte, weil ich ſeine mannigfaltigſten Pulſe an meiner Bruſt ſtürmen und wiederklopfen empfand, weil ich es fühlte und durchgudenken vermochte, welch ein großer thatenreicher und unſterblicher Wirkungskreis vor mir lag — darum treibt es mich eben zu der mir verhaßten That, da ein ungeheures Geſchick zwiſchen mich und meinen verzweifelten Weg getreten und da es mir zur Klarheit geworden iſt, daß ich ein ſieches, mattes, unharmoniſches Leben fortführen werde, in das die Geſpenſter meiner verſcheuchten Ruhe neckiſch und hohnlachend hineingreifen. Großer

Gott — auch in der Todesstunde verlassen sie mich noch nicht und grinsen mich an und rufen mir zu: Unsinniger, feiger, mondsüchtiger Knabe!

Bei diesen Worten wehrte er mit krampfhaften Bewegungen die milden Frühlingslüfte ab, welche seine heiße Stirn fächelten, griff nach den Pistolen, spannte den Hahn und —

Die Sonne war eben im Untersinken und färbte mit ihrem Purpurschimmer den Abendhimmel, unter dem in feuriges Gold eingehüllt die Residenz sich ausbreitete. Der Jüngling setzte das Mordgewehr an den Mund und schaute wollüstig mit dem Todesgrauen spielend auf das majestätische Panorama. Unter der Masse von Gebäuden ragte eine Kirche hervor mit mächtigem Kreuze auf der Kuppel, das durch die pittoreske Abendbeleuchtung blutroth sich erhob. Auf dieses war Theodors Auge unwillkürlich gerichtet. Denn eine weiße, milde, verklärte und ihm wohlbekannte Frauengestalt schien ihm von dort zu winken. Von ferne her erschallten Harfenklänge; der Genius auf dem

Kreuze wies nach dem Himmel. Theodor blickte hin; wie festgebannt stand er da; ein leiser Schrei entwand sich seinen Lippen; die Pistole fiel ihm zu Füßen und entlud sich an der Erde; er stürzte besinnungslos zu Boden.

Den andern Morgen erschien sein bekümmerter Freund in Begleitung von Trägern auf dem Platze. Er fand Theodor besinnungslos am Boden ohne Wunden liegen; und der mitgebrachte Arzt erklärte, hier sei etwas Eigenthümliches vorgefallen, indem das aufgeregte, krampfhaft bewegte Antlitz des Kranken trotz seiner geschlossenen Augen, auf ein reichhaltiges, durcheinanderwogendes, inneres Leben hindeute, das isolirt von der Außenwelt hier sein geheimnißvolles Wesen treibe.

Theodor lag in demselben Zustande den Tag über auf seinem Lager. Sein Gesicht wurde immer bleicher, sein Pulsschlag immer matter. Doch nahmen seine Züge, je mehr es zum Abend ging, eine mildere, versöhntere, und zuletzt eine elegische Gestalt an. Als diese durchduftet von der Nessig-

nation und Erhebung ihren Culminationspunkt erreicht hatte, als auch nicht mehr die geringste Spur von dem wilden, verzweifelten, unchriſtlichen Grundweſen in den ſich ſanft hinziehenden Wellenlinien des Antlitzes zu leſen war; da hob ſich wie mit einem Zauberſchlag die Bruſt und das Auge, das bisher immer dem Portrait an der Wand zugewandt lag, öffnete ſich.

Ohne im Geringſten befremdet zu ſein, ſagte er mit matter Stimme zu Julius: verbrenne den Brief, den ich Dir im tollen Wahnſinne geſchrieben, und ſtreue ſeine Aſche nach allen vier Weltgegenden aus, damit ſie nirgends haſte und Fluch und Unheil ſäe. Laß mir einen Geiſtlichen der katholiſchen Kirche kommen.

Dieſer erſchien bald; ein würdiger, heiliger Mann. Er ſetzte ſich an das Bett des Kranken und fragte nach ſeinem Begehr. Theodor antwortete: Chriſtus hat mir befohlen, in Euren geweihten Buſen die Geſchichte meines unſeligen Lebens niederzulegen, ehe ich eingehe in das Himmelreich.

Er begann: Mein Vater ſtammte aus Frankreich, und brachte, als er ſich nach Deutſchland begab, ſeinen wüthenden Republicanismus mit. In dieſem erzog er mich, und mein einziges Gebet als Knabe war: Gott erlöſe uns von dem Uebel der Könige. Er lehrte mich die Weltgeſchichte und bewies mir, wie alle ihre Schandthaten den Königen angerechnet werden müßten. Er wußte den giftigſten Haß gegen alles Monarchiſche in mein junges Herz einzuflößen, indem er mich nach den verſchiedenſten Reſidenzen führte, mir dort die fürſtlichen Prunkſchlöſſer und nicht weit davon die zuſammenſinkenden Hütten der Dürftigen zeigte und dann zu mir ſagte: hätten wir keine Könige, ſo brauchte ſo Mancher nicht zu hungern und dem Teufel in die Arme zu fallen. Einſtens war ein großes Manöver, wobei ſich mehrere hohe Herren befanden. Mein Vater wies mir die beſternten und vergoldeten Herren und ſetzte hinzu: merke Dir dieſe Geſichter; ſo ſehen die böſen Geiſter aus. Aber — fragte ich — warum ſchlägt

man sie nicht wie die Ratten todt?! Da zog eine höhnische Freude über das Gesicht meines Vaters, sein Auge leuchtete hell auf und eine große Thräne fiel ihm die Wange hinab. — Er drückte mich stürmisch an sein hochklopfendes Herz, küßte mich mit einem wahren Muth und flüsterte mir zu: Du bist mein lieber, wackerer Theodor, ich werde noch an Dir im Große Freude erleben. —

Wie wußte diese Szene, wie mußte das überraschende, freudige Aufwallen meines Vaters tief auf mein unbefangenes, kindisches Gefühl einwirken. Schon als Knabe von zehn Jahren dachte ich an Königsmord, wie meine Spielgenossen an Rübenschneiden denken mochten. Ich trug diesen Gedanken immer mit mir umher, schmückte ihn durch meine Phantasie aus und erfand mir die allerlustigsten Geschichten. Ich dachte mir die prächtige Parade recht lebhaft. Ringsum schmucke Fußsoldaten und blanke, glänzende Reiter; auf hohem, goldbetreßtem Roß der König. Ich nahe mich ihm mit meinem kleinen Hirschfänger, stoße ihm diesen

bis ans Heft in die Bruſt und ſage: Du böſer Fürſt — da haſt Du Deinen Lohn. Hinter mir ſteht der Vater, und lobt mich und ſtreichelt mir die Wangen und gibt mir gebrannte Mandeln, indem er ſagt: biſt ein braver Junge — Theodor! So malte ich mir mein Lieblingsbild in jeder müſſigen Stunde aus, und es erhielt immer mehr Farbe und Character, je älter, je vernünftiger ich wurde, je mehr meine durch den Vater allein cultivirte Bildung ihren Zielpunct im Königshaß fand. Denn dieſer war der Nerv aller Lehren, die er mir gab; und da ich keine verſöhnendes Gegenelement in mir trug, da die Verachtung gegen das Chriſtenthum mir eingeprägt war, da ich den Namen Gottes nur nannte, wann ich ihn anflehte, er möge ſeinen Donnerkeil auf das Haupt der Könige ſenden; ſo darf wohl Niemand ſich darüber wundern, wenn der Geiſt meiner Knabenjahre ſich immer conſequenter ausbildete, in die Jünglings-Epoche geſtaltend hinüberreichte und zum Dämon meines ganzen Lebens wurde.

Ich hatte eine fromme, gottesfürchtige Mutter, deren Portrait hier an der Wand hängt. Es war eine hohe, blasse, milde Frauengestalt, aus deren grossen, blauen Augen himmlische Verklärung leuchtete und deren zarte, fast durchsichtige Hände sich oft zum Gebete falteten. Sie durfte auch nicht den geringsten Antheil an meiner Erziehung nehmen; mein Vater liess mich nicht aus den Augen und war darin sehr streng. Er nannte die Ansichten meiner Mutter Weibergewäsche und oft bemerkte ich bei ihr Thränen, die wohl meiner unseligen, gottverlassenen Erziehung gelten mochten. Eines Nachts schlief ich auf meinem harten Lager; da öffnete sich die Thüre und beim blassen Mondlicht, der durch das Fenster schimmerte, schlich meine Mutter an mein Lager, fasste mich in ihre Arme und trug mich auf diesen in ihr Schlafgemach. Mir wurde so wohl, so innig ums Herz, als ich an ihrem Halse hing und den Athem ihres Mundes in meine Seele einsog. Eine elektrische Wärme durchzuckte meinen Körper und eine un-

beſchreibliche Seligkeit, die ich in Worten nicht beſchreiben kann, erfüllte und heiligte mich. Als wir an den Ort unſerer Beſtimmung gekommen waren, ſetzte mich die Mutter auf die Erde hin. Sie nahm einen Schleier von der Wand und zeigte mir zwei große Gemälde. Mein Sohn — ſagte ſie — das iſt der Sohn, und das die Mutter Gottes. Ich ſah mir beide neugierig an. Es war ein ſchmerzverklärter, gottſeliger, Gnade und Verzeihung ſpendender Weltheiland, der mit gebrochenem Auge und durchſtochener Bruſt an dem Kreuze ſchwebte und deſſen Blut in Strömen auf die ſündige Erde herunterfloß. Daneben hing eine mater dolorosa, die viele Aehnlichkeit mit der Mutter hatte. Ganz dieſelben zarten, bläulich weißen Hände, ganz derſelbe milde, kummerſchwere, überirdiſche, Troſt und Erhebung verkündende Himmelsblick, ganz derſelbe ſeingeformte Mund, auf dem Cherubshymnen und Seufzer ſich wiegen, ganz dieſelbe würdige, demüthige, majeſtätiſche Haltung. Ich fragte nach der Bedeutung der Bilder. Die Mutter zog mich

zu sich hin und erzählte mir die wunderlichsten Geschichten. Sie erzählte von Gott, seinem Sohne, von Joseph, von Maria, von den Heiligen und von dem Kreuzestod Christi für die Sühnung des Menschengeschlechtes. Und immer geisterhafter wurden ihre Züge, immer mächtiger und eindringlicher ihre Worte. Sie weinte, schluchzte laut und sagte mir: Wenn Du so fortfährst, Theodor, so wirst Du ein unseliger Mensch und einst ein unseliger Geist. Du bist noch zu jung und zu unverständig, als daß ich Dir auseinandersetzen sollte, wie Dein Vater der Teufel ist, der mich verführte und auch Dich der Hölle aufopfern will. Ich habe mich von ihm losgerissen und bin zurückgekehrt zu dem Mittler, der gnaden- und erbarmungsvoll mich wieder aufgenommen und mir verziehen hat. Auch Dich — mein Sohn — auch Dich will ich retten. Der Geist ist mir erschienen und hat mir geboten, Dich hierher zu führen. Knabe — Du träumest Königsmord! Weißt Du, daß die Könige Gesalbte des Herrn, daß sie Gottes Vertreter auf

Erden ſind, und daß alſo Königsmord ein Gottesmord iſt? — Sie riß mich zu ſich empor, ſtürzte auf die Knice und betete, indem ſie mich in die Höhe hielt, mit lauter Stimme: „Du Weltenheiland, der Du ſprachſt: laßt die Kindlein zu mir kommen, Du Mutter Gottes, die Du meine Mutterſchmerzen zu würdigen weißt — rettet, rettet mein Kind aus den Klauen des Satan, hauchet Gottesodem in ſeine Seele und nehmet Euch ſeiner an. Und umſchwebet und ſchirmet und führet ihn; Chriſtus, ſei Du ihm Vater und Du, Maria, ſei ihm Mutter. Und ſendet eure Engel hernieder und laſſet dieſe ihn beten lehren.“

In dieſem Augenblicke trat mein Vater in das Zimmer, kam zu uns heran. „Wie kommſt Du zu dem Hokus-Pokus?“ fragte er die Mutter, indem er auf die Bilder wies und mit ſeinem Degen beide durchſtach und zerriß. Ich hörte einen Seufzer, und die Mutter, die noch kniete und mich feſt an ſich gepreßt hatte, zuckte ſchmerzlich zuſammen, als das Schwert durch das Ma-

rienbild fuhr, und rief aus: heiliger Gott — jetzt muß ich sterben! — — Sie sank zusammen; ein leiser Hohn spielte um die Lippen meines Vaters; er schaute die Mutter lang und ernst an. Ich werde diesen Blick nie vergessen; er war wie ein scharfer Dolch, welcher der Mutter ins Herz fuhr und sie tödtete. Es lag in diesem Blicke eine geheimnißvolle, grauenhafte Geschichte, deren verschlungene Fäden ich wohl ohne, doch nicht mit Gewißheit angeben kann.

Der Vater sagte mir, daß die Mutter gestorben sei. Ich küßte ihre kalte Stirn und entfernte mich mit ihm. Er verbot mir, je ihn an das zu erinnern, was in jener Nacht vorgefallen war.

Meine Erziehung wurde consequent fortgeführt. Die Erinnerung an jene traumhafte Begebenheit blitzte wie ein Ammenmährchen in meine Jünglingsjahre hinein und gaukelte mir das schöne Bild meiner Maria-Mutter vor. Je älter ich wurde, je lächerlicher fand ich die christliche Tradition. Hatte ich sie früher aus Unwissenheit igno-

rirt, so ignorirte ich sie jetzt aus Verstand und konnte gar nicht begreifen, was denn eigentlich Sünde sei und was die Welt so Großes gesündigt hatte, daß sie eines Mittlers am Kreuze bedurfte. Frivole Spöttereien meines Vaters, der mir erzählte, er sei Mitglied einer großen, weitverzweigten Gesellschaft, deren Tendenz darin besteht: das Christenthum, welches de facto gar nicht mehr existire, auch der Form nach auszurotten und einen neuen, religiösen Zustand an seine Stelle zu setzen, dessen Dogmen Haß gegen Könige und die Wohlfahrt und das Heil des Fähigen seien; seine mir mit Flammenschrift ins Herz geprägte Lehre, daß die Welt faul und krank wäre, daß sie sterben und vermodern würde, wenn nicht bald der wahre Erlöser erscheint, der aus Fleisch und Bein, aus Leidenschaften und menschlichen Trieben zusammengesetzt, sie von dem himmlischen, überirdischen, ausgeputzten Theater-Erlöser befreie; und zuletzt sein Hinweisen auf mich, daß ich vermöge meiner Erziehung, meiner Fähigkeiten und meines strengen

Charakters dazu berufen ſei, der Chriſtus der neuen, ſich emporringenden Zeit zu werden — Alles dieſes umſtrickte mich mit einem ſolchen Zaubernetze, daß ich nie Gelegenheit fand, von dem Labyrinthe aus den Ueberblick auf eine andere Ausſicht zu gewinnen.

Mein Vater wurde eines Morgens todt in ſeinem Bette gefunden; die Leute ſagten, der Schlag hätte ihn gerührt. Ich war zwanzig Jahre alt, hatte die naturwiſſenſchaftlichen Studien an der Univerſität begonnen und eine recht frohe Zukunft vor mir.

Meine Freiheits- und Umgeſtaltungs-Theorie hatte ſich immer mehr ausgebildet. Der Letzteren lag eine Verbeſſerung, ein Hervorheben und eine Vergeiſtigung der Technik (worunter ich das Geſammtgebiet der Händearbeit, auch wenn ſie auf intellectueller Baſis beruht, verſtand) zu Grunde und meine erſten Studien unterſtützten mich und halfen mir oft aus. Ich übergehe dieſe Zeit hier, weil ich ſie in meinen Schriften bezeichnet habe,

die in Frankreich erſchienen ſind. Ich haßte das Chriſten- und das Königthum; oder beſſer geſagt, ich verachtete ſie, weil ich ſie nur ein krankhaftes Daſein fortſchleppen und ihrem nahen Untergange entgegenwanken ſah. Ich ſtrebte nach der Freiheit, die ein eben ſo vollkommenes, untrügliches Organ für die Moral des Staates werden ſollte, als es das Gewiſſen für die Moral des Einzelnen iſt.

Da kamen die Julitage. Das waren Dithyramben in meinem Lebensgedichte. Ich warf meine Papiere ins Feuer. Denn Klio hatte ja das Werk vollbracht, an dem ich und Tauſende mühſam und pygmäenhaft gearbeitet. Was für Träume, was für Hoffnungen durchſtürmten im Freudenrauſche meine Seele. Ich eilte ins Freie und dankte dem Weltgeiſte für das große Ereigniß. Was ſage ich Ereigniß?! Für mich waren die Julitage kein Ereigniß; ſie waren eine Epoche wie das Erſcheinen Chriſti. Du alte Welt — rief ich aus — Du prahleſt ewig mit dem Einen, der

für Dich den Kreuzestod gestorben ist. Wie erlischt Dein mythenhafter Schimmer gegen den wirklichen Glanz, womit die neue Zeit beginnt. Tausende stürzten sich für unsere Wohlfahrt unter die Kanonenkugeln und starben den Märtyrertod für die Freiheit; Hunderte von Heilanden liegen auf dem Kirchhofe von Montmartre begraben und die dankbare Nachwelt wird zu ihren Leichenhügeln hinpilgern, wie die Schwärmer einst nach dem Grabe Christi wallfahrten. — Wir haben auch einen heiligen Geist; das ist der heilige Geist der Freiheit, der nicht als weiße Taube girrt, sondern als mächtiger Adler durch die Länder kreist und der Sonne entgegenjauchzt. Wir haben auch ein Evangelium; das ist das Evangelium der Menschenrechte, welche nicht auf Papier, sondern mit Flammenschrift in unsere Herzen geschrieben sind. Wir haben auch Apostel; das sind die großen Männer, welche die neue Zeit in Werken und Schriften verkündeten, das sind wir Alle, die wir den Heldensinn und den Schlachtmuth und den Königshaß

im Herzen bergen. Wir haben auch ein Kreuz; das ist die Legitimität. Wir haben auch einen ewigen Juden, der die Freiheit verrieth und verkaufte; das ist der weitverbreitete Stamm der Könige, die nicht sterben können und wollen.

Und als nun die Nachrichten von Belgien, von Italien, von Polen ankamen, da jubelte mein Herz, da stürzte mich der Freudenwirbel fast dem Wahnsinne in die grauenhaften Arme. Und da ich Niemanden hatte, dem ich mich hingeben durfte, eilte ich ins Freie, umklammerte die Bäume und weinte mich aus. Und erzählte ihnen die große Geschichte, welche beginnt, und wunderte mich, daß sie kalt und leblos blieben und nicht vor Freuden warm und lebendig wurden. Des Nachts redete ich die Sterne an und sagte ihnen, was geschehen und flehte zu den alten Göttern auf ihnen, sie möchten heruntersteigen, und mit uns kämpfen und die zu Boden schmettern, welche sie gestürzt hatten. In die Kirchen drängte ich mich und stellte mich vor den Allerheiligsten hin und sprach:

Deine Zeit iſt um. Wir werden die Freiheit an Deine Stelle ſetzen, die große, wahrhaft himmliſche Göttin, die keine Prieſter und Laien kennt, vor der wir Alle geweihte Prieſter ſind, die wir für ſie geklimpft und das Sacrament der Bluttaufe empfangen haben. — —

War das neue Frankreich die Feuerlilie, welche aus der Todesſaat des Juli emporſproßte, ſo war Polen eine Flammenroſe, die den Freiheitsduft für den ganzen Oſten in ſich barg und in deren Kelch der Phönix ſchlummerte, welcher auf ſeinem Fittichen auch unſern Frühling trug. Ich wollte mich in die Heldenreihen ſtellen; man verſagte mir den Paß und ſetzte mich unter polizeiliche Aufſicht.

Ich habe Ihnen darum meinen damaligen, gottesläſterlichen, nichtigen Freudenrauſch ſo ausführlich erzählt, um ihnen einigermaßen den Zuſtand bemerklich zu machen, in den ich verfallen mußte, als unglückliche Nachrichten aus Polen und Italien ankamen.

Wuth, Hohn, Rachedurst und Verzweiflung peitschen mich und webten sich in meine Träume. Ich glaubte den russischen Feldherrn vor mir zu sehen und stürzte mich auf ihn und würgte ihn mit meinen Fäusten. Wenige Tage darauf kommt die Nachricht an, daß er zu derselben Stunde gestorben sei, als ich meinen Traum gehabt.

Da war es um mich geschehen. Düstere, schicksalsschwere Mächte hatten in mein Leben hineingereicht und mich zu sich hinabgezogen. Ich fühlte mich zu etwas Hohem, Großem, [illegible] lichem berufen. Der eingeschlummerte Gedanke an Königsmord erwachte wieder und trat [illegible] Seele. Er war tief in meiner Erziehung, in der Erinnerung an meine Kinderjahre begründet. Tag und Nacht rief es mir zu: Du verkennst Deine Bestimmung! und wenn ich das Auge schloß, umschwebten mich feurige Gespenster, die die Physiognomie meines Vaters trugen, und reichten mir Dolche und Mordgewehre. Sie zeigten mir einen König, entblößten seine Brust, wiesen auf die

Stelle des Herzens und flüsterten: Stoß zu! Erwachte ich, so fühlte ich einen tödtlichen Schmerz; die alten, grauenhaften Bilder wogten wieder vor mir auf und brannten durch mein Gehirn. Je unglücklichere Nachrichten für die Freiheit ankamen, je wüthender verfolgten mich die bösen Geister. Sie neckten und höhnten mich aus und erzählten mir die vergangene Geschichte, wie ich so muthig als Knabe mit dem Hirschfänger gewesen und so feig als Jüngling geworden wäre. Ich sah wohl ein, daß ich entweder auf dem Schaffotte oder im Tollhause enden müsse. — Ich will hier übergehen, was ich gethan, um der Stimme meines Innern zu genügen und was sich Schreckliches ereignet hätte, wenn mein König nicht ein himmlisches Gottesantlitz an sich trüge. — — Einen Schleier will ich darüber legen, der aus meinen Reuethränen gewebt ist und den Sie aus Mitleid nicht lüften werden. —

Mir blieb nach ruhiger Ueberlegung Nichts als der Selbstmord übrig. So in diesem Zu-

ſtande, unter dieſen Martern und Qualen, unter dieſen Peitſchenhieben von Dämonen fortzuleben — hieße tauſendfach in jeder Stunde ſterben, wäre Wahnſinn geweſen.

Ich wollte das düſtere Werk im Freien vollführen und hatte ſchon die Todesmaſſe an den Mund geſetzt. Mein Blick war nach der Reſidenz gerichtet, die in der goldnen Abendröthe ſich vor mir ausbreitete. Ein mächtiges, glänzendes Kreuz ſtarrte mir von einer Kirche entgegen und auf ihm ſchwebte eine hohe, weiße, wehmüthig ernſte Frauengeſtalt — ganz meiner Mutter in jener Schreckensnacht ähnlich. Sie winkte mir und wies mit vorgeſtreckter Rechten nach dem Himmel. Ich ſchaute unwillkürlich hin und erblickte in heiliger Glorie Chriſtus und Maria am Firmamente dahinſchweben. Sie trugen das Gepräge der Bilder, welche mein Vater damals durchſtochen hatte; nur waren ſie bedeutſamer, verklärter und göttlicher. Der Dornenkranz ſchmückte das Haupt des Erlöſers und ſein leidendes, triumphirendes,

sühnendes und vergebendes Haupt lehnte sich an ein riesengroßes Kreuz, auf dem Sonnen und Planeten ihre Bahn durchliefen und das mir das Weltall zu sein schien. Seine Brust war noch immer durchbohrt und das Blut floß noch immer aus den Wunden. Was soll ich von der Mutter Gottes sagen, die mich aus den wohlbekannten, himmlischen Zügen anschaute, mir meine Mutter, deren Abbild sie war, vergegenwärtigte und mich mit ihrem erbarmenden Blicke zu fragen schien: mein lieber Sohn — wie geht es Dir? Und wie ich nun so dastand, emporgewendet zu der Erscheinung, da fiel ein blutiger Tropfe aus den Wunden des Mittlers auf meine Brust und eine Thräne aus dem Maria-Auge auf meine Stirn. Ich fühlte, wie mein Herz sich freudig ausdehnte, wie die Sünde aus ihm wich, wie Zerknirschung und Erhebung in meine Seele einzogen. Ich fühlte, wie jene Thräne mich mit Himmelsduft durchduftete, wie sie den Wahnsinn und die Wuth kühlte und mich gotterfüllt und

gottselig machte. Der Körper sank bewußtlos zusammen, weil er unheilig und verstrickt war; aber mein Geist erhob sich auf entfesselten Schwingen und blickte in die Tiefe der Dinge. Ich vernahm ein Gewitter, sah einen zuckenden Blitz und hörte Harfenklänge. Denn Cherubim und Heilige waren vom Himmel herniedergestiegen, schlugen den Psalter und sangen: Hallelujah! eine Seele ist gerettet worden! Hallelujah! Und einer der Engel trat zu mir hin, und erklärte mir die heilige Schrift, und erzählte mir von Christus und von Maria, und lehrte mich, wie die Freiheit nur in ihnen sei und taufte mich und reichte mir das Abendmahl. Und fragte mich: ob ich meine Sünden bereue? und als ich antwortete: aus tiefem Herzensgrunde: — da sprach er: so ist Dir vergeben worden um des Erlösers willen, der auch für Dich sein Blut vergossen hat. Er zeigte mir die Welt, wie sie krank und zerrissen sei, weil sie sich von dem abgewandt, in dem allein Heil und Seligkeit und Freude und Trost sei. Er deu-

tete auf viele, mir wohlbekannte Menſchen hin, deren Mund gar gewaltig ſpottet und von dem großen, irdiſchen Geiſte prahlt, der ſie erfüllt und begeiſtert, und deren Herz ſich vor Jammer und Ekel zuſammenkrümmt und wohl erkennt, daß es Alles verloren und nur eitein Tand zu gewinnen habe. Auch ihre Stunde wird einſt kommen; und ſie werden entweder reuig zu dem Erlöſer zurückkehren, deſſen erbarmungsvolles Strahlenauge ſich ihnen tagtäglich offenbart, oder ſie werden unſelig in die Grube fahren, und durch die Ewigkeit den abgefallenen Geiſt fortſchleppen. Er küßte mich und befahl mir: Gott den Preis und die Ehre zu geben und ſeinem Diener meine Reue zu verkünden.

Das hab' ich gethan und erwarte meine Stunde. Sieh — der Engel ſchwebt wieder zu mir heran; er iſt mild und bleich. Er berührt mich mit ſeinen Flügeln und befiehlt mir, ihm nachzuſprechen, was er mir vorſagt.

Gelobt sei Jesus Christus, mein Erlöser und mein Heiland! —

— — —

Er war verschieden. —

XIX.

Das ſchöne Geſchlecht.

Viele Autoren fingen dieſen Artikel mit Diderot's Ausſpruch an, der ungefähr heißt: Wenn ich von den Frauen ſpräche, ſo würde ich meine Feder in Schmetterlingsſtaub und in Regenbogenfarben tauchen.

Der Franzoſe des achtzehnten Jahrhunderts durfte ſich nicht anders ausdrücken. Das Leben war damals frivol, zerriſſen und Ekel und Ueberſättigung allen ſeinen Erſcheinungen aufgedrückt. Nur in das Verhältniß gegen das andere Geſchlecht hatte man etwas Eigenthümliches, Chevalereskes, Zurückhaltendes und Pikantes hineinzulegen gewußt, worin auch große Geiſter Erholung und den Kampfplatz für die Spiele ihres ſchlagenden und eleganten Witzes ſuchten und fanden.

War auch alles Heilige in den Koth hinabgezogen worden, ſo behielt doch die Galanterie und zwar die ausgeſuchteſte, ſcharfſinnigſte und romanenhafteſte — ihren Flitterthron inne. Sie beruhte auf Egoismus, auf Sinnlichkeit und war in ihrem innerſten Grundweſen eine frivole Spielerei, welche den erſtorbenen Funken wieder zur hellen Gluth anfachen ſollte. Doch übte ſie ihrer zarten Maske halber einen wohlthätigen Einfluß auf die verſunkenen Gemüther aus; und wer die Memoiren jener Zeit aufmerkſam geleſen, wird gefunden haben, daß die Salons der geiſtreichen Frauen ſich gleich einem Zauberfaden durch das ganze geſellſchaftliche Leben zogen und ihm in ſeiner oberflächlichen Erſcheinung die Geſtaltung und die Würde gaben. Darum iſt Diderot's Ausſpruch ſo charakteriſtiſch, ſo inhaltsſchwer für das Verhältniß der Frauen in den vorletzten Decennien des achtzehnten Jahrhundert. Schmetterlingsſtaub, der leicht hingehaucht iſt und nur das Auge ergötzt; Regenbogenfarben, die als Strahlenbrechung durch die Wol-

kenwellen schimmern und in ihnen zugleich ihre Wiege und ihr Grab finden — das waren die damaligen Tinten für die Malerei des weiblichen Geschlechtes. Ob jener Schriftsteller wohl bei seinem Gleichnisse daran gedacht haben mag, daß der Regenbogen als Symbol der Versöhnung und Beschwichtigung über uns dahinzieht. Ich zweifle; nur um Farben, nicht um das innere Wesen war es ihm zu thun.

Die Zeiten sind ernster, heiliger, bedeutungsvoller geworden und haben selbst in Frankreich den Blüthenstand von dem Umgange mit dem andern Geschlechte verscheucht. An seine Stelle ist mehr eine unaffectirte Hingebung des innern Menschen, mehr ein Verhältniß getreten, das nicht tändelnd und zephyrartig im Schmetterlingsleben über alle Blumen flatterhaft und aus ihren Kelchen nascht, sondern das auf Sittlichkeit und auf Bedürfniß beruht. Ich sage: Bedürfniß, und glaube dieses prosaische Wort hier verantworten zu dürfen. Je wichtiger die Geschichte um uns schaltet, je

mehr wir mit in den Strudel hineingezogen werden, je eiſerner, je beſchränkter, je inhaltsſchwerer, je entſagungsvoller, je andringender das Leben wird — je mehr tritt die ernſte, heilige Bedeutung des weiblichen Geſchlechtes in ſeinem wahren Standpuncte hervor, je mehr kommt der Fluch des Lächerlichen über alles Zierbengelartige, über jede Hyper-Galanterie und über die ſentimentalen Mondſcheingefühle, je mehr tauchen edle, weibliche Geſtalten auf, die ihre Zeit wohl erkannt haben und ihren Stachel hinwegzuküſſen bemüht ſind. Darum noch einmal ſei's geſagt: der Umgang mit dem weiblichen Geſchlechte iſt jetzt kein bloßes Getändel mehr — ſondern für die Beſſeren ein Bedürfniß, das Milde und Verſöhnung in die aufgeregte Bruſt des Mannes haucht. Das haben die wilden, großen Geiſter wohl erkannt, aus Stolz verſchwiegen und es nur dann geſtanden, wenn der innere Geiſt ernſtmahnend an ihnen vorüberzog. So ſchreibt Byron der höhniſche, zerriſſene Byron: Wenn ich nur ein weibliches Weſen

in meiner Nähe weiß, wird mir schon wohl und warm um das Herz. —

Diese Betrachtungen werden dem Leser zur Genüge den ernsten Standpunkt andeuten, von dem aus ich dieses Thema vorzuführen gedenke. Der Berliner hat auf nichts so stolz zu sein als auf seine Weiber und Mädchen; und sie bilden köstliche Blumen in dem großen Kranz deutscher Frauenwürde. Alles, was in Scandalgeschichten über die Frivolität des Geschlechtes hier erzählt worden ist, mag wohl erlogen und aus wüsten Phantasiegebilden zusammengesetzt sein. Der Edle weiß die genossene Gunst zu verschweigen; er denkt daran, daß das Weib am Meisten gibt, wenn es geheimnißvoll nimmt. Nur der Schurke prahlt und drückt sich den Stempel der Verworfenheit auf, den er aus Rohheit einem edlen Geschlechte andichten wollte. — Wie sich Jemand über Frauenwürde und Weibertugend ausspricht — das ist der beste Maßstab, nach dem Du seinem innern Gehalt, Werth oder

Unwerth zu beurtheilen im Stande bist. — Eine niederträchtige, gemeine Seele erblickt allenthalben die Buhlerin; eine edle, gotterfüllte sucht sie selbst da wegzuläugnen, wo sie wirklich dasteht. — — Fallen doch auch Sterne vom Himmel! Warum nicht Mädchen und Frauen? Wo gibt es nicht verlorene Kinder? und wer trägt die Schuld von ihrem Falle? — —.

Auch hat man das verbrauchte Thema hervorgesucht und unseren Frauen vorgeworfen, sie überschritten auf diese oder jene Weise den vorgeschriebenen Weg der Häuslichkeit. Hierauf mag die kurze Antwort genügend sein: In Berlin befindet sich jetzt keine Schriftstellerin. — Ueberhaupt ist es eine schwierige, inhaltsschwere Frage, wo hört der scharfbezeichnete Weg der Frauenthätigkeit auf? Die Erziehung, welche man ihnen hier angedeihen läßt, eröffnet den leicht erregbaren weiblichen Seelen oberflächliche Blicke in die meisten Bestrebungen des menschlichen Geistes; und grade die Oberflächlichkeit ist es, welche zum Rai-

sonniren und Schwätzen auffordert. Ich kenne hier mehrere geiſtreiche Frauen, deren zartſinnige Weiblichkeit, deren mildes, verſöhnendes Urtheil ſtets einen Kreis von gebildeten Männern um ſich vereinigen; und ich habe mich vergebens bemüht, in dieſem Verhältniſſe etwas Carrikirtes, Gezwungenes oder Ueberſchwängliches zu finden. —

Das Geſchlecht erkennt von Tag zu Tag mehr die Heiligkeit ſeines beſchränkten Berufes und ſucht alles Fremdartige aus ihm zu entfernen. Sappho, deren mächtige Lieder ihr zum Schwanengeſange wurden, ſteht ihm als Wahrzeichen da, wie das Weib ſich ſein eignes Grab gräbt, wenn es den ſtillverſchwiegenen Gefühlen laute, öffentliche Worte gibt. Im tiefen Herzensgrunde ſpenden ſie einen ewigen Blumenfrühling, in deſſen Gebüſchen ſich Nachtigallen und Genien wiegen; aber ausgeſprochen werden ſie zu Dämonen, die ihr Netz über das Hexenhaupt ziehen und es zu den unterirdiſchen Mächten herunterjubeln. Auch den Männern würde es ſo gehen, wenn Gott ihnen nicht

den Spott, den Hohn und den Spott über ſich ſelbſt, die Ironie, gegeben hätte. — Aber ein Weib mit dem ironiſchen Zug um den Mund — gleicht einem gefallenen Engel, der über ſeine Unſeligkeit noch ſpottet. —

Doch ſtatt des weitſchweifigen Raiſonnements will ich Dir einige Bilder geben, die ich oder zuverläſſige Freunde hier geſchaut haben und in denen weibliche Portraits figuriren. Wer Scandal erwartet, ſchlage dieſe Blätter nur um. Mild und verklärend ſoll die Liebe über Alles leuchten; und vorzüglich über das Geſchlecht, das die Liebe als heilige Flamme in ſich birgt und ſie ſelber iſt. —

1.

Mein Freund war ein reicher Banquier und machte ein großes Haus. Seine ſchöne, geiſtreiche Frau war die Zierde der Feſte, die er gab; und er mochte dieſelben meiſtentheils nur deshalb Statt finden laſſen, um die reizende Auguſte in ihrem Elemente bewundern zu dürfen.

Nirgends als grade in großen gesellschaftlichen Kreisen entwickelte sich dergestalt ihre Liebenswürdigkeit, ihre Lebensfrische, ihre Unterhaltungsgabe, ihre verführende, ganzsinnige Weiblichkeit. Selbst die äußere Haltung gestaltete sich reizender, anmuthiger und eigenthümlicher. Mochte es der wahrhaft ästhetische Anzug, mochte es der pikante Zug im Gesichte sein, welcher andeutete, daß seine Besitzerin sich bewundert wußte — kurz Auguste war die Königin jedes Salons, und wer den bunten Schmetterling so zephyrartig von Blume zu Blume dahinflattern, wer ihn nur naschen, tändeln und kosen sah, wer nur seinen leichten, melodischen Flügelschlag vernahm — der mochte wohl weiter nichts als ein reizendes Phänomen in ihm suchen, dessen lockende Farbenmischung seinen Werth ausmacht und dessen einziges Element die wiegende und schaukelnde Frühlingsluft ist.

Wer Auguste so nahe wie ich kannte, der wurde ganz anderer Meinung. Wer sie in ihrer Häuslichkeit, in der Umgebung ihrer Kinder ernst-

heiter ſchalten und walten, wer ſie ordnen, beſeligen, aufbauen, wer ſie mit ihrem Manne berathen, überlegen ſah — der erkannte wohl, daß die Schmetterlingsflügel nur angeſetzt ſeien, und daß die zarte Hülle einen tiefen, rüſtigen Geiſt bewahre. Sie kam mir oft an einem Geſellſchaftsabend ganz fremd, ganz unbekannt vor — wie ein Veilchen, das in Roſenblut getaucht, Myrthendüfte emporſenden und auf hohem Lilienſtengel majeſtätiſch prangen wollte. —

Ich ſprach mich einmal mit ihr über dieſen Punkt aus; ich fragte ſie, woher dieſe Veränderung ihres ganzen Weſens käme, ſobald ſie in den Geſellſchaftsſaal träte. Sie lachte mich aus, meinte, ſo 'n gelehrter Mann, wie ich, ſollte doch wiſſen, daß Frauen ſich mit einer Tinctur einreiben, ehe ſie den Salon durch ihre Gegenwart erfreuen — und flog davon.

Ich hatte die Sache albern angefangen. Man muß die weibliche Seele nie geradezu ausforſchen: ſie ſucht etwas dahinter und wird alsdann entwe-

der affectirt oder göttlich groß. Jetzt machte ich meine Sache klüger. Nach geraumer Zeit behauptete ich in Augustens Gegenwart, daß sich manche Frauen durchaus auf ihre gesellschaftlichen Unterhaltungen präpariren müßten — und lachte dabei etwas boshaft vor mich hin. Das hatte gezündet und öffnete der Schönen den Mund. Als ob sie sich gar nicht getroffen fühlte, ließ sie eine Pause vergehen, und brachte alsdann durch geschickte Wendung ein Gespräch über die Talente ihres Geschlechts auf das Tapet. —

„Ihr Herren der Schöpfung" — sagte sie umgefähr — „glaubet Alles mit Euren Argus-Augen durchschaut zu haben; und Euer Blick ist unnachtet, wenn Ihr das kleine Herz des Weibes anzünden wollet. Was sag' ich: „das Herz?!" In seine Tiefe kriget Ihr wohl nie hinab und findet nie die aufklärende Fackel, welche Euch Licht über unser räthselhaftes Treiben und Wesen bringt. Denn Euch fehlt die Liebe, die Milde und die Versöhnung. — Aber nicht einmal unsern Ver-

ſtand, unſere Außen-, unſere Convenienzſeite verſteht Ihr und wißt Ihr zu beurtheilen. Weil bei Euch das äußerliche Auftreten, die geſellſchaftliche Converſations-Stellung und Euer Verhältniß zu der hin- und herwogenden Umgebung meiſtentheils etwas Euch Fremdartiges, Erlogenes, Zufälliges, Wechſelndes und Wechſelvolles iſt, ſo glaubt Ihr dieſelben Ingredienzien bei Euren Colleginnen vorausſetzen zu dürfen und vergeſſet ganz, daß, wenn auch im ſchlimmſten Falle die Frau täuſcht, ſie ſelbſt getäuſcht iſt, und vermöge ihres erregbaren und gern zur Verſöhnung geneigten Sinnes die lügenhaften, ephemeren Geſtaltungen, welche ſie etwa umgaukeln, zu Lichtbildern in ſich umgewandelt hat. Unſer düſteres Auftreten iſt deshalb weit tiefer und bedeutungsvoller als das Eurige. Ihr ſchüttelt eine ausgeſprochene Anſicht, eine ganze Unterhaltung, ja ein perſönlich gewordenes Verhältniß ſo ab, wie Ihr einen Rock auszieht, und bleibet ohne ihn oder mit ihm immer dieſelben. Bei uns iſt das ganz anders:

Wir empfinden, was wir sprechen, wie wir sprechen, mit wem wir umgehen und wie wir mit ihm umgehen. Es schlägt tiefe Wurzeln in unser Gemüth, in unser innerliches Wesen. — Darum ist unsere Aeußerlichkeit weit wahrer, weit nothwendiger bedingt, weit schärfer ausgeprägt, weit inhaltsschwerer als die Eurige. Euer Auftreten will Vieles aufdecken, das unsere Vieles verbergen; Ihr wollt ein historisches Bild geben, wir geben wirklich ein Genre-Bildchen; Eure Hülle ist epigrammatisch, ironisch, wie schon die Schwalbenschwänze an Euren Rockschößen andeuten; die unsrige ist lyrisch, gefühlvoll. Ja — lachen Sie nur, Doctor — über die gefühlvolle Hülle — ich habe doch Recht; und Sie werden mich verstehen, sobald Sie sich nur viele Mühe geben. Wenn so 'n hochgelahrter Mann, wie Sie sind, mit seinen Weltverbesserungsplänen, mit seinen Jeremiaden, mit seinem politischen Scharfblick, mit seiner poetischen Ueberschwänglichkeit, mit seinem ästhetischen Berechnungsgefühl

— kurz mit den Eigenſchaften, die man nun einmal aus purem savoir faire an ſich tragen muß — in den leichten, luftigen Geſellſchaftsſaal tritt, wo Alles tändelnd und gaukelnd vorüberzieht, wo, ſtatt der „marmornen, griechiſchen Göttergeſtalten," lebende, rothwangige, märkiſche Mädchengeſichter neckiſch ſich hin- und hertreiben, wo ſtatt der tiefen, ernſten und durchdachten Abhandlungsform die pikante Unterhaltung oder das loſe Geſpräch bald nach dieſer, bald nach jener Richtung zuckt, bald eine ſchelmiſche Harlekinstracht, bald eine dunkle Mönchskutte und bald ein prächtiges, blitzendes Gewand trägt: — ſagen Sie mir, Doktor — was denken Sie ſich, was empfinden Sie alsdann? wiſſen Sie ſich in Ihrem Elemente, oder kommt Ihnen die ganze Hiſtorie wie ein Carnevalstraum vor? müſſen Sie nicht an ſich halten, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, welches beurkunden ſoll, wie thöricht, wie albern ihre jetzige Umgebung ſei? ſpielt nicht die nichtswürdigſte Ironie um Ihre Lippen, und finden Sie in

den sogenannten gesellschaftlichen Damenkreisen wohl etwas Anderes als die närrischen Capitel in dem Romane Ihres Lebens?! — Und doch schwatzen Sie, küssen Sie uns die Hand, trinken Thee, werden galant und pikant, und geben trotz Ihrer Gelehrsamkeit und Ihrer Tiefe einen recht passablen Gesellschafter ab, der hin und her zu flattern und von Allem und von nichts zu sprechen weiß. Das ist Lüge, Verstellung, — Ironie werden Sie sagen —; doch man kennt das. Sie und Ihres Gleichen präpariren sich, ehe Sie in den gebohnten Salon treten, nicht wir. Für uns sind die geselligen Kreise die poetische Welt, in der wir Erholung aus den Beschäftigungen mit der Häuslichkeit und wo möglich Anregung und Freude zu finden hoffen; für Euch — gestehen Sie es nur ein — Abstecher aus den höheren Regionen in die niedern Sphären. Ihr wollt Euch zerstreuen, wir uns hier sammeln. Wenn ich die seidenen Kleider rauschen höre, die Lichter angezündet sehe, so erfaßt mich ein eigner, behaglicher

Geist. Ich fühle es, daß ich hier schalten und glänzen kann, daß hier das mir angewiesene Verhältniß, daß auf dem leichten Rhythmus der Unterhaltung meine Seele frisch und freudig fortzuschweben im Stande ist. Meine Bewegungen und Worte sind nicht berechnet; der Zufall oder die von meinem Innern aus bestimmende Gewalt flößt sie mir ein. Ich spreche über Alles, schwatze, necke, lache, werde närrisch, geistreich, sentimental, barock, was Sie nur wollen; ein dithyrambischer Schwung, eine gewisse Lyrik treibt mich, durchglüht mich, ich bin gar nicht mehr dieselbe, die ich in der Kinderstube oder am Stickrahmen war. Kehre ich zu meinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurück, so brauche ich mein schimmerndes Gewand gar nicht abzulegen und mich nicht erst herabzustimmen. Denn mein früheres Wesen war kein forcirtes; es wurde durch seine Umgebung hervorgerufen und schmilzt zusammen, sobald diese verschwindet. Ja — ja meine Herren — was ich da auseinandersetze, sind Ihnen böhmische Dörfer.

Unter uns gesagt — wenn Ihr Geschlecht von Allem so wenig versteht — als von uns Frauen — so ist seine Erkenntniß nicht weit her. Gott befohlen — Sie haben die Lection verdient." —

Wir sahen uns schweigend an und mußten ihr im Stillen recht geben, wenn wir auch einige colossale Zweifel laut äußerten. —

Man weiß, wie der unselige Handel mit Papieren hier oft plötzlich Familien um ihren Wohlstand bringt. Weitausgehende Speculationen und die Julierereignisse — oder wie die Männer der Zukunft sagen — die Juli-Epoche thaten auch bei meinem Freunde das Ihrige. Er war reich zu Bette gegangen und stand als Bettler auf. Glücklicher Weise bekam er seiner Geschäftskenntnisse halber einen Posten bei der Bank; der ihm seinen Lebensunterhalt sicherte. Seine Frau wurde ihm zum tröstenden Engel; sie bot all' ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit auf, um ihm das neue, ungewohnte Verhältniß so heiter als möglich zu gestalten. Auch ihrer harrten bittere Entsagungen;

der Schimmer und der Glanz, mußten einer beschränkten Häuslichkeit Platz machen. Aber nicht der geringste Zug von Mißmuth verunzierte ihr schönes Antlitz; sie war dieselbe wie ehedem und belebte und erquickte den kleinen Kreis durch ihren Witz und ihren Geistesreichthum. Manche Thräne küßte sie meinem Freunde von dem Auge weg; und wenn sein Blick düster zur Erde sank, dann hob sie ihre Kinder jubelnd in die Höhe und zeigte ihm den großen Schatz. Von dem Morgen bis zur Nacht thätig und geschäftig, sah man sie im einfachen Kleide die Wirthschaft ordnen und führen und Niemand hätte in ihr das gesucht, was sie in Gesellschaften gewesen. Am Abend strebte sie durch heitere Unterhaltung ihren Mann in eine fröhliche Stimmung zu bringen; und gelang ihr das, so war sie freudig-ausgelassen und sprudelte vor Laune und Humor.

Hatte ich sie früher bewundert, so verehrte ich sie jetzt. Einige Wochen in der Zurückgezogenheit ließen sie mich näher kennen und besser verstehen

lernen — als viele geräuschvolle Jahre. An ihr wurde es mir klar, welche Tiefe, welche Heiligkeit der weibliche Geist in sich birgt und wie er trotz seiner zarten, gebrechlichen Hülle mächtig fortzuschreiten im Stande ist.

Ich müßte mich selbst belügen — sagte sie mir einst — wenn ich mir und Andern einreden wollte, daß mein jetziger Zustand mir eben so lieb als der frühere wäre. Die Erinnerung an ihn macht mich elegisch gestimmt; und ich schäme mich gar nicht, es zu sagen, daß ich den Glanz und die Pracht ungern vermisse. Sie sind nichts — und doch etwas. Sagen Sie mir, was Sie wollen — eine stoische Frau bleibt ein Unding. Es ist unser Beruf in leichtem, luftigem Element zu arbeiten und es zu verklären; — Venus wurde aus Schaum geschaffen. Der Hang zum Putz, zum Flitter, zum Schimmer knüpft sich an unser innerstes Grundwesen und ist lange nicht so sinnlich, als viele Männer glauben. Wenn sie die Harmonie, die Behaglichkeit, die Seelenfreude uns nachzufühlen im

Stande wären, welche ein geschmackvoller, reizender Anzug, ein prächtiges Hausgeräth grade ihrer Ueberflüssigkeit und ihrer Zierlichkeit halber uns einflößt —: sie würden vielleicht versöhnlicher und milder über manche Erscheinungen sich aussprechen, die sie jetzt kurzweg als Carricaturen hinzustellen für gut finden. Nach meiner weiblichen Anschauung — Sie mögen sie belächeln — habe ich immer den eigentlichen Reiz und die höchste Würde des Kunstwerks darin gesucht, daß es uns unsere bessere, edlere Natur versinnlicht und verkörpert, und daß es zu dem zurückführt, was in der eigenen Brust schlummert und geweckt werden kann. Ist der geschmackvolle Putz nicht auch ein Kunstwerk, der unsere tändelnden, spielenden Gefühle an den Tag legt und die wir symbolisch an uns umhertragen?! — Wenn ich ein holdes Mädchen sehe mit der blaßrothen Schleife, mit dem durchsichtigen Spitzenkleide, mit den blitzenden Diamanten im künstlich geschlungenen Haare, mit der ätherischen Busenkrause — ich will Ihnen das Alles

deuten und denke an meine jüngeren Jahren zurück. Ueberhaupt — weiß ich mir es nicht zu erklären, wie Männer, denen sonst ein tiefer Blick vergönnt war, uns unsere Eitelkeit zur Last legen und die Flitter aus unserm Anzuge hinwegwünschen konnten. Man sollte das eben ausgesprochene Wort nie gegen unser Geschlecht brauchen; denn wir können nie genug zu gefallen suchen. — Die Passivität, die Hingebung ist der Inhalt unseres Lebens; sollten wir nicht so viel Poesie als möglich hineinzulegen suchen? Weil von Jugend auf das Kleine und Unbedeutende unser Wirkungskreis war, weil die Krämereien des Lebens uns stets zufielen, weil unser Streben stets dahinging, dem Kleinen Bedeutsamkeit zu geben, werden wir am Ende von selbst an das gewöhnt, was noch unbedeutender als das Kleine ist, an das Ueberflüssige, und ziehen es gern in unsere Sphäre, da das Große uns versagt, das Kleine wirklich kleinlich und das Ueberflüssige wenigstens reizend ist. Wer

iſt denn befugt, den Geſtaltungen des Letzteren ſo ſcharfbezeichnend den gehäſſigen Namen „Tand“ aufzudrücken, mit dem Ihr ſo willkürlich um Euch werfet? Das wäre eine philiſteriöſe Welt, in der nur das Nützliche vorwaltet; und wehe uns — wenn wir auf das Nothwendige beſchränkt ſein würden! Liegt nicht grade im Entbehrlichen, in dem, was keines andern Zweckes, ſondern ſeiner ſelbſt willen da iſt, der Reiz des Daſeins? Und gehört es nicht zu den ſchönſten Vorrechten unſeres Geſchlechtes, ja zu ſeinem Bedürfniſſe, dem luftigen Reiche der Zierlichkeit und Anmuth, das für Euch unſtet und wechſelnd umhertreibt und das Ihr bald dort, bald hier aufzuſuchen bemüht ſeid — eine Vereinigung und einen Ruhepunkt in unſerer Umgebung zu verleihen und es als die Manifeſtation unſeres weiblichen Weſens darzuſtellen? — — Weſſen Luxus — ich nehme das Wort im edelſten Sinne — iſt denn inhaltsſchwerer, fulminanter, ausgedehnter und kann eher zur Sünde und zur Unſeligkeit führen — der unſrige

oder der Eurige? — Ihr verſchmähet die äußerliche Erſcheinung, das Symbol; aber in Eure Gedankenwelt zieht Ihr ſo viel Schmuck, ſo viel Mannigfaltigkeit, ſo viel Reiz, ſo viel Zierde, ſo viel Glanz, Schimmer und Flimmer als möglich hinein. Ringet Ihr nicht nach den zarteſten, feinſten Stoffen, um in ſie Eure Seele zu hüllen? bringen nicht Eure Dichter die köſtlichſten Blumen von allen Weltgegenden zuſammen, und tragen ſie als Sträuße vor ihrer Bruſt? War es mir nicht, als ich Göthe und Tieck ſah, als wenn der Diamantenreif in ihren Haaren blitzte, als wenn ihre Gefühle ſich zu Perlenſchnuren um den Hals geſchlungen, als wenn ſie im ätheriſchen Gewand daherſchritten, als wenn Balſamdüfte aus ihnen hervorquellten? — Und ich frage Sie: putzen nicht die Meiſten ihren Geiſt blos aus? — Ja — Ihr gehet noch weiter — Ihr holet das Heilige, das Ernſte, das Göttliche vom Himmel hinunter, und machet daraus loſe, verwelkbare, profane Kränze, ſchmücket Euch damit, ſchauet zuletzt höhniſch auf

den gebleichten Glanz und werdet ironisch. Das ist ein weitgetriebener Luxus, eine teuflische Spielerei. Denn der Abgrund gähnt neben Euch, jeder Schritt ist bedeutungsvoll, jede Carricatur eine Sünde gegen den heiligen Geist. Wir können höchstens bei unserm Putze unästhetisch — Ihr aber unselig werden." —

Ich habe, um den ermüdenden Dialog zu vermeiden, nur meine Freundin sprechen lassen, und will aus der folgenden Unterhaltung ebenfalls meine Zwischenreden für mich behalten.

„Sie urtheilen so schnell über weibliche Autoren ab; glauben Sie mir, daß Sie sehr unrecht thun. Theilen wir jene Damen in Büchermacherinnen und Schriftstellerinnen ein. Was die Ersteren betrifft, wo es sich um einen bloßen Handelsartikel, um eine Waare und um Verdienst handelt, so sehe ich doch gar nicht ein, was denn Ihr Geschlecht allein zu dieser Speculation berechtigt. Wenn ein Mann die Fähigkeit besäße, schnell Strümpfe zu stricken, würden Sie

ein groſses Geschrei erheben, sobald er uns ins Handwerk pfuscht und das Metier ergreift, das ihm von Hause aus fremd war? Die Leihbibliotheken brauchen nun einmal Futter; — und am Ende genommen, ist der schlechte Roman einer Frau noch immer für die meisten Leser empfehlenswerther als der schlechte Roman eines Mannes. Denn niederträchtig und unsittlich wird unser Geschlecht in Büchern wohl nie; das Ihrige aber gar zu oft — Sentimentalität und Weichlichkeit schadet noch lange nicht so viel als ein Spiegel, in dem die Schurkerei und die Wollust recht behaglich vorgehalten ist. Sie werden mich verstehen und wissen, welche Autoren ich meine, und wir sind Beide gewiß damit einverstanden, daß es für eine Classe des Publicums gewiß weit ersprießlicher wäre, wenn nur Damen für sie schrieben und sie alsdann wenigstens weiter nichts als harmloses, albernes Geschwätz in sich aufnehmen würde." —

„Gehen wir nun zu den Schriftstellerinnen über, die den Willen in sich bergen, Kunst-

werke liefern zu wollen. — Hier kann ich Ihnen nicht genug wiederholen, daß in der edlen, weiblichen Seele, in welcher sich die Ansicht bis zur Weltanschauung hindurchgerungen hat, diese originell, abgeschlossen und ihres Charakteristischen halber schon würdig ist, wenn auch nur als Versuch zu Gestaltungen der Poesie ausgeprägt zu werden. Abgerechnet ihren ästhetischen Werth — enthalten dieselben immer den wohlthuenden Versöhnungssinn, die Vermittlung der schroffen Extreme und jenen Zauberhauch, der — wie Ihr Geschlecht gern eingesteht — ihm mild und beschwichtigend in unserer Nähe entgegenduftet. Wahrlich — uns flößen die Kategorien und Erscheinungen eine ganz andere Anschauung ein als den Männern; unser Gott dürfte ein ganz anderer als der Eurige sein. Ihr suchet und findet seine Spur und seine Idee in der Geschichte, die mächtig über Euch hinrauscht und deren Faden ihr vergeblich zu erkennen strebet. Die Ewigkeit ist für Euch die Manifestation des Allmäch-

tigen, Ihr ringet, in die Massen seinen ordnenden Geist zu bringen und verlieret oft Euren Gott aus dem Gesichte, weil Euer Blick für das Gewaltige und scheinbar Chaotische zu kurzsichtig ist. — Ja — Ihr zweifelt oft an ihm, weil Wolken ihn verbergen und der Raum sich unendlich ausdehnt. — Statt der Geschichtsepochen und Völkersysteme haben wir das einfache Verhältniß der Familie vor uns, durch die bis in die kleinste Nüance der Gottesgeist sich deutlich und klar hindurchzieht und in der seine Nemesis und seine Liebe sich tagtäglich offenbart. Wir suchen unsern Gott nicht in der Weite; wir finden ihn von frühester Jugend unter uns; seinen Frühlingsodem und seinen Blitzstrahl gewahren wir in der Anschauung von kleinen Lebensverhältnissen und wissen ihre Spur zu verfolgen. — Darum ist der große Geist für uns ein Gott, der an unserem individuellen Wesen Interesse nimmt, zu dem wir flehen, wenn das Herz uns schwer wird, den wir erkannt haben, der uns

umſchwebt, dem unſere unbedeutendſten Zuſtände vorliegen, der ſich um ſie kümmert, der uns erhört, der das Gute belohnt und das Böſe beſtraft. Wie mächtig dieſe religiöſe, orthodoxe Anſchauung in unſer ganzes Daſein hineingreift, wie originell ſie uns die Geſchichte und das Leben auffaſſen, wie ſie uns durch beide ſtreng den Faden der Nemeſis verfolgen und uns auch das unbedeutendſte Ereigniß als groß in ſeiner Metamorphoſe und ſeinen nothwendigen Fortſchritten betrachten läßt — das brauche ich Ihnen nicht auseinander zu ſetzen." —

„Ueber unſere Kunſtanſichten habe ich Ihnen im geſtrigen Geſpräche bereits Andeutungen zu geben verſucht. Seine Sittlichkeit, ſeine objective Geſtaltung unſerer ſubjectiven, edleren Natur iſt ſeine Aufgabe. Wie manche Kritiker haben behaupten können: das Kunſtwerk bedarf keiner Sittlichkeit; ſie beſteht in ſeiner Einheit, Harmonie und Nothwendigkeit — verſtehe ich nicht. Machen dieſe Eigenſchaften nicht eben die Sittlichkeit aus? Iſt nicht der unſittliche Menſch uneinig und

uneins, unharmonisch und zufällig? Ist nicht die Schönheit die höchste, die vergöttlichte, die göttliche Sittlichkeit? Wenn in einer Statue die Glieder und Wellenlinien verrenkt, in einem Gemälde die Farbentinten unharmonisch durcheinander gewürfen, wenn in einem Gedichte die Gedanken verwirrt und die Charaktere verschroben sind — wer vermag ihr Unsittliches von ihrer Unschönheit zu trennen und zu sondern? — — Das Unsittliche ist das absolut Häßliche; und je mehr Sittlichkeit der Meister in sein Kunstwerk hineinlegt, je mehr erreicht er das Ideal der Urschönheit. — Seine Unerreichbarkeit in der menschlichen Gestaltung stößt uns nicht — wie Euch — die Ironie ein; sondern die Weh- und Demuth, das selige Hinweisen auf den Urquell des Lichtes, das Dankgefühl, schon hienieden die Strahlenbrechungen zu gewahren und uns an ihrer Anschauung für den großen jenseitigen Tag heranbilden zu dürfen — das bleibt für uns die höchste Spitze des Kunstwerkes, wie sie bei Euch

in dem Bewußtsein seiner und Eurer Nichtig-keit besteht." — —

„Sie erlassen es mir hoffentlich, die politische Anschauung unseres Geschlechtes Ihnen auseinander zu setzen; denn sie ist so patriarchalisch, daß Sie sie bornirt finden werden. Vielleicht befremdet es Sie gar, wenn Frauen an dieser ihnen fremdartigen Materie Theil nehmen. Doch wir leben nun einmal im Staate; unsere schönsten Hoffnungen, unsere Kinder, sind ein integrirender Theil desselben; unsere Privatverhältnisse hängen von den öffentlichen ab; wir üben auf die letzteren durch unsern doppelten Standpunkt als Gattin und als erziehende Mutter einen unmittelbaren Einfluß aus — wer in aller Welt darf es uns verargen, wenn wir darüber nachdenken, wovon unser Wohl und Weh abhängt? — Für uns ist der Staat ein Collectivum von Familien; unser Beruf geht dahin, die letzteren zu ordnen, zu heben, für ihr Gedeihen zu sorgen und in ihnen die Saat für die Zukunft auszustreuen. Das

Fußgestell der Pyramide bleibt uns überlassen; für ihre harmonische Erhebung, für ihre Spitze mögen unsere Männer kämpfen. Das Ideal Ihres Staates kann nur bei einer tüchtigen Familien-Basis zu suchen sein; aus ihr müssen die gesunden Kräfte in die organischen Glieder hineinströmen, sie erwärmen und in Thätigkeit setzen. Wenn erst der materielle Druck von den einzelnen Familien genommen ist, wenn die Intelligenz ihrer Mitglieder sich vermehrt, wenn jeder Hausvater seinen heiligen Beruf erkannt hat, jede Hausfrau ihn getreulich mittragen hilft: — dann bricht der Tag wohl von selbst herein und die von unten auf vor sich gegangene Revolution dehnt sich bis zur höchsten Spitze des Staatskörpers aus. In welcher Form er sich repräsentiren soll — das sehen wir als etwas Zufälliges an, das sich nach der Individualität des Volkes zu richten hat. Doch mögen Sie es mir glauben, daß den edlen Frauen das reindemokratische Element verhaßt ist; und es bleibt eine Lüge, wenn man uns andichtet,

wir seien meistentheils im tiefsten Herzensgrunde republikanisch gesinnt. Unser innerstes Wesen reißt uns zum Royalismus hin; denn wir sind stets daran gewöhnt gewesen, die uns beherrschende Macht vor uns in Wirklichkeit manifestirt zu sehen, und wir sind vermöge unserer Anschauungsweise und unserer mehr plastischen Natur durchaus auf das Concrete angewiesen, indeß Ihr Geschlecht mehr an dem Abstracten Gefallen findet. Darum ist es für uns Bedürfniß, einem Könige anzugehören, den wir anschauen oder den wir uns concret zu denken im Stande sind."

„Aus dieser Skizze, die ich nur hinzuhauchen und vermöge meiner Beschränktheit nicht so scharf zu zeichnen vermochte, sehen Sie zur Genüge, wie die weibliche Weltanschauung originell zu poetischen Gestaltungen verarbeitet werden kann. Ich gebe gern zu, daß Kunstwerke, die einen gewissen Kraftaufwand verlangen, die, wie die Tragödie, in dem Heroismus des Individuums und in der Ironie des Schicksals ihre eigentliche Vollendung finden,

in Begriffen also, die uns aus der Erfahrung ganz fremd und verschlossen geblieben sind — ich gebe gern zu, daß diese Kunstwerke nicht von Frauen aufgestellt werden sollen. Doch bei der Wendung, die jetzt die Literatur genommen, die das Heroische mehr dem Leben überläßt, und sich mit Genrebildchen oder mit der Metaphysik der gesellschaftlichen Erscheinungen, mit den Novellen begnügt — bei dieser Gestaltung — sag' ich — dürften geistreiche Frauen ganz an ihrem Platze sein, wenn sie das Erlebte in das poetische Gewand einkleideten. Denn wer hat, wie sie, wohl den Zusammenhang der gesellschaftlichen Erscheinungen so aufmerksam und so versöhnend betrachtet, wem liegt ihr Causal-Zusammenhang, ihre Tiefe so klar vor Augen als gerade ihnen, und wer wäre wohl im Stande, einen so befriedigenden Aufschluß zu geben, als gerade sie, die für den großen Lebenskreis von seinem kleinsten Ringe an zu verfolgen und ihn harmonisch fortzuleiten berufen sind? So manche Kassandra wandelt noch

heute unter uns umher und birgt ein schweres, gramerfülltes Herz im Busen und blickt in das Leben wie in einen Crystall. — Wenige Schriftstellerinnen haben sich wahr gegeben; die meisten affectirten einen männlichen Sinn, steckten sich in einen Ritterharnisch, indeß die Frauenfüßchen gar zierlich und ängstlich hervorguckten. Ihre Werke sind daher krüppelhaft, gespenstisch — möcht' ich sagen. In Deutschland macht Johanna Schopenhauer allein eine rühmliche Ausnahme; sie versteigt sich nie und ist deshalb für Männer belehrend und für uns anziehend. — Doch unser Gespräch hat eine zu ernste Wendung genommen; lassen Sie uns es abbrechen. Ich höre meinen Mann, ich habe einige lustige Anekdoten für ihn in Bereitschaft. Er bedarf der Erheiterung. Stimmen Sie mit ein; und möge unsere ganze Sorge dahingehen, die Furchen von der Stirn unseres geliebten Freundes zu verscheuchen."

— — — — — — — — — —

Später kam Auguste in ihre früheren Ver-

hältniſſe zurück. Doch geſtand ſie mir, daß der eigentliche Reiz des Glanzes und der Pracht für ſie verloren gegangen ſei. Die Naivetät war von ihnen gewichen; ſie hatte etwas Anderes kennen gelernt; ſie fand eine Abſicht in den Feſten und in dem Luxus; ſeine ätheriſche Hülle, ſeine höchſte Aeſthetik genoß ſie nie mehr mit ganzer, ſich hingebender Seele.

2.

Ich war auf dem Gymnaſium und hatte viel zu thun. Meine einzige Erholung beſtand darin, ans Fenſter zu treten und nach dem Hauſe gegenüber zu blicken. Dort ſaß ſchon ſeit Jahren Tag für Tag ein liebliches Mädchen, ſtrickte, nähte und ſah zuweilen auf.

Nach dem Reglement meines Gymnaſiums war die Liebe verboten. Doch ein Primaner hat heißes Blut und die alten Claſſiker kühlen es ihm gerade nicht. War auch mein Verhältniß zu dem ſchönen Kinde von drüben Liebe zu nennen? Ich glaube: nein.

Ich hatte es nie in der Nähe gesehen, nie gesprochen, ich wußte nicht seinen Namen. Wie man mit einem Sterne allmählig vertraut wird, der immer an derselben Stelle aufgeht und dessen Glanz einem seit Jahren ins Zimmer strahlte, so gewann ich das Mädchen lieb, welches mit seinen zwei Sternen vor mir zu leuchten anfing, wenn der Tag begann, und sich zurückzog, sobald es Abend wurde.

Fand ich die Kleine nicht am Fenster, so wurde mir ganz wunderlich zu Muthe — wie Jemandem, der nach dem Himmel sieht und die Sonne vergebens sucht. Ich hatte mich dergestalt an ihren Anblick gewöhnt, er war mir in dem Maße zum Bedürfnisse geworden, daß er sich als nothwendige Naturerscheinung darstellte und mir die Abwesenheit des Lockenkopfes so befremdend, so seltsam vorkam, als wenn etwa das grüne Haus von drüben mit einem Male roth angestrichen wäre, oder, als wenn der Kirchthurm dreizehn geschlagen hätte.

Ob sie wohl auch an mich denkt?! — Das

lag mir — aufrichtig gesagt — wenig oder gar nicht im Sinne. Wie sie heißen mag — daran dachte ich zuweilen. Man gibt doch den Sternen, den Blumen, den Farben Namen, wie viel mehr dem Mädchen, das zugleich Stern, Blume und Farbe ist. Ueberhaupt — was ist ein Wesen ohne Namen? Es fehlt ihm immer die rechte Frische, das scharfbezeichnete Colorit, die Besonderheit. Und nun gar ein namenloses Mädchen.... Man kann ja mit Bequemlichkeit gar nicht an dasselbe denken.

Ich rieth hin und her, ich durchmusterte die meisten weiblichen Vornamen. Keiner wollte mir so recht passen; sie klangen mir alle zu rauh, zu hart, zu wenig melodisch. Ich hätte nur die Dienstboten oder Leuten fragen dürfen und wäre bald im Reinen gewesen. Aber das mochte ich nicht — theils aus Delicatesse, theils aus reinem Egoismus, weil alsdann das schöne Spiel meiner Phantasie erstört worden wäre und weil ich Furcht hatte, durch einen prosaischen Namen in die prosaischeste Nüch-

ternheit zu kommen. Wenn ſie zufällig Caroline geheißen hätte — wahrhaftig! Das ganze Verhältniß wäre aufgelöſ't geweſen. —

Ich dachte an die Orientalen, die ihren Töchtern Blumennamen beilegen. Roſe — Melke — Lilie — Myrthe — ja Myrthe ſollſt Du für mich heißen, Du ſchönes, unbekanntes Kind von drüben.

Jahre waren unterdeß verſtrichen. Meine Myrthe duftete und blühte gar lieblich und prangte tagtäglich vor meinen Augen. Ich mochte ſo früh aufſtehen, als ich nur immer wollte; der erſte Sonnenſtrahl hatte die Blume ſchon hervorgelockt. Ich war unterdeß älter und verſtändiger geworden und mancher Blick in das Blumenleben war mir aufgegangen. Ich hatte die Roſenknoſpen belauſcht und erfahren, was ſie im Frühlingsſchlummer träumten; ich hatte ſie geküßt, wenn der Kelch, von Nachtigallenliedern geweckt, ſich öffnete. Auch die Lilien waren mir nicht mehr ſo ganz fremd. Ich konnte in ihren großen Augen leſen, ihren

Duft in meine Seele einſaugen und durfte ſie an mich drücken, wenn die heißen Sonnenſtrahlen ihr liebeglühendes Haupt zur Erde beugten. Doch die Myrthe hatte ich mir heilig, unberührt gehalten. Wenn es mir ſchwül und eng um die Bruſt wurde, blickte ich zu der geweihten Blume herüber und war wieder fromm und gottſelig.

Eines Morgens trat eine bejahrte Dame ins Zimmer und fragte mich, ob ich der Poet wäre, der für den Schneidermeiſter N. das meiſterhafte Geburtstagsgedicht angefertigt hätte. Ich mußte mit einem: Ja! antworten und die Matrone fuhr fort. Derſelbe hat Sie mir für das Hochzeits-Carmen empfohlen, das ich zum künftigen Mittwoch brauche. Ich wohne gradeüber. Das Mädchen, das Sie am Fenſter ſitzen ſehen, iſt meine Tochter, deren Vermählung über acht Tage Statt findet und die ich im Namen des Bräutigams durch Ihre Verſe zu überraſchen gedenke. Ich verſprach ihr, ſie zur beſtimmten Zeit zu befriedigen, und die Dame entfernte ſich. —

Auch nicht das geringste, bittere Gefühl ging durch meine Brust, als ich die überraschende Nachricht hörte. Ich hatte früher kaum daran gedacht, daß meine Myrthe sich verheirathen könne. Ihr Genius hatte mich seit Jahren umschwebt und war in meiner Seele versöhnend und beschwichtigend eingegangen. Möge ein liebreicher Gärtner Dich pflegen und möge er Deinen Duft zu würdigen wissen — das war Alles, was mir durch den Kopf zog.

Ich stellte mir frische Myrthen auf den Schreibtisch und dichtete das Hochzeitscarmen. Ihr Hauch ging auf meinen Gesang über; und ich war mit mir zufrieden. —

Am Tage vor der Vermählung stand ich drüben im Wohnzimmer. Die Mutter war nicht zu Hause und die feierlich geschmückte Braut trat mir entgegen. Sie war weiß gekleidet und hatte den bräutlichen Kranz auf der Stirn. Man kann sich denken, wie der Letztere meine Phantasie anregte. Ich sah sie jetzt zum ersten Male in der Nähe,

und hatte mir sie nie so heilig, so engelmild vorgestellt. Sie war von Morthenduft umwallt und ich glaubte eine lebendige Blume vor mir zu sehen, in deren Kelch sich Engel wiegen und Psalmen [illegible]. Ich hätte auf meine Knie sinken, ihre Hand fassen und ihr für all' das Gute danken mögen, das sie unbewußt mir gespendet.

Sie rief mir entgegen: Sie sind gewiß der Poet von drüben. Mutter hat mich [illegible] wollen; und ich bin hinter die ganze Geschichte gekommen. Geben Sie nur mir das Gedicht; mag es gar zu gern lesen.

Ich reichte ihr das Papier hin und sie sagte etwas gravitätisch-drollig: Sie haben eine Kennerin vor sich. Wir sind auch nicht von gestern und haben auch Verse gemacht.

Doch der Scherz wich bald von ihrem Angesichte; und ihr Auge wurde feucht, je weiter sie las. Sie sah auf und blickte mich lange an. Ich hatte meine reinen Gefühle in den Gesang hineingehaucht und sie in Lilienfarben getaucht.

Der Bräutigam mußte ſinnlicher, rührender geſprochen haben: meine Worte glichen dem keuſchen Mondesſtrahle, der ſich in den bläulichen Wellen abſpiegelt.

Sie fragte mich ſtill-innig: Sehen Sie mich heute zum erſten Male?

Mein Gefühl übermannte mich. Ich erwiederte ihr Alles, was ich wußte; ich erzählte, wie ſie mich ſchon ſeit Jahren umſchwebte, wie das Andenken an ſie meine Schmerzen milderte, meine Sünden tilge und die Dämonen zur Ruhe wiege; wie ſie in meinen Liedern lebe, durch meine Träume ziehe und wohlthätig und himmliſch in mein ganzes Leben hineingreife. Ich ſetzte ihr auseinander, wie bedeutungsvoll es für mich ſei, ſie grade heute an dem Tage kennen zu lernen, wo ſie das Eigenthum eines Anderen werden ſollte, und wie mir dieſe Zufälligkeit als Himmelszeichen erſcheine, daß ihr Genius immer mit mir verſchwiſtert bleibe, auch wenn ſie in das neue Verhältniß getreten ſei.

Ein heißer Kuß, zu glühend für einen Gemins, brannte auf meinen Lippen; ich fühlte ein feuchtes Auge an dem meinigen; ich hörte den erstickten Ruf: Gehen Sie! —

[redacted]mittags erhielt ich eine Einladungskarte auf den Abend. Ich ging hinüber und fand eine einfache, herzliche Hochzeitsfeier, wie sie gewöhnlich bei den gebildeten Familien des Mittelstandes hier unter wenigen Verwandten und Bekannten still begangen wird. Man stellte mich dem Bräutigam vor, einem soliden, brauchbaren Menschen, der in einem entlegenen kleinen Städtchen Subalternbeamter war und dorthin mit seiner Frau abzugehen gedachte. Er sagte mir, seine Braut wäre ganz von meinem Gedichte entzückt und lud mich ein, ihn ja recht bald in seinem Hause zu besuchen. Ich versprach es ihm; und wir trennten uns recht herzlich. Die Myrthe bekam ich den ganzen Abend über nicht zu sehen; wir vermieden uns gegenseitig. —

Des Nachts hatte ich einen wilden Traum.

Ich befand mich in einem Garten, die Sonne brannte heiß und die Nachtigallen flöteten erotische Weisen. Die Blumen sahen mich sinnlich-gluthvoll an und winkten mir. Das Blut rollte mir stürmisch durch die Adern und meine Lippen lechzten vor Verlangen. Ich flüchtete zur Myrthe und glaubte, der wohlbekannte Genius würde durch kühlenden Himmelsthau meine glühenden Schläfe benetzen. Aber auch die Myrthe beugte sich wollüstig über mich und küßte mich und regte mich auf. Ich erwachte. —

Jener Moment am Tage vor der Hochzeit hatte mein physisches Verhältniß zu dem Frauenbild am Fenster ganz verändert; es wurde ein sinnliches und seine Heiligkeit war entschwunden. Ich bereute es tief, sie je gesprochen zu haben und verließ aus Aerger meine Wohnung, da jetzt drüben statt des Venussternes der große Bär in der Gestalt der alten Mutter täglich aufging.

Später lernte ich die Raphaelischen Madonnen kennen und fand das reichlich wieder, was ich in

der Myrthe verloren hatte. Manchmal blizt dieß durch meine Seele; sie trägt die irdiſche Krone, „die gewebt iſt aus Gluth und Verlangen.“ Ihren Namen weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht. —

3.

Oft ſah man nach dem Akademiegebäude einen ſchönen Jüngling wandern. Ein kurzer Schnurrock ſchmiegte ſich an den zartgebauten Körper an, ein paar Schuhe hüllten die kleinen Füßchen ein, eine burſchikoſe, farbige Mütze ſaß ſchalkhaft auf dem Lockenkopf und eine dünne, elegante Reitpeitſche bewegte ſich durch die niedlichen Finger. Er ſchaute recht keck umher, trug ſeine Mappe und zeichnete den ganzen Vormittag nach Gyps- und lebender Modellen. Sein Kunſturtheil war ſcharf, ſeine Fähigkeit in der ſchönſten Entwickelung; und Niemand wußte den Stift ſo zart und die Contouren ſo ſicher wiederzugeben.

Wenn er nach Hauſe kam, ging er zum Va-

ter und zeigte ihm, was er heute gearbeitet. Der Vater küßte ihn und ſagte: Du treibſt es doch zu weit. Der Sohn erwiederte: es treibt mich zu weit: und ich muß folgen. —

Dann ſprang er vor den Spiegel, beſah ſich von oben bis unten, lachte laut auf, warf den Rock und das Halstuch von ſich und eilte in das nebenanliegende Zimmer.

Als er heraustrat, war er zum lieblichen Mädchen geworden. Ein einfaches Kleid, eine weiße Buſenkrauſe — darin beſtand die Metamorphoſe. Aber das Geſicht und das ganze Weſen hatte mit einem Male etwas Weiblicheres, etwas Weicheres angenommen. Das Auftreten war leiſe, das Auge ſchüchterner, die Handbewegungen zurückhaltender; die Locken wogten nicht mehr wild durcheinander und auf den Lippen wiegte ſich jetzt ein Lächeln, das ſie früher keck umſpielt hatte. —

Sie deckte den Tiſch, kramte, wurde geſchäf-

lig, schwatzte, sang, kurz war bis zum andern Morgen ein Mädchen wie alle anderen.

Dann aber wurde der Jünglingsrock hervorgesucht und die Liebe zur Kunst ließ sie einen Schritt thun, der ihrem weiblichen Sinne manches Opfer gekostet haben mochte.

Durch einen frivolen Zufall, den ich nicht näher erzählen mag, kam das Verhältniß an den Tag. Rohe Gesellen, die seine Zartheit nicht zu würdigen wußten, benutzten es zu Zweideutigkeiten.

Dem Mädchen füllte sich das Auge mit Thränen; es kam nie wieder.

Die Jungfrau habe ich noch oft, den Jüngling nie mehr gesehen. Dieser ist in den Kleiderschrank zurückgelegt; aber jene prangt in wahrhaft himmlischem Glanze. Denn durch ihr großes Auge blitzt der Götterstrahl der Kunst und eine heilige Flamme glüht in dieser Mädchenseele.

XX.

Skizze aus dem hiesigen Tollhause.

Er saß im Narrenhause und hielt sich für Gott.

Wenn der Tag endete, schloß er das Auge und schlief ein.

Denn die Sonne — sagte er — ist mein Auge. Sobald ich es schließe, leuchtet es der Welt nicht mehr, und dann wird es Nacht.

Bei Tag denk' ich, des Nachts träum' ich.

Meine Gedanken werden Welten, meine Träume Kunstwerke. Glaubt mir — Eure guten Lieder, Heldengesänge, Farb- und Tongemälde sind meine Träume, wie alles Lebende und Wirkliche ein Theil meiner Gedanken ist.

Zu Ende März rief er: ich will den Frühling machen!

Dann nahm er seine Harfe zur Hand und spielte gar liebliche Weisen. Ich will mit meinen Liebestönen die Blumengeister hervorlocken, milde Lüfte zaubern, die gefesselten Quellen und Bäche erlösen und den todten Geschöpfen die Auferstehung verkünden.

Sobald der Winter nahte, weinte er.

Wenn Gott weint — sagte er — erstarrt die Erde und es friert.

Er hatte Freunde und Frau und Kinder. Die besuchten ihn und klagten: Justizrath — was ist aus Dir geworden?

Er erwiederte: ich bin Gott, und fühle mich doch nicht recht glücklich. Denn ich kann nicht beten. Da ist der Mensch besser daran, als ich.

Glaubt Ihr — ich weiß nicht, daß ich hier im Tollhause sitze. Das ist eben der Fluch, welcher auf ihnen lastet, daß sie mich stets zum Märtyrer machen, so oft ich mich im Fleische offenbare. Und das geschieht öfters, als Ihr wohl glaubt! Nicht blos Christus ist gekreuzigt worden!

— Jetzt habe ich die Gestalt eines Justizrathes angenommen, will die Welt versöhnen und verklären; — sie werfen mich zu den Tollen.

Es wird ihnen aber schlimm bekommen! Sie halten mich schlecht. Es ist hier ein furchtbarer Zug. Ich werde mich erkälten und den Schnupfen bekommen. Dann wehe ihnen! Wenn Gott nur unwohl ist, wird die Welt schon krank. Vor zweihundert Jahren hatte ich die Migräne; da lastete auf der Erde schon die Pest. Was würde erst geschehen, wenn ich in ein Nervenfieber verfiele?! —

Es wäre mir eine Kleinigkeit, mich an den Undankbaren zu rächen. Ich brauchte eines Morgens nicht mein Auge zu öffnen; und sie haben keine Sonne. Oder ich lasse einmal nur auf ein paar Stunden das Regieren, und die alte Welt verfällt in das alte Chaos.

Aber ich will es noch mit ansehen. Auch Gott kennt die Ironie. Gnade und Barmherzigkeit erfüllt mein Herz. Es ist eines Gottes würdig, zu verzeihen und zu leiden. —

Du jammerst, mein Weib; Ihr klaget, meine Kinder!?

Wir hatten einst bessere Tage. Erinnert Ihr Euch noch der Zeiten, in denen griechische Schönheit, römische Größe und später katholische Pracht zu Euren — zu meinen Füßen lag. Jetzt gibt es schmale, protestantische Bissen! Es wird bald besser werden.

Haltet Euch ordentlich, meine Kinder. Man wird Euch noch mit der Laterne suchen. Sie jagen jetzt ein Gotteskind nach dem andern aus der Welt und glauben dadurch viel gewonnen zu haben. Wenn es aber so recht düster und unselig aussehen wird, dann werden sie Dich, mein Sohn, Glaube, und Dich, meine Tochter, Liebe, wieder vom Himmel herunterholen.

Lasset nur nicht an Euch mäkeln durch rationalistische Neckheit. Bleibt, wie ich Euch ursprünglich geschaffen. Wenn man Euch so nicht haben mag, fliehet ganz davon. Dann wird man bald fühlen, was man an Euch verloren hat, und

renig in Eure Arme zurückkehren. Nichtigkeit führt zu mir zurück; Halbheit läßt ewig an dem Teufel kleben.

Er trug gewöhnlich einen Anzug, der aus Folio-Druckbogen von alten und neuen Testamenten zusammengenäht war. Denn er sagte: die heilige Schrift ist das Gewand Gottes.

So saß er auch eines Tages in seiner Zelle, als es behutsam an die Thüre klopfte.

Ein hagerer, blasser Mann im modernen schwarzen Frack trat leise in das Zimmer und fragte:

Stehe ich vor Gott?

— Zu dienen!

Ich bin der Teufel. —

Gegenseitige Verbeugungen.

Nehmen Sie gefälligst Platz. Was führt Sie zu mir?

Der Gefragte setzte sich und fing folgendermaßen an:

Sie wissen, daß ich meiner diabolischen Natur gemäß Mystificationen liebe; und so hatte ich denn vor etwa zwanzig Jahren die Gestalt des Hofrathes M. angenommen. Diese Maske behagte mir aber nicht mehr. Ich wollte in meinen ursprünglichen Wirkungskreis zurückkehren und sagte zu allen Freunden und Bekannten: Meine Herren — Sie glauben, ich bin der Hofrath M. Nicht wahr? O wie irren Sie sich! — Sie sehen in mir den Teufel. Meine in der Ehe erzeugten Kinder redete ich also an: Ich habe jetzt so viel zu thun, daß ich bald ein Vice-Teufelthum einrichten werde. Jeder von Euch bereite sich vor, diese Charge bekleiden zu können. Laßt aber von Eurem Thun und Treiben nichts offenbar werden. Sonst verarbeitet man Euch zu elenden Operntexten, wie man es mit meinem Sohne Robert gemacht; und dagegen sträubt sich mein väterliches Herz. Ich machte von meinen diabolischen Privilegien Gebrauch, ging mit der Hahnenfeder und einem Bocksfuße umher, wollte den Leuten für schweres

Geld ihre Seele abkaufen und sagte einem Maler, der mich in irgend einer Heiligengeschichte angebracht, gradezu ins Gesicht: Herr — Sie haben keine Idee vom Teufel, wenn Sie ihn durch eine solche Fratze darstellen. Sie bezweifeln, was ich sage, Sie sehen mich erstaunt an? durch ein Wort schmettere ich Sie zu Boden. Belieben Sie mich anzuschauen, recht genau, recht treffend. Finden Sie irgend eine Aehnlichkeit zwischen ihrer Vogelscheuche und mir? Sie sagen: nein, Sie blicken befremdend auf mich. Nun, so hören Sie, sinken Sie in Ihr pinselhaftes Nichts zurück und kommen Sie nie mehr auf den Gedanken, Satan malen zu wollen. Denn ich bin der Teufel! Die Polizei, mit der ich sonst sehr gut zu stehen gewohnt war, legte sich dazwischen; und man sperrte mich hier in ein Tollhaus. Gestern höre ich von meinem Wächter, daß Sie sich ebenfalls hier befinden. So habe ich denn diese Frühstunde benutzt, um meiner Aufsicht zu entschlüpfen und mit Ihnen ein Geschäft abzumachen, das mir schon

lange auf dem Herzen liegt. Sie glauben gar nicht, Wertheſter, wie ſehr ich Ihnen nachgeforſcht habe. Sie waren auf der Erde nirgends zu finden; und für den Himmel durfte ich nicht hinein, ſo lange das revolutionäre Element ſich dorthin noch nicht Bahn gebrochen hat. Wird ſchon kommen, wird ſchon kommen. — Doch woher geſchieht es, daß Sie ſich jetzt gar nicht mehr in den Kunſtwerken der Menſchen offenbaren? Sonſt war es anders. Wenn ich Sie zu ſprechen wünſchte, ging ich in Raphael's Malerſtube und fand Sie dort faſt immer. Bei Taſſo, Correggio, Klopſtock und Mozart habe ich Sie ſelten vergebens geſucht. Aber jetzt?! Ich begab mich in alle Ateliers, lief zu faſt allen lebenden, deutſchen Dichtern, ſagte: Hochzuverehrende Herren — ich ſuche Gott bei Ihnen, und fand Sie bei Keinem, ja nicht eine Spur von Ihnen. Daß Sie in Salons und diplomatiſchen Kreiſen ſich nicht aufhalten, wußte ich im Voraus und würde es mir auch höflichſt verbeten haben, da ich meiſtentheils in jenen prä-

ſdire. So durchmuſterte ich Kirchen, Seminare, Reſidenzen, Univerſitäten und Deputirten-Kammern vergebens, bis ich Sie endlich hier im Tollhauſe fand. —

Sie ſind in der neueſten Zeit als Schriftſteller aufgetreten und ſcheinen die Weitſchweifigkeit Ihrer Collegen angenommen zu haben. Zur Sache. Was verlangen Sie von mir?

Der Teufel ſchmunzelte, zog einen Stoß Acten aus der Taſche und erwiederte:

Obgleich ich jetzt das dankbarſte Thema vor mir habe, Ihnen die eigentliche Tendenz meiner literariſchen Beſchäftigungen auseinander zu ſetzen und ſo recht vom Herzen auf die Pforten loszuziehen, die mich zum Aushängeſchild ihrer Waſſerſuppen-Gedanken machen; ſo will ich dieſe Kritik meiner ſelbſt doch lieber jetzt ſein laſſen, weil ich noch gar nicht dafür ſtehe, ob nicht irgend ein hungriger Autor hier verſteckt iſt, auf unſere Unterredung lauſcht, ſie Wort für Wort nachſchreibt und ſie alsdann zum Nutzen und Frommen ſeines

Beutels der Leſewelt auftiſcht. Darum alſo und wegen noch vieler anderer Gründe will ich mich kurz faſſen. Sie erinnern ſich, daß ich vor vielen Jahrtauſenden, als Sie in Verlegenheit waren, Ihnen Geld borgte und dafür von Ihnen die Erde zur Hälfte abgetreten bekam. Ich habe ſeitdem mein Weſen auf ihr nur theilweiſe treiben können, da laut des Contractes Ihnen Vieles zur alleinigen Dispoſition geſtellt wurde. Jetzt iſt die Zeit um; und indem ich mein Capital nebſt 6 Procent Zinſen zurückfordere, mache ich Ihnen folgenden Vorſchlag.

Er deutete auf einen Beutel mit Scherben, Glasperlen und Rechenpfennigen und fuhr fort:

Ich bin reich, enorm reich. Was Sie hier ſehen, ſind hunderttauſend Millionen Milliarden Friedrichsd'or. Wir kennen uns; und Sie nehmen mir's gewiß nicht übel, wenn ich Ihnen ſage: Sie brauchen Geld, viel Geld, ungeheu'r viel Geld. Sie ſtehen auf dem Punkte, bankerot zu werden. Belieben Sie ſich einmal umzuſchauen,

wieviel verdienſtvolle Menſchen, wieviel Unglückliche Sie um das Nothdürftigſte anflehen. Sind Sie im Stande ihnen zu helfen? Nein; und abermals nein! Wollen Sie Ihrem Poſten rechtſchaffen vorſtehen, ſo müſſen Sie die Tugendhaften retten. Sie müſſen; — parlons, Sie müſſen. Was nützt dem Menſchen ein Gott, der für ſein individuelles Weſen kein Intereſſe nimmt. Aber woran liegt es? — An Ihrer Kaſſe. — Sie haben obendrein noch Schulden, welche unzählige im Leben Gequälte mit ins Grab nehmen und dort Freuden und Wonnen erwarten. Wie es damit ſteht, wiſſen wir. Wenn das ſo fortgeht, kommen Sie um das bischen Credit, das Sie noch genießen. Hören Sie mich an und ich ziehe Sie aus Ihren Verlegenheiten. Ueberlaſſen Sie mir die Erde ganz; und ich zahle Ihnen, was Sie nur wollen. Kann Ihnen auch viel an dieſem Neſte gelegen ſein, da ſo unzählige andere Planeten Ihnen zu Dienſte ſtehen?

Gott-Juſtizrath gab zur Antwort:

Was Sie da sagen, läßt sich in einer Novelle sehr gut hören, behagt mir aber ganz und gar nicht. Ich bin weder im Stande, Ihnen das auf die Erde vorgeschossene Capital zurückzuzahlen, noch werde ich Ihnen dieselbe je ganz abtreten. Ich habe nun einmal eine Passion für den Planeten, weil ich in meinen jungen Tagen so viele Suiten, als Jupiter, auf ihm mitgemacht habe. Was wollen Sie also thun? Sie werden mich doch nicht verklagen und die ganze Geschichte mit den überirdischen Verhältnissen vor ein prosaisches Menschen-Stadtgericht bringen, wo die Herren Räthe und Referendarien die erbauliche Historie als einen Tollhausfall statuiren und uns Beide aufs Neue einsperren lassen würden? Ich finde also nur einen Ausweg. Seitdem Sie mir ins Handwerk gepfuscht haben, bin ich — aufrichtig gesagt — meiner Gottheit überdrüßig. Sie gewinnen mir den Vorsprung; und ich werde zurückgesetzt. Herrschen Sie entweder ganz, oder ich. Damit wäre auch den Erdensöhnen gedient, die

dann entweder ganz gottselig oder ganz des Teufels würden; indeß sie jetzt durch unsere getheilte Herrschaft von einer Seite zur andern schwanken, uns Beide entbehren lernen und sich mit einem Juste-milieu begnügen, das weder ich bin, noch Sie sind. Wir wollen uns duelliren! gleich auf der Stelle! Bleibe ich, gehört die Welt ganz Ihnen; fallen Sie, gehört sie mir.

Ich rechne es mir zur Ehre, mich mit Ihnen schlagen zu dürfen — meinte der Geforderte. Erinnern Sie sich noch, wie wir 1789 mit einander gekämpft haben? — — Damals kam es zu keiner Entscheidung; Bonaparte stellte sich zwischen uns. Das wird Rumor und Revolutionen abgeben! Sie werden die Erdstöße und Völkerreibungen in ihren Zeitungen zu erklären suchen; und ahnen nicht, daß Gott mit dem Teufel ringt. —

— — — —

— — — —

Und wie die Furien stürzten sie auf einander,

ſchlangen die Arme feſt um den Nacken und drückten ſich mit höchſter Kraftanſtrengung zu Boden. Der Schaum ſtand ihnen vor dem Munde, die Haare flatterten wild und die Geſichtszüge waren krampfhaft verzerrt. Der Teufel-Hofrath kam oben zu liegen. Mit ſeinen langen Nägeln kratzte er dem Andern die Augen aus, ſchnürte ihm den Hals zu und erdroſſelte ihn.

Zwei leiſe Seufzer — ein Sterbelächeln — Gott war geſtorben. Er hatte ſich noch einmal emporgerichtet und geſtöhnt: Teufel — richte die Welt nicht zu Grunde! — —

Dieſer erhob ein hölliſches Hohngelächter und jauchzte:

Gott iſt todt! Gott iſt todt! Gott iſt todt! Ich bin der alleinige Herr! Wenn ich nur das Gottesherz hätte!

Und er ergriff ein Meſſer und wollte dem Ermordeten den Leib aufſchlitzen.

Da ſtürzten, durch das grauenhafte Lärmen herbeigerufen, die Krankenwärter ins Zimmer, entriſſen dem Raſenden die Leiche und ſchleppten ihn gewaltſam fort. —

XXI.

Minister.

— — — Video meliora proboque:
Deteriora sequor. — — —

(Ovid. Metam. VII, 10.)

XXII.

Theater.

Ich darf annehmen, daß seine Einrichtung dem Leser bekannt ist und versehe ihn daher in medias res. Wir haben zwei Künstler, die Herren Devrient und Rott, und mehrere recht gute, ausgebildete Schauspieler aufzuweisen. Bei dem weiblichen Personale findet dasselbe Verhältniß Statt und nur den Damen Crelinger und Wolff ist das bedeutungsvolle Attribut von Künstlerinnen zu ertheilen.

Man muß den guten, ausgebildeten Schauspieler durchaus von dem unterscheiden, der „ein Künstler" genannt zu werden verdient. Ich will zur Erläuterung ein Gleichniß aus einer nahen, verwandten Sphäre geben.

Wir haben von zwei Meistern zwei Portraits vor uns, die ein und dasselbe uns bekannte Urbild darstellen. Jedes ist correct, getroffen, jedes hat ein frisches Colorit, eine richtige Anatomie; und doch steht das eine als Kunstwerk weit höher als das andere da. Der eine Maler hat weiter nichts als ein ähnliches Portrait geben wollen; er hielt sich genau an das lebende Modell; kein Verhältniß, keine Nüance, kein Schatten des Gesichtes ging ihm verloren; so lagen die Haare, so war der Mund; so das Kinn geformt, so die Richtung des Kopfes — mit einem Worte, er portraitirte genau und ängstlich. Das Erstere hat der andre Maler auch gethan. Er ging aber noch weiter. Er wußte Poesie in das Bild hineinzulegen; er gab ihm eine Umgebung, die symbolisch mit dem Charakteristischen des Portraits in Verbindung steht und uns dessen tieferes Wesen vor Augen führt; er streute in die Gewandung, die er vielleicht gar nicht so vor Augen gehabt, einen gewissen geistigen

Anhauch ein, der ſich harmoniſch an die Geſichtszüge anſchmiegt und ſie bedeutſam erklärt; er zeichnete den Kopf in einer kecken Wendung, welche ſcharfbezeichnend der Phyſiognomie zum wohlthuenden Rahmen dient und wie mit einem Zauberſchlage in die Eigenthümlichkeit des Urbildes führt; er veredelte dieſes dadurch, daß er ſeine Züge in eine prägnante Einheit brachte und ihre hervorragende Originalität zugleich als Culminationspunkt des Ganzen und zugleich als künſtleriſch und allmählig in das Mienenſpiel des Antlitzes übergehend darſtellte; er malte dem Bilde als Schmuck, als Beſchäftigung u. ſ. w. einen Gegenſtand bei, der durchaus nicht zufällig hier hingeworfen iſt, ſondern der dem denkenden Beſchauer ein weites Reich der Ahnungen in das Seelenleben oder in den Charakter des Portraitirten erſchließt — kurz er überſchritt das ihm Vorgeſchriebene und lieferte ein ſelbſtſtändiges Kunſtwerk, das man theilweiſe ein hiſtoriſches Bild nennen darf. —

Sind die beiden Maler mit einander zu vergleichen? Jeder hat Fertigkeit und Auffassungsgabe gezeigt, Jeder etwas Tüchtiges geliefert; und doch muß man den Einen weit höher als den Andern stellen. Der Erstere hat blos nachgeahmt und die Natur portraitirt; der Zweite hat das Gegebene in sich umgearbeitet, ihm seine subjective Poesie aufgedrückt und eine selbstständige künstlerische Gestaltung hervorgebracht.

Was soll der Schauspieler anders, als Portraits von Charakteren geben, die in den Dichtergebilden leben? — Und ich überlasse es gern dem geneigten Leser, sich aus dem Vorhergehenden zu construiren, was ich unter dem guten, gebildeten Schauspieler und was unter dem Mienenkünstler verstanden wissen will.

Das Hervorragen des Letzteren bringt bei der Aufführung von klassischen Stücken, in denen jede Nebenperson bedeutend in das Ganze eingreift, für den Kenner eine völlige Ungenießbarkeit der Darstellung hervor. Tritt z. B. Devrient in einer

ſhakſpearſchen Tragödie auf, ſo geht ihr innerſtes Weſen, die Harmonie in den verſchiedenen Stoffen der Fabel, die durch ihre kecke Gegenüberſtellung und durch ihre wunderbare Verſöhnung dargelegte, großartige Weltanſchauung nicht nur verloren; ſondern das Publikum erhält dadurch einen falſchen Geſichtspunkt für das Kunſtwerk, daß das ganze Perſonal dem einen Heros untergeordnet iſt, daß dieſer und immer nur dieſer glänzt, daß die bedeutendeſten Partien, in denen grade der Tagesheld nicht auftritt, als in den Hintergrund geſchoben, ſpurlos vorüberſtreifen, daß alſo die eigentliche Aeſthetik verloren geht, daß (wie beim Kaufmanne von Venedig) der Zuſchauer auch nicht ein Körnchen von dem, was der Dichter eigentlich gewollt, verſteht und im grauſenhaften Juden-Blutdurſt und ſeiner Beſtrafung die Handlung und die Idee des Schauſpiels erfaßt zu haben glaubt.

An eine Abrundung, an ein Unterordnen unter das Ganze, an eine Mäßigung des Indivi-

drams auf Kosten des Kunstwerks, seines Gesammteindruckes, seines höchsten Zweckes — daran ist bei uns gar nicht zu denken. Einzeln spielen die Schauspieler recht brav — zusammen herzlich schlecht. — Die Meisten suchen ihr zufälliges Talent an den Tag zu legen und denken gar nicht daran, daß ihr schroffes Hervortreten die Farbe und die Harmonie des Stückes stört. Neulich wurde hier das Käthchen von Heilbronn aufgeführt. Die Rolle des Wirthes, der mit Recht vom Dichter ganz leicht hingezeichnet ist, war einem jungen Manne übergeben worden, der Ansprüche darauf macht, ein Komiker zu sein. Würde diesem nur der geringste Blick in das Grundwesen jenes Schauspiels aufgegangen sein, so hätte er es verschmäht, seine Partie auf eine Weise hervorzuheben, die dem Gesammteindruck schadet und täppisch in das zarte Gewebe hineingreift. Er trug eine sehr jocose Maske, schnitt Capriolen und hätte seiner Rolle Ehre gemacht, wenn er sie etwa selbstständig in einem Declamatorium vorgetragen.

Hier aber, als dem Kunstwerk und seiner Idee untergeordnet, mußte ihn jeder Einsichtsvolle fragen: Wie kommst Du mit Deinen albernen Späßen hierher? Störst Du nicht, wenn Du durch Dein Gesichterschneiden den Zuschauer aus der ihn umgebenden sinnigen Welt reißest, und ist nicht Dein Zweck, Lachen zu erregen, gerade dem Zwecke des Schauspiels entgegen? Hat Dich der Dichter etwa als ironische Zeile hingestellt? Wollte er nicht, daß Du blos gehest und kommst und die paar Dir in den Mund gelegten Worte anspruchslos hersagst? —

Daran dachte unser Publicum aber nicht; es klatschte jenem Schauspieler Beifall zu, anstatt daß es indignirt sich von ihm hätte abgewendet haben sollen. Denn die Meisten unserer Theaterbesucher liegen noch in den ästhetischen Windeln. Der Moment reißt sie hin und bis zu einem tieferen Eindringen in die Gesammtdarstellung gelangen sie selten. Dazu kommen noch die moralischen Ueberbleibsel von der Iffland'schen Periode. Man will kein Kunst-

werk, man will das Gute belohnt und das Böse bestraft sehen. Betrachtet man die Berliner im Parquet, so kommt man in Versuchung, von ihrem kritischen Geiste nicht viel zu halten; sie sind durch und durch Gefühlsmenschen. Wie wird gejauchzt, wenn ein Hochadliger Schläge bekommt, wenn der Tyrann seinen Lohn empfängt und der Unschuldige triumphirt. Die Leute fassen das auf, was ihrem Herzen Freude macht, klammern sich an den Rahmen des Stückes und kümmern sich wenig oder gar nicht um sein eigentliches Gemälde. Oft hört man Beifallsgeklatsch und Lachen bei Stellen, die in ihrer ironischen Bedeutsamkeit Schauer erregen sollten, und oft wird den zufälligsten Scenen die größte Aufmerksamkeit geschenkt, weil sie gerade moralisch und populär gehalten sind, indeß die großen, tragischen Partieen ihres Kunstwerthes und ihrer Tiefe halber unbeachtet vorübergehen.

Diese Flachheit des Publicums muß um so mehr Wunder nehmen, da man es unserer Inten-

dantur zum Ruhme nachsagen muß, daß sie durch ein gewähltes, classisches Repertoir die Zuschauer heranzubilden sucht und deutsche, wie ausländische Dramen im belehrenden Wechsel vorführt. Da unser Institut buchstäblich ein königliches ist und nur durch bedeutenden Zuschuß aus der Privat-Chatoulle Sr. Majestät in seinem jetzigen Glanze dasteht, so darf es nicht befremden, wenn hier und da kleinliche Rücksichten walten, und wenn jener gehässige Geist (den ich hier nicht näher bezeichnen will, um nicht aus der heiteren, friedlichen Sphäre herauszukommen und meine Feder in Galle tauchen zu müssen) bis in die geweiheten Hallen der Kunst dringt. Wilhelm Tell erwarten wir seit Jahren vergebens. Die Herren sagen, es fehlen angemessene Decorationen. Diese Lüge macht ihnen deshalb Ehre, weil sie sich schämen, den eigentlichen Grund anzugeben. Dieser besteht darin, daß jenes Stück einen republicanischen Hintergrund hat. Indem man im Stillen diesen Gedanken auch hegen mochte, als uns

Egmont vorenthalten wurde, beurkundete man, daß man den Dichter und sein Werk nicht verstehen hatte. — Faust soll einstudirt gewesen und auf die Andringen gewisser Leute wieder zurückgelegt sein. Die Räuber werden ganz im Hintergrund geschoben; und wenn Devrient einmal wieder den Franz geben wollte, so mußte er anderswo in Gastrollen auftreten. —

Ich führe diese unbedeutenden Einzelnheiten deshalb auf, weil sie inhaltsschwerer durch die ihnen zu Grunde liegende Tendenz werden und weil sie deutlich verkündern, wie trotz des großen Geschreies hier durchaus nicht den Dirigenten jener bedeutungsvolle Blick in die Kunst aufgegangen ist, die versöhnend und allumfassend uns über alle Kleinlichkeiten und über jede momentane, vorüberfliegende politische Richtung stellt; wie jene Herren mächtige Dichtergebilde vorzuenthalten oder gar zu verstümmeln im Stande seien, weil sie, die ewigen und wahren, mit dem Krähwinkelsystem in entfernte Collision kommen; und wie sie da-

durch den eigentlichen Werth des Instituts herabwürdigen, daß sie andeuten, Melpomene müsse im preußischen Solde stehen und der bornirten preußischen Weltanschauung untergeordnet sein. — Wer hier „Nathan den Weisen" sieht, erkennt ihn kaum wieder. Es ist das Kühne, Nationalistische und Heidgeistige zerfetzt und herausgerissen. Nirgends sollten doch die Gewalthaber ihre Nichtigkeit und die Gehaltlosigkeit ihres eingeschlagenen Wegs tiefer kennen lernen, als wenn ein Kunstwerk, wie das oben genannte, mit seinen prophetischen Tönen an ihnen vorüberzieht, und ihnen „das Inhaltsverzeichniß der Zukunft" ins Angesicht hält. Es wird es kommen! hat uns Lessing verkündet; und all' die preußischen Räthe, Hofräthe und Geheimräthe vermögen für die Geschichte nicht ein Jota von dem zu streichen, was der Seher geweissagt. In selbstgeschaffenen Phantomen mag man so beschränkt als möglich handeln; aber den Gottesgeist unserer großen Dichter und Weisen sollte man doch

unverkümmert schalten und walten lassen, und sich in seiner Ohnmacht nicht kleinlich und kindisch gegen das Gewaltige und Nothwendige anstemmen. —

Bei den Productionen unserer neuen Dichter kommt das Obige darum selten in Betracht, weil diese wohl wissen, daß ihre Stücke niemals zur Aufführung kommen, wenn sie nicht von vorn herein hübsch zugeschnitten sind. Ernst Raupach gebühret hier der erste Platz, da man ihn den Alleinherrscher auf der Berliner Bühne nennen darf. Seine älteren Dramen tragen insgesammt jenes formlose Gepräge an sich, dem man zu viel Ehre anthut, wenn man es „lyrisch" nennen würde. Der Dichter selbst scheint sie als Jugendsünden oder wenigstens als Uebergangsstufen anzusehen, indem er den früher eingeschlagenen Weg liegen ließ und sich in die streng historische Behandlungsweise warf. Was er in dieser geleistet, verdient aus vielen Gründen Beachtung, und ich darf die bisher aus seinem Hohenstaufen-Cyklus zur Aufführung gekommenen Tragödien als mei-

nen Lesern bekannt voraussetzen. Raupach verfolgte streng die Geschichte, deren gewaltiger und gedrängter Stoff wohlthätig auf seine Diction einwirkte, indem sie ihm die Ueberschwänglichkeit nahm und dem blühenden und blumenreichen Style auch eine episch-dramatische Würde und Gehaltvolligkeit gab. Der Fortschritt in der Rhetorik unsers Verfassers ist unverkennbar und berechtigt zu den schönsten Erwartungen für die Bereicherung der Sprachwendungen und für ihre Eleganz. Mit der Verschmelzung der historischen und poetischen Stoffe und mit der Charakteristik darf der Kritiker durchaus nicht zufrieden sein; und die Auffassung der Geschichte in ihrer tragischen Höhe, wie sie der Dichter uns vorführt, muß er tadeln. Die universelle Bedeutsamkeit der Hohenstaufen, ihr Ankämpfen gegen die Kirche und ihre Institutionen, ihr prophetischer Blick in das Morgenroth der neuen Zeit und ihr tragischer Untergang, den die noch nicht für ihre riesigen Pläne und Träume reife Mitwelt herbeiführte — das hat Raupach

nicht genug hervorgehoben und sich mehr mit einem diplomatischen und Familien-Rahmen begnügt. Hier und da spricht ein Kaiser seine Gedanken aus, verkündet ein Cardinal das Dasein der Hierarchie; aber es sind nur Worte, hingeworfene Worte, die durchaus nicht zur Handlung gehören und allenfalls hätten wegbleiben können. Nicht in einem der Stücke finden wir einen würdigen Gesandten Roms, der den großartigen Begriff der damaligen Kirche uns repräsentirt, und ihren Kampf mit dem Staate gehörig motivirt. — Wo die Chronik ein psychologisches Räthsel aufstellt, hat der Dichter nichts zu seiner Versöhnung beigetragen; und da, wo er es versucht, bleibt an den Fürsten und hohen Damen, wenn man ihnen die Prachtgewänder auszieht, nichts als der spießbürgerliche Jammer. Mit einem Wort — anstatt daß der Tragiker die Geschichte und ihre Charaktere verklären und ihre Schroffheit zur poetischen Nothwendigkeit umbilden soll — hat Raupach die nackten Begebenheiten, manchmal ein Schema der da-

maligen Diplomatie und faſt immer Helden mit Stücken à la Shakſpeare, Gefühlen à la Iffland und Handlungen à la Raumer's Geſchichte der Hohenſtaufen gegeben. — Doch muß man ihm für ſeine Gaben Dank wiſſen, weil ſie einem Bedürfniß der Zeit abhalfen, das hiſtoriſche Drama verlangt. Die Franzoſen haben darin einen richtigen Tact bewieſen, daß ſie vorerſt die Geſchichte ohne alle künſtleriſche Beimiſchung auf das Theater brachten und es dem an dieſer Anſchauung ſich allmählig heranbildenden Geſchlechte überließen, den Maſſen die Gewandung der Aeſthetik zu verleihen.

Raupach's Luſtſpiele geben ein erfreulicheres Reſultat; ſie ſind in der Anlage originell und haben viel Salz. Keine Kunſtgattung dürfte in ſo mannigfaltige Geſtaltungen zu bringen ſein als die Komödie; der Grund liegt darin, daß die Zufälligkeit ihr Weſen ausmacht. —

Das Charaktergemälde, das ſatyriſche Portrait, die poſſenhafte Carricatur, die carrikirte Handlung

oder das Intriguen-Stück, die phantastisch-humoristische Welt und das aristophanisch-politische Pasquill — alle diese scharfbezeichneten Formen und ihre in einander übergehenden Nüancen hat [illegible] selbstständig, theils nur mehr oder minder hervortretend bearbeitet und ihnen insgesammt die Bezeichnung „Lustspiel" beigelegt. Raupach nennt die Erzeugnisse seiner Muse Possen, die in einen losen Rahmen gespannt sind und deren Handlung sich nicht organisch aus der Charakteristik, sondern zufällig und überraschend aus den Einfällen einer Nebenperson entwickelt. Sein Alt, der die aus künstlerischer Voraussicht leicht geschlungene Intrigue leitet, wird zu einer Art von komischem Fatum; und je gebrechlicher und je lockerer die Gestaltungen gebildet sind, je mehr entfalten sie den Reiz des Komischen und repräsentiren wie im „Lustspiele" eine ironische Weltanschauung. Ich halte dieses Stück für die Norm der phantastischen, aufführbaren Possen; seine witzigen Situationen, seine kecke Figuren-

zeichnung und seine satyrische Idee geben ein wahrhaft erquickliches Werk. Raupach dürfte sich bis zur classischen Höhe emporarbeiten, wenn er nicht in und für Deutschland schreiben und mit dem Berliner Censur-Collegium in Collision kommen würde. Das porträtirende Lustspiel liegt ihm zu fern, und treffende physiognomische Blicke in das Leben scheinen ihm nicht gegeben zu sein. Darum möge er stets bei der barocken, caricirten und phantastischen Welt bleiben, in der sich sein witziger Geist ungefesselt erheben und die neckischen, sprudelnden, schauergeborenen Bilder hervorrufen darf. Warum sie immer stereotyp sind, warum ihr Mechanismus immer und immer derselbe wird — das wage ich nicht zu beantworten. — Der Dichter mag seinen Grund dazu haben; und es wäre hart und unbillig, ihm deshalb — wie Viele es gethan — Flüchtigkeit und Mangel an Productionskraft vorzuwerfen.

In Raupach beginnt und endet die Gallerie derjenigen, die für unsere Bühne Originalstücke

lichem. Was uns noch sonst angeführt wird, ist entweder gar nicht, oder nur seiner Verkehrtheit halber beachtungswerth. So sahen wir hier zwei romantische Gemälde von Wahrdt, die Lichtensteiner und Gustav Adolph in Mähren, die streng nach Romanen geschrieben und mithin schon in der Auffassung verfehlt waren. Unsere gewöhnliche historische Erzählung (wo liegt in ihr der Begriff der Novelle?) läßt sich dramatisch nicht zu einem nur erträglichen Schauspiele buchstäblich bearbeiten, aber wohl benutzen. Man pflegt Shakspear anzuführen, vergißt aber, daß die alt-italienischen Novellen, deren Grundstoff er seinen Tragödien unterlegte, eben das hatten, was unsern Erzählungen fehlt — jene Epigrammatische — man könnte sagen — epigrammatische Spitze, wie die Tradition von Romeo und Julie. Wenn der Verf. Lichtensteiner ist ein Epos von sich völlig einander coordinirten Begebenheiten, die ohne aus sich selbst hervorgegangen zu sein, ohne eine nothwendige Katastrophe

hinzuweisen, die ohne Entwicklungs- und Mittelpunkt den Leser ihrer Mannigfaltigkeit halber interessiren, den Zuschauer aber langweilen, der nur einige Anforderungen an das Grundwesen des Drama's mitbringt. Es scheint jetzt an der Tagesordnung zu sein, auf einem gebahnten Weg einzuschlagen und nicht ganz talentlose Dichter sind in seine Bahn getreten. Mögen sie doch bedenken, daß die Manier auch nicht die Spur von einem Kunstwerke aufkommen läßt. —

Uebrigens verdienen jene Stücke auch in ihrer Ausführung von der Kritik die herbste Zurechtweisung. Stellen aus dem Gesangbuche und der Bibel, der liebe Gott und seine Heerscharen werden in fast jeder Scene erwähnt; ja die Auferstehungsgeschichte producirt sich vor unsern Augen in der Person des liebenswürdigen Hurka. Ich habe mich über diesen Mann sehr gefreut; denn etwas Abscheulicheres, etwas Gräßlicheres hat das deutsche Theater noch nicht producirt. Alle übrigen Bösewichte sind nur Schulfüchse gegen diesen

grandiosen Lumpenkerl. Sie haben doch gewöhnlich ein Körnchen von Sentimentalität, Liebenswürdigkeit, Philosophie, chevaleresken Benehmen, von, weiß Gott, was; aber einen solchen feigen, rohen, nichtswürdigen, plumpen Schuft hat man uns doch noch nicht gewagt vorzuführen. Und dabei ist der Kerl Atheist und guter Katholik. Gott sei Dank — unsere Melodramenschreiber werden sobald keinen Bösewicht fabriciren; denn dieser steht ihnen und uns als unerreichbares Ideal vor Augen. Ich wundere mich auch gar nicht mehr, daß Hurka zweimal vom Teufel geholt wird; einen solchen Bissen muß Satan zweimal verschlucken. Man hat, wenn ich nicht irre, das Stück in Sachsen verboten, und man hat zum Theil recht gethan. Denn es ist ein böser, dämonischer Geist, der hier weht und der in Ländern, wo das katholische Element dem protestantischen nebenbuhlerisch gegenübersteht, leicht Rachegefühle für die hingemordete Catharine erweckt. Man sollte ihn ruhen lassen, diesen Geist des dreißig-

jährigen Krieges; und wenn ihn der Dichter heraufbeschwört, sollte er ihm den Sternenmantel der Versöhnung umhängen, aber ihn nicht noch mehr durch melodramatische Lappen verhöhnen. Braucht der Protestantismus etwa diesen fanatischen Katholicismus zur Folie? Herr Bahrdt hätte sich mäßigen und uns Scenen ersparen sollen, bei deren Lesung man das van der Veld'sche Buch wegwirft und bei deren Vorführung man vor Ekel davonlaufen sollte. — In dem Auftritte, in welchem der Vater mit dem Schwerte in der einen und mit dem Kreuze in der andern Hand auf den Sohn zustürzt — möchte man drein schlagen in den frevel-fratzenhaften und tollen Kram. So spitzfindig-grausam ist der Fanatismus nicht; und man dürfte doch mehr Ehrfurcht gegen das heilige Symbol des Kreuzes zeigen. —

Ueber Michel Beer's bürgerliches Trauerspiel „Hand und Schwert", sollen hier ebenfalls wenige Worte gefügt werden, da es sich bei ihm um die ästhetische Rechtfertigung einer ganzen

Kunſtgattung handelt, der bedeutende Männer ihre Kräfte zugewendet haben.

Unſer modernes Familienleben hat wenig oder gar kein dramatiſches Element, mehr ein didaktiſches, epiſches. Die nivellirende allgemeine Bildung hat mit proſaiſcher Strenge faſt alle tragiſchen Conflicte hinweggeräumt, der Fluch des Lächerlichen verhindert ihre Aufführung, und die wachſame, wohleingerichtete Polizei ihre Kataſtrophe. Die Zeit der emphatiſchen, individuellen Größe, welche mit dem Schickſale und der Menſchenſatzung in den Kampf tritt, d. h. die Zeit der dramatiſchen Charakter iſt vorüber. Je reflectirender und dem Ganzen anſchließender das individuelle Leben iſt, je dramatiſcher, d. h. je organiſch aufgebildeter, je gruppenartiger, je thatkräftiger wird das Völkerleben. Seine Begebenheiten ſind ſeine Charaktere. — —

Unter den wenigen Inſtituten, die heilig und abgeſchloſſen daſtehen, iſt die Ehe für den tragiſchen Conflict des modernen Lebens eines der ergie-

digſten. Auch die Fabel von „Hand und Schwert“ beruht auf Schwanken der Gattin und ihres Geliebten zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft. Die durch alle Zeiten anerkannte Heiligkeit der Ehe, das Bewußtſein, daß ihre Unverletzbarkeit der Damm gegen die wilden hereinbrechenden Wogen iſt — läßt den Conflict, den ſie hervorbringt, das Schwanken zwiſchen Gewiſſen und Neigung weit mehr als Frivolität oder Schurkerei denn als Leidenſchaft erſcheinen. Ich intereſſire mich auch nicht im Geringſten für Menſchen, die bei dem bloßen Gedanken an die Ehe nicht auf Alles reſigniren, was Jugendträume ihnen auch noch ſo lebhaft vorgezaubert haben mochten. Wenn ſie in dieſem Punkte die göttliche und menſchliche Satzung verachten, ſo geben ſie einen guten Stoff für die Zuchthauspolizei; wenn ſie ſchwanken, prüfen, zweifeln, ſo gehören ſie ins Gebiet der Pſychologie und nicht in das der Tragödie.

Unſer Dichter hat dieſe beiden Klippen meiſterhaft vermieden und führt uns dergeſtalt mit

einer bis in das kleinſte Detail motivirenden Kunſtfertigkeit über die Abgründe der Frivolität und Fadheit hinweg, daß auch der ſtrengſte Richter gegen die äſthetiſche Technik des Stückes nichts auszuſetzen hat. „Hand und Schwert" iſt unter allen bürgerlichen Dramen das gediegenſte; und da man nach den mannichfaltigen Geſtaltungen, welche die Muſe Michel Beer's vorgebracht hat, mit Recht annehmen darf, daß ſeine letzte Arbeit ein Verſuch für eine beſtimmte Gattung iſt, nicht einmal ein aus ſeiner Kunſtanſchauung hervorgegangener Uebergangspunkt, vielweniger eine abgeſchloſſene, unveränderliche, ſtarre Richtung wie bei Houwald und A., ſo kann man ſich um ſo mehr mit dem Werke befreunden, weil es trotz ſeiner wahrhaft herrlichen Diktion, trotz ſeiner ſcharfen Charakteriſtik und trotz ſeiner ſich in ihm beurkundeten Bühnenkenntniß eben ſeines Stoffes halber als Kunſtſtück aber nicht als Kunſtwerk daſteht und alſo de facto mehr die Unhaltbarkeit und Nutzloſigkeit der ganzen Gattung beweiſt, als

die ſchlechten Dramen anderer Schriftſteller. Beer gibt uns die Metaphyſik der Leidenſchaften und läßt uns bedauern, daß er ſich an Schatten hat halten müſſen, was für die moderne, bürgerliche Tragödie nothwendig iſt, die zur Traveſtie würde, ſobald wirkliche Leidenſchaften in ihr aufträten. Der Dichter hat das Froſtige, das Ungenügende der pſychologiſchen Verhältniſſe wohl erkannt und ihnen wenigſtens einen allgemeinen Namen gegeben. So künſtleriſch, ſo wahrhaft meiſterhaft dieſer nun auch beſonders zum Schluſſe angebracht iſt, wo das Herz ſich nach dem Schlachtgewühle ſehnt, um aus den krankhaften Zuſtänden des Zimmers herauszukommen, ſo verſchwimmt er doch für das Ganze, indem die Abſicht eines äußerlichen Hintergrundes zu ſehr hervortritt. —

Wenden wir uns nun zu dem Königſtädter Theater. Seine Geſchichte, von der Herr von Holtei eine gutgeſchriebene Skizze gegeben hat, iſt

sehr lehrreich. Man wollte ursprünglich eine Bühne für dramatische Erzeugnisse der Berliner Volkspoesie aufstellen und zeigte, daß sich hier weder ein Volk noch eine Poesie vorfinde, und daß mithin eine Volkspoesie ein Unding sei. Denn wenn man hier des Spaßes halber an die Ecken anschlagen ließe: Das Volk soll sich versammeln, so würde die liebe Straßenjugend und allenfalls zwanzig Eckensteher zusammenkommen. Diese Leute verlangten aber gewiß noch Entschädigung dafür, daß sie sich Volk hatten nennen lassen. Fragte man sie nun: wo habt ihr eure Poesie? so würden die Meisten antworten: Wir haben sie auf der Stadtvogtei gelassen. —

Die Unternehmer jenes Instituts gingen aber noch weiter. Sie ließen ihre Aesthetiker sagen: Liebes Publikum, sieh Dir einmal den norddeutschen Geist an. Das ist ein kecker, ironischer Gesell, der Wunderdinge hervorbringen muß, wenn es ihm vergönnt wird, sich zu selbstständigen Gestaltungen ausprägen zu dürfen. Wir Preußen

und besonders wir Berliner — wir sind Repräsentanten des norddeutschen Geistes; und schon der Patriotismus fordert uns auf, alles Mögliche zu seiner Verherrlichung beizutragen. — Bisher mußte er sich in Theevirkeln und literarischen Gesellschaften herumstehen, ja manchmal kam es sogar, daß er sich in die erste beste Bierkneipe begab, um doch nur unterzukommen. Da er so unstet umherflüchtete, hatte man ein Recht, sich über ihn und über uns zu moquiren, die wir feingekleidet einhergehen, indeß wir unsern Geist ohne Rock und ohne Obdach durch die Straßen laufen lassen. Wir wollen ihm ein Haus auf dem Alexanderplatze bauen, wo er unabhängig sein Wesen treiben und sich schlafen legen darf, wenn er träumen — will. Berliner — bedenkt, es handelt sich hier um Alles, was dem Menschen theuer ist, um Poesie, Patriotismus und Spaß; darum kauft Actien. Wir wollen den Süddeutschen zeigen, was wir vermögen. Eine neue Aera für die deutsche, für die Welt-Literatur wird

beginnen! Wir leben in der Zeit der ironischen Anschauung; und wer könnte dieselbe wohl kecker, phantastischer, gewaltiger und plastischer gestalten als wir? Glaubt bei uns nicht die Ironie zu allen Fenstern, so aus allen Augen heraus? Ist nicht unsere Stadt an und für sich ein ironischer Dintenklex, den vielleicht Aristophanes aus seiner Feder zufällig fortgespritzt und der sich in die Mark verloren hat? Und nun fragen wir euch: was wird die Nachwelt dazu sagen, wenn sie erfährt, daß wir unsere Ironie so wegwerfend behandelt und ihr nicht einen Kunststempel angewiesen haben?! — Berliner — bedenkt, es handelt sich hier um das Höchste, um die Ironie; darum kauft Actien. —

Das Theater war fertig und man erwartete den norddeutschen Geist. Der kam nicht; aber liebliche Nachtigallen kamen und flöteten den Berlinern etwas vor. Die schmelzende Melodie zog in die Herzen ein und die Triller hauchten alle Ironie fort. Und als die Leute eines Morgens erwach-

ten, hatten ſie gar keine Ironie mehr und ſahen in den Spiegel und wunderten ſich und ſprachen: wer hätte das der Jette zugetraut!

Die Volkspoeſie und der deutſche Geiſt blieben vor wie nach bei Wiſotzky und wenn ſie zufällig über den Alexanderplatz gingen und in ihr Haus hineinwollten, mußten ſie Entré bezahlen. Manchmal waren ſie nicht bei Gelde; und da ſaßen ſie eben auf dem Biergroſchenplatz. Wenn das die Berliner ſahen, lachten ſie. —

Aber die Nachtigall flog davon, und die Leute wurden wieder ironiſch. Herr Angely fühlte ſich berufen, die Volkspoeſie und den norddeutſchen Geiſt aus den Kneipen hervorzuziehen und ſie aufs Theater zu bringen. Was Wunder alſo — daß der Tabagieton mit in ſeine Werke überging, und daß alle ſeine Geſtalten nach Branntwein und Gemeinheit riechen? Die Kritiker erhoben ein großes Geſchrei und bedachten nicht, wo Herr Angely die Volkspoeſie und den norddeutſchen Geiſt gefunden. — Herr von Holtei wollte ſie veredeln und zog

thaen einen guten Rock an. Schade um den Rock und um den Schneider! das widerliche Kneipengesicht behielt seine Berliner Physiognomie — trotz dem, daß es eine Brille auf der Nase und [illegible] Schminke auf den Backen hatte. Wo Herr von Holtei wie in seinen „Farben" als deutscher Dichter auftritt, gebührt ihm Anerkennung; wo er aber das Norddeutsche oder gar das Berlinische zu einem poetischen Elemente umgestalten will, da bedauert man die falsche Anwendung eines schönen Talentes.

Merkwürdig — ein echt süddeutscher, harmloser Geist war es, der endlich auf dieser Bühne einen wahrhaften Kunstgenuß gewährte. Ich meine Ferdinand Raimund — als Dichter und Schauspieler. Seine Schöpfungen hatten wir schon längst festgenommen; aber sie erhielten erst ihre eigenthümliche Bedeutung, als er selbst sie uns vorführte. Ihre frische, heitere Luft, ihre sittliche Tendenz, ihre psychologische Schärfe und ihr allegorischer Rahmen ließen uns die wahrhaf-

ten Elemente der Volkspoesie erkennen: und die Begeisterung, welche sie durch alle Stände hindurch hier erregten, bewies uns, daß es ein beschönigendes Geschwätz sei, wenn man von dem tiefeingehenden Unterschied zwischen Süd- und Norddeutschen spricht und wenn man behauptet, diesem eine frivole Kost geben zu müssen, da er sich über eine harmlose moquire und sie ungenießbar finde.

Der geneigte Leser liest in diesem Abschnitte nichts über unsere Oper, weil sie nach meiner Ansicht gar nicht zum Institute des Theaters gezählt werden darf und als selbstständiges, höchstes Kunstwerk in das Gebiet der abgeschlossenen, musikalischen Welt hingehört.

Was das Ballet anbetrifft, so gehe ich, wenn ich eins sehen will, nicht ins Theater, sondern auf den ersten besten Exercierplatz. Da hat man es bequemer und billiger. Die engen Taillen der Marssöhne tragen das Ihrige zu der optisch-anatomischen Täuschung bei. Eins — zwei

— drei — wie das tänzelt, wie das mit den Füßchen kokettirt, wie das geschnürt, ausgestopft und wattirt ist. So 'n ganz Regiment als Balletcorps, und einen ergrauten Generalissimus als Ballettmeister an der Spitze hat — was will man mehr? — —

XXIII.

Am 28. August 1832, Göthe's Geburtstag.

Schon von frühester Jugend an hatte dieser Tag eine Bedeutung für mich. Denn ich sah die großen Leute an ihm gut essen und trinken und manches Stück Kuchen, manches Gläschen Wein fiel für den Knaben ab. Wie dankbar, wie ehrfurchtsvoll mußte er gegen den Urheber und eigentlichen Spender dieser Näschereien und Kostbarkeiten werden. So kam es denn, daß der Name „Göthe" wie ein Zauberruf meinen Ohren klang, ehe ich noch gar die Stellung desjenigen kannte, der ihn trug.

Als ich nun älter und verständiger wurde, als Erziehung und Trieb mich in den Zaubergarten der Göthe'schen Gestalten führte, als ich in

ihnen die Poesie und die Verklärung des Lebens fand und mich durch sie zu dem Ideal einer Anschauung heranbildete: — da mochte die kindische, in den Knabenjahren eingesogene Pietät nicht so ganz einsinnlos auf die spätere Kritik, Würdigung und Apotheose jenes Schriftstellers geblieben sein, da mochten die naiven Erinnerungen mächtig und verherrlichend in das Jünglingsalter hineingegriffen und ihm instinctartig angedeutet haben: Hier ist Schönheit und Tugend und Du fühlst unschön und untugendhaft, wenn Du in Göthe'schen Gestaltungen jene vermissest.

Ich erzähle das Vorhergehende, weil die Meisten meiner jüngeren Leser einen Spiegel vor sich haben, worin sie sich zu erblicken eingestehen werden, wenn sie aufrichtig sein wollen; und weil ich also nicht meine Geschichte, sondern die Geschichte der deutschen Jugend in Bezug auf Göthe mittheile. —

Wie sind unsern Eltern und Erziehern für diese traditionelle eingeflößte Ehrfurcht den herz-

lichſten Dank ſchuldig. Bei jedem andern Schriftſteller würde ſie dem Verſtändniß, der äſthetiſchen Auffaſſung und der ſittlichen Aſſimilation hemmend in den Weg treten, die originelle, ſelbſtſtändig nach der Individualität zu bearbeitende Kritik hindern und mithin den großen Zweck des Dichters vernichten, der die Weltanſchauung des Leſers mit der ſeinigen vergleichen, mit der ſeinigen in Harmonie bringen und ſie in die ſeinige aufgehen laſſen will. Bei Göthe iſt es anders. Man ſollte ihn erſt zur Hand nehmen, wenn der Geiſt die lyriſche Hülle abgeſtreift, wenn er durch die dialektiſche und kritiſche Periode ſich hindurch gekämpft hat, wenn die Nebelbilder — mag ſie die Sonne oder der Sumpf hervorgerufen haben — zerfloſſen ſind, wenn das Auge und die Seele an Plaſtik Gefallen findet, und wenn keine Träume, keine ſubjective Formloſigkeit mehr in das Wirkliche und Vorhandene hineingreifen. — Göthe leitet uns nicht in oder durch den Kampf; er führt uns nicht erſt den Schmerz vor, um uns alsdann

reif für die Seligkeit zu finden. Er verlangt Leſer, die den Kampf und den Schmerz überſtanden oder wenigſtens überſtanden zu haben glauben, die endlich die letzten Geſtaltungen finden wollen, an denen ſie ſich feſthalten können, an denen die Poeſie des Lebens, nicht die Poeſie des Ideals, verwirklicht iſt und zu denen ſie nicht als Ueberirdiſchen, als Unerreichbaren emporſchauen, ſondern in denen ſie ihr Edles und Beſtes verklärt, verſittlicht, erreichbar gewahren. Darum iſt das Grundweſen Göthe's kein Ringen, Streben oder Sehnen; das luftige Reich der Träume liegt hinter ihm; ſeine Helden ſind Göttergeſtalten, die verächtlich oder wehmüthig auf das knabenhafte Mondſcheintreiben hinabſehen; ſie handeln und genießen, oder ſie leiden und ſterben. — Mit welchen Gefühlen dürfte alſo der Jüngling Göthe's Dichtungen zur Hand nehmen, wenn ihr Genius ihm nicht traditionell ins Herz geſchrieben, wenn er nicht ſchon ſeit lange belehrt worden wäre: Erquicke Dich zuerſt an dem Kunſtwerk; ſeine

Welt- und Lebensanschauung wirst Du später zu würdigen wissen. —

Ich glaube mit diesen paar Zeilen das heutige Geburtsfest Göthe's am vernünftigsten auf meine Weise begangen zu haben und gebe hier noch eine Parabel, die ein Verhältniß bezeichnen will, das oft besprochen, noch öfters beschwatzt und meistentheils beklatscht worden ist.

In einem gesegneten Lande blüheten einst zwei herrliche Blumen. Sie spendeten wunderbare Gaben, die der Stolz und das Glück der Bewohner waren. Pochte ihnen das Herz, zuckte der Gram durch ihre Seelen, so schauten sie auf die Lilie oder Rose und sogen Trost und Beruhigung aus dem Duft ein. Denn Engel mit himmlischen Harfen wiegten sich in den Kelchen, stimmten versöhnende Lieder an und küßten die Thränen vom Auge oder flößten sie dem Thränenlosen ein.

Einſt trat der Genius zu den Blumen und ſprach: Nehmet Dank für die Freuden, welche ihr meinen Kindern ſo reichlich ſpendet. Sprechet — womit kann ich lohnen? Ich will jede Bitte gewähren.

Und die Lilie begann: Mein Daſein war ein ſtetes Ringen und Streben, die Sonnenſtrahlen einzuathmen und ſie als Duft wieder auszuhauchen. Die magiſchen Geſtalten, welche ſich in meinem Kelche wiegten, waren unvollkommene Abbilder jenes überirdiſchen Glanzes, dem ich Leben und Gedeihen verdanke. Darum hatten alle meine Gaben etwas Aetheriſches, das ſchon durch die einfache Farbe bedingt wurde; und ihr höchſter Werth beſtand eben in ihrem Hinweiſen auf die [illegible] Sonne. Möge alſo auch mein Tod meinem Leben und meinem Wirkungskreiſe entſprechen, möge er ſelbſt ein Gedicht ſein, möge er in meinem glühendſten Ringen mich treffen und den [illegible] beurkunden, ſobald ſie mein frühes Scheiden [illegible], wie den Geſtaltungen, die

ich hervorrief, hienieden keine Reife zu Theil wird. Wenn mein Auge innig verlangend zum Lichte emporſchaut, wenn ſeine heißeſten Strahlen meinen Kelch küſſen und ſeine Düfte entwickeln, wenn ich vor Sehnſucht verglühen möchte — dann laſſe mich zuſammenſinken, ſterben und zerſtäuben. Und die Roſe erwiederte: Ich habe einzelne Sonnenſtrahlen genügſam eingeſogen und ſie in mir zu etwas Ganzem, zu harmoniſchen Blätterſchichten, zu purpurner Farbengluth und zu gewürztem Hauche verarbeitet. Warum ſoll ich ſtets elegiſch-krankhaft zum Himmel emporſtreben, indeß aus der Muttererde erquicklich balſamiſche Kräfte in mich einſtrömen, die ich vergeiſtige, ſie in Roſenblut umwandle, ſie den Lichtatomen vermähle; und mit dieſer Miſchung meinen Kelch ſchwängre, der eine Freude iſt für Götter und Menſchen. — Schau in mein Auge; ſelig träumeriſch ſpiegeln ſich in ihm die überirdiſchen Geſtalten — ſie ſpiegeln ſich nur und wohnen nicht in ihm — Ahnungen tauchen auf, Geiſterchöre blicken heraus. Sie tra-

gen ein menschlich-göttliches Angesicht, sie schlagen die Zither, sie singen von Liebe, von Verlangen. — Wann dann der Thau in meinem Kelche perlt, dann wohnt in der Thräne der wehmüthige Cypressen-Genius. — Meine Seele birgt den Weltgeist, der zur Rose herniedersteigt, weil sie halb zum Himmel, halb zur Erde gewandt ist. Das Reich der Schönheit hat sich mit dem Reiche der Wahrheit in mir vereinigt und ich trage unter dem Schleier der Anmuth den Ernst und die Tiefe. Darum möge mein Tod meinem Leben und Wirkungskreise entsprechend, möge er eine Nothwendigkeit sein, möge meine letzte Lebenskraft noch Duft und Poesie werden, möge meine späte Auflösung den Menschen beurkunden, wie fest mein Stamm in die Erde gewurzelt, wie ewig mein Blick nach dem Himmel gerichtet war und möge mein eigenes Wesen den Denkenden überzeugen, daß den Gestaltungen, die ich hervorrief, hienieden die Reife zu Theil wird.

Was sie beide erflehten, geschah.

Eines Tages prangte die Lilie gar wunderbar. Sie ſtrebte ſehnſüchtig zum Lichte empor und ihr Blüthenauge war in trunkene Seligkeit getaucht. Die Sonnengluth küßte inbrünſtig ihren Kelch — wie Gewürzwolken ſtiegen die Düfte auf — der Stengel war verſengt und zerknickt — die Strahlen hatten die Blume zu Tode geküßt. —

Des Nachts zogen die Sterne hernieder, ſangen ihr das Auferſtehungslied und trugen ſie zu ſich empor in die Heimath. Dort ſproßt ſie der Sonne am nächſten, lebt und webt in ihr und hat die Sehnſucht geſtillt.

Die Roſe gewährte noch durch Jahrzehnde köſtliche Gaben. Sie lockte die irdiſchen Kräfte herauf und die Himmelsfunken zu ſich herunter und wölbte aus ihnen die harmoniſche Blätterkrone, die noch immer von Farbengluth durchpurpurt wurde. In dem ſpäten Todesmomente blitzte ein heiterer, duftiger Reigen durch ihr ſterbendes Auge.

Ihr ſingt man kein Auferſtehungslied; ſie iſt die Ewigkeit ſelber. Denn ſie ſank dem Weltgeiſt,

der ſie durchglüht hatte und der zur Roſe geworden war, in die allmächtigen Arme zurück und ging in ihn wieder über. Sie und er ſind nicht zu trennen; der Gedanke an ihn bringt die Erinnerung an ſie. —

XXIV.

Stehely.

In Berlin befindet ſich kein öffentliches, Jedem zugängliches Cabinet, in dem Zeitungen und Tagesblätter ausgelegt ſind. Das Journal-Lesezimmer der königlichen Bibliothek, eines der reichhaltigſten Inſtitute ſeiner Art, iſt auf die Profeſſoren der Univerſität und auf hohe Regierungsbeamte beſchränkt; und man verfährt ſehr unliberal bei der Vertheilung von Eintrittskarten in daſſelbe, die außer den obengenannten Berechtigten mit knapper Noth nur Wenigen ausnahmsweiſe ertheilt werden. Die Börſenhalle enthält eine recht ausgewählte Sammlung von Zeitungen und Journalen, die vor wenigen Jahren die beſten deutſchen, engliſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften und politiſchen Blätter in ſich ver-

einigten, jetzt aber wegen Mangels an Theilnahme sehr zusammengeschmolzen, und doch für den Geschäftsmann noch brauchbar und praktisch ist. Der Buchhändler Laue etablirte voriges Jahr ein nicht ganz gewöhnliches Lese-Cabinet und mußte bald sein gutgemeintes Unternehmen mit nicht unbedeutendem Verluste wieder aufgeben. Die Journal-Zirkel der Maurerschen Buchhandlung und des Herrn Farnbach tragen das Meiste zur Verbreitung der periodischen Literatur bei, und ihrer Thätigkeit ist es gelungen, die Blätter und Hefte in die Hände fast jedes Gebildeten zu bringen. Man findet hier selten eine Restauration oder Weinstube, in der nicht die belletristischen und politischen Tagesneuigkeiten heftweise, freilich etwas veraltet, ausliegen und von den Lesern aller Classen verschlungen werden. Diese Theilnahme für Staats- oder wissenschaftliche Erscheinungen geht erfreulich und anregend durch jeden Stand und jedes Alter und versöhnt mit manchem Carrikirten und Verschrobenen, weil sie nicht aus-

gepfropft, ſondern ein natürliches Ergebniß des Berliner kritiſchen Geiſtes iſt. Sie läßt freilich auch Seifenblaſen emporſprudeln; doch hat man es ihr vornehmlich zu danken, daß ein geſundes, ſcharfes, pikantes Urtheil vorherrſcht, und daß ſich Niemand ein X für ein U vormachen läßt, wenn er nicht dafür — bezahlt wurde.

Bei dieſer Leſewuth und dieſem Mangel an Inſtituten, welche die Waare gleich vorlegen, wie ſie von der Poſt kommt, gewinnen die Conditoreien eine weit eigenthümlichere und höhere Bedeutung als irgendwo. Sie reſtauriren weniger den Magen als den Geiſt und ſind ihrer Journale und ausländiſchen Zeitungen halber zu beſtimmten Tagesſtunden der Vereinigungsort von Literaten und Gelehrten. Kommt man in einen ſolchen Laden, ſo findet man keine luſtige Caffeehaus-, ſondern eine ernſte Akademie-Phyſiognomie und das Getränk verdampft unbeachtet auf dem Tiſche, indeſſen die großen Folioblätter ihre rieſigen Columnen vor dem Leſer ausbreiten.

Wenn man bedenkt, wieviel diese Blätter durch ganz Europa zur Verbreitung der Intelligenz und zum Umsatze der Wenigen zugänglichen Geldsumme des Wissens in populäre Scheidemünze beitragen, so wird man mich nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß ihre Statistik für den künftigen Geschichtsschreiber kein unbedeutendes Argument sein wird, und daß ihr zahlreiches Vorhandensein und ihre täglich zahlreichere Verbreitung einen bedeutenden Einfluß auf die jetzige Gestaltung der Dinge und Ansichten ausübt. Mag man immerhin vornehm das Haupt schütteln und die Früchte, welche die journalistische und encyklopädische Literatur hervorbringt, faul nennen, ehe sie noch reif geworden sind; mag man gravitätisch und wegwerfend auf die sogenannten Eintagsfliegen weisen und sie als Urheber der Voreiligkeit und Flachheit bezeichnen, welche dem heutigen Geschlechte innewohnen soll; mag man noch weiter gehen und in den Tagesblättern den Höllenpfuhl suchen, in welchem Lucifer die Revolution zubereitet, sie

ſchmackhaft macht und ſie alsdann den armen verlornen Kindern als Lockſpeiſe auftiſcht, die ohne die löſchpapiernen Teufels-Evangelien gar nichts von den Sünden wiſſen und ihren althergebrachten, legitimen Weg bis zum chriſtlichen Grabe fortſchlendern: — inzwerſchn! — Niemand wird den Status quo wegzuläugnen im Stande ſein, nach welchem nun einmal dieſe verſchrienen, berüchtigten ephemeren Erſcheinungen als Organe und Hebel der öffentlichen Meinung daſtehen: der Verſtändige und Nachſichtsvolle wird das Gold von dem Schwefel zu ſondern wiſſen und bedenken, welche wahrhaft rieſige Hinderniſſe der freien Entwicklung der deutſchen Tagespreſſe entgegenſtehen; und der Weiſe endlich wird jene und die Leſewuth des Publicums unter der Hand zu etwas Beſſerem und Tüchtigerem umzuwandeln und durch geiſtreiche Arbeiten ſeiner Nation Geſchmack und Intereſſe für werthvolle und gediegene Anſichten über Staat, Kunſt und Kirche einzuflößen ſuchen. —

Aber, ſteht es denn wirklich mit unſeren belletriſtiſchen und politiſchen Journalen ſo ſchlecht und heillos, als es uns manche Leute einzureden für gut finden? Man nehme — bis auf eines — das elendeſte, deutſche Blatt zur Hand — und man wird keine Unſittlichkeit und immer den guten Willen finden. Freilich wenig Claſſiſches — wenig für die Ewigkeit Geſchriebenes; aber man bedenke doch den Zweck, den dieſe Erſcheinungen ſich vorgeſetzt haben. Sie wollen anregen, Ideen in Umlauf bringen, die Zeit vertreiben, zum eigenen Nachdenken auffordern. Unſere Vorfahren ſchlemmten in ihren Mußeſtunden; wir leſen. — Was iſt ſchlimmer? Wenn die Verbreitung der Journale keinen andern Nutzen als den eben ausgeſprochenen hervorrief, würden wir ihnen ſchon dankbar verpflichtet ſein müſſen. Die Puriſten behaupten zwar: Liederlichkeit in Gedanken ſei weit unſeliger als Liederlichkeit in Handlungen. — Man bemüht ihnen aber nur die in Rede ſtehenden Blätter Spalte für Spalte vorzuweiſen, um

ſie — wenn ſie ehrliche Männer ſind — zum Schweigen zu bringen. Tragen etwa die harmloſen Novellen den Stempel der Unſeligkeit an ſich? Liegt in den Correſpondenz-Nachrichten, die ſich jetzt nicht mehr ganz auf Theater- und Vagabonden-Klätſchereien beſchränken, Frivolität? Muß man das Auge erröthend niederſchlagen, wenn man die kleinen Aphorismen und Anekdoten lieſt, die aus unzugänglichen Foliobänden herausgeſammelt und genießbar geworden ſind? Haben wir nicht Inſtitute, auf die der Deutſche ihres innern Gehalts halber ſtolz ſein darf? Verdienen nicht andere Journale, wie der Eremit, der Komet, ſchon ihres Muthes und ihrer Entgegenſtemmung gegen Chicanen, Anerkennung und Theilnahme? Muß nicht jeder Unbefangene eingeſtehen, daß in der letzten Zeit ein regeres, friſcheres Leben in dieſe ganze Literatur gekommen iſt, daß tüchtige Köpfe ſich ihrer allmählig annehmen, und daß auch das veralteteſte deutſche Blatt immer in ſeiner Art etwas Originelles aufzuweiſen hat? —

Der Gelehrte, der Kunſtkenner wird freilich wenig für ſich Brauchbares finden. Sind denn aber die Journale für ihn geſchrieben? — Von der Menge ſoll der Fluch der Unwiſſenheit genommen werden, ſie ſoll den Nimbus, der um gewiſſe Dinge gezogen iſt, fallen ſehen und grade auf eine oberflächliche, leichte, handelnde Art jene Erſcheinungen kennen lernen, die man bisher in unerreichbarer Höhe gehalten hat. — Die Umſtändlichkeit thut hier gar nichts zur Sache; ſie iſt der nothwendige Anfang. Es gibt Verhältniſſe, zu denen leichte Bekanntſchaft der menſchliche Geiſt unaufhaltſam hingeriſſen wird, ſobald er ſich nur mit ihnen befreundet hat.

Wir erleben es vielleicht noch, daß die wiſſenſchaftlichen Werke eben ſo in allen Händen ſind, wie jetzt die vorbereitenden Journale.

Auch Dich, meinen Leſer, habe ich durch dieſe allgemeinen Bemerkungen vorbereiten wollen, ehe wir in das Etabliſſement der Herren Stehely und Comp. treten. Da findeſt hier eine ausgewählte

Zeitungs- und Journal-Sammlung und eine nach den Tageszeiten wechselnde, zahlreiche Gesellschaft, die des Morgens aus Geschäftsmännern und Beamten, Nachmittags meistens aus Gelehrten und Literaten und des Abends aus Kammerherrn und pensionirten Militärs besteht. Die angeführten Kategorien geben Die schon skizzenweise den politischen Ton an, der je nach den Besuchern vorherrscht; und so kommt es, daß man hier Vormittags Juste-milieu, Nachmittags ultra-liberale und bei Licht absolut-royalistische Discussionen vernimmt. — Das untere Zimmer ist mehr für die Unterhaltung; die obern Gemächer sind mehr für das Lesen eingerichtet. Eine wahrhaft prächtige Umgebung macht dieses Local zu den besuchtesten in Berlin und zum Absteige-Quartier für fast jeden gebildeten Fremden. —

Da Diplomaten und sehr hohe Regierungsbeamte hinkommen, so erfährt man hier jede Neuigkeit von Belang weit früher als aus unsern Zeitungen. Ueberhaupt scheint die leichte literarische

Waare einen heilsamen Einfluß auf die Menschen ausgeübt zu haben. Denn es geht gar nicht so steif, so philisterhaft her, wie an andern öffentlichen Orten. Man kann seinen unbekannten Nachbar dreist anreden, ohne von ihm im Stillen für zudringlich gehalten zu werden. Das lebhafte Gespräch wälzt sich von Tisch zu Tisch; manches scharfe Wort blitzt auf; man sieht sich erschrocken umher; man glaubt sich belauscht — und vergräbt die Nase wieder in den großen Umschlag eines französischen Blattes.

Von den Leuten, die hier ringsum sitzen, kann ich Dir wenig mehr als ihre Namen sagen, die meistentheils einen guten Klang haben und im deutschen Vaterlande bekannt sind. Du findest an ihrem Aeußern nichts Hervorragendes und Charakteristisches — und wohl ihnen deshalb! — —. Einen Mann will ich Dir skizziren als das Ideal eines Philisters; doch will ich kein Portrait geben, weil unsere kleinen, boshaften Blätter schon oft ausgetischt haben.

Er lieſt eine Zeitung durch, hat zwei Blätter unter dem rechten, drei unter dem linken Ellenbogen, vier unter dem Stuhle und ein belletriſtiſches Journal auf dem Schooße liegen. Er will ſie hernach durchnehmen; und auf einmal iſt es auch nicht zu verlangen. — Du willſt Deinen Hut ablegen; doch für heute wird das wohl nicht gehen. Du ſiehſt, den einen Nagel nimmt ſein Hut, den andern ſein Stock ein und ein dritter trägt etwas Verbundenes und Geheimes, wahrſcheinlich eine Ueberraſchung für die liebe Frau. Seinen Regenſchirm hat er vergeſſen, ſonſt ſtände ich für den vierten Nagel nicht. Wenn Du alſo Deinen Hut zwiſchen die Beine nimmſt, ſo geht es wohl am ſicherſten. — Du biſt müde, möchteſt Dich gern ſetzen. Doch Du ſiehſt — er hat ſeinen Regenſchirm vergeſſen, iſt durchnäßt und man kann es ihm unmöglich verdenken, daß er in Betracht ſeines neuen Oberrockes ſich zur Trocknung einen zweiten Stuhl zugelegt hat, denn Staub und Waſſer gibt Flecke, und Conſervirung

ist Bürgerpflicht. — Ein dritter Stuhl steht zwischen seinen ausgestreckten Beinen; riskir' den Coup! Er wird ihn Dir nicht abschlagen; doch Du verursachst ihm großes Derangement. Wie wär' es — wenn Du stehen bliebest?! Deinen Hut bringe unter den Tisch. — Während der zehn Minuten, da wir von dem Manne sprachen, hat er eine halbe Spalte der spenerschen Zeitung durchstudirt und nicht aufgeblickt; denn Du hast ihm ja nicht auf den Fuß getreten. —

Neben diesem runden, ergötzlichen und behaglichen Philister sitzt eine ironische, hochtragische Gestalt. Der schlaffe, zusammengefallene Leib ist in einen zerlumpten Rock eingehüllt, das Fußwerk verbraucht, die Wäsche dunkelschwarz. Ueber das bleiche, verwaderte Gesicht zuckt ein charakteristisches, scharfes Mienenspiel, die Lippen sind zusammengekniffen und in den dunkeln, halbverkohlten Augen glüht es geisterhaft. Der Mann weiß viel zu erzählen und das halbe Berlin könnte durch seine Schmerzen wahnsinnig werden. — Er verschließt

sie lief in der Wurst; sie brechen nur manchmal hervor und nehmen die Brodrinde, die er von Zeit zu Zeit zu sich nimmt. Jetzt hat er ein hiesiges Blatt in der Hand, wo er portraitirt und mit seiner ganzen Geschichte vor das Publicum gebracht ist. Ein leichter Schauer überfliegt ihn — er sieht in einen magischen Spiegel — die Vergangenheit mit all' ihren Dämonen taucht noch einmal vor ihm auf — er läßt das Papier erschöpft auf die Erde sinken — sein Auge hat sich mit Thränen gefüllt — er blickt starr umher — er möchte gern etwas sagen — endlich kommt er zu sich — der alte, krähende, grimsende, steife Hahn kehrt wieder zurück — er ist schnell davon.

Er ist seit dieser Zeit nicht mehr dagewesen und hat seine letzte Freude, das unentgeltliche Journallesen, aufgeopfert. —

Doch — wir sind ja nicht der Menschen, wir sind der Blätter halber hergekommen. Willst Du französische Journale lesen? Du findest alle

Parteien repräsentirt; und merkwürdig, der Natio-
nal, die Tribune und die Revolution haben hier
nie rechten Eingang gefunden und sind nie ver-
langt worden. Ein Fingerzeig für die Regierung
und unsere Schreihälse von jeder Ultraseite, wie
wenig wir an dem tollen Teubel Gefallen finden
und von Hause aus gemäßigt sind. Figaro haben
sie verboten — darüber wird sich Niemand beklag-
en. Weil er sich nicht mehr frei und pikant über
die dortigen Verhältnisse und Menschen aussprechen
wollte und durfte, suchte er seine Leser durch
erlogene Klatschgeschichten aus Berlin zu entschä-
digen, welche die ehrenwerthesten und hochgestell-
testen Männer mit Koth besudelten. Ueberhaupt
erringen sich die französischen Redacteurs keine Lor-
beeren durch ihre aufgenommenen Correspondenz-
Artikel von hier aus, die entweder phantastische
Mährchen oder böswillige, pöbelhafte Ausfälle ent-
halten. Unser Hof steht in der allgemeinen Ach-
tung, was seinen moralischen Charakter anbetrifft,
so hoch und anerkannt da, daß eigentlich kein Wort

darüber zu verlieren wäre, wenn der erste, beste verlappte Schandschreiber ihn zu begeifern bemühet ist. Aber die hiesige Krähwinkelei in diesem gehässigen Punkte gibt der Erbärmlichkeit eine gewisse Bedeutung und regt zum Nachdenken auf. Gesetzt — eine deutsche Zeitung tischte eine erlogene, unwahrscheinliche Scandalgeschichte von Ludwig Philipp und seiner Umgebung auf und gäbe sich nicht einmal die Mühe, in das Pasquill eine gewisse historische Nothwendigkeit, ein psychologisches oder physiognomisches Interesse (wie Heine es doch wenigstens in seinen Zuständen gemacht) hineinzulegen — wer würde sich in Paris die Mühe nehmen, von dem Unsinne zu sprechen?! Und was für ein Abstand zwischen der dortigen und hiesigen Regierung?! Dort hat Alles eine Wichtigkeit für diese oder jene Partei, dort wird die nichtswürdigste Klätscherei zu politischen Zwecken benutzt und für die Menge bearbeitet. Bei uns ist daran gar nicht zu denken; und die Aufmerksamkeit, ja die Theilnahme für jene französischen Sudeleien trägt

ein um so traurigeres Gepräge an sich, da sie auf reiner Médiance, auf reiner Klatschlust und Weiberschwatzhaftigkeit basirt ist. „Haben Sie die Correspondenz-Artikel im Messager gelesen? — Nicht?! — O so gehen Sie zu Stehely! — Der Prinz .... bekommt das Seinige ab! hi — hi!" — Das hört man an allen Orten; bis zu einem Louisdor wurden Abschriften verkauft, als die Polizei das Blatt aus der Conditorei hatte abholen lassen — und eine ganze Woche sprach man von nichts als von der famösen Geschichte. — Der ernste Leser, dem es um Wahrhaftigkeit zu thun ist, kann nicht genug vor fast allen politischen Correspondenz-Nachrichten vom hiesigen Orte aus gewarnt werden; — sie mögen stehen, wo sie wollen. Wer etwas von dem Gang der Angelegenheiten weiß, schreibt nichts — oder eine Historie zusammen, welche der Regierung oder einer gerade im Werke stehenden Combination nützen und die letztere vorbereiten soll. Letzteres geschieht namentlich [illegible] der allgemeinen Zeitung,

deren Berichterſtatter an der Quelle ſitzt und erſt neulich das Mährchen von der vorhergegangenen Beiſtimmung Frankreichs zu den Bundestags-Beſchlüſſen ſo geſchickt zu bearbeiten wußte. Er hatte ſeinen guten Grund dazu; für uns iſt es ein traurigſtes, deſſen nothwendige Conſequenzen gar bald leider an das Tageslicht kommen werden und zum Theil ſchon gekommen ſind. — — —

Die eben ausgeſprochene Worte ſollen kein Tadel für ein Inſtitut ſeyn, das als Denkmal deutſcher Ausdauer und deutſcher Originalität daſteht; umgekehrt — ſie ſoll darauf hinweiſen, wieviel mit etwas kritiſchem Geiſte aus der „allgemeinen Zeitung" zu lernen iſt. Stägemann muß viel tragiſche Ironie in ſich haben; er läßt immer einen raiſonnirenden Artikel den andern annulliren und führt uns in die dialektiſchen Tiefen jeder Partei. Aber über dem brauſenden und wogenden Gewäſſer ſchwebt der heilige Gottesgeiſt der Geſchichte und zeigt dem Geweiheten ſein einfaches, heiliges Strahlenantlitz, in dem e i n Gedanke leuchtet. —

Anders machte es die „Stuttgarter oder deutsche allgemeine Zeitung.“ Schrieb ihre Collegin eine Weltgeschichte, so gab sie eine liberale Weltgeschichte — und zwar eine recht dreiste, tapfre, [illegible] grämarbasirende. Man fand sie in Berlin an keinem andern öffentlichen Orte und sie kam meistentheils mit halben Columnen an. Das thut aber gar nichts; wenn es nur vergönnt ist, Censurstriche auf das Papier drucken zu lassen. Da [illegible] wie ich es gewöhnlich mache — in einen stillen Winkel hin und denkt sich das recht behaglich und ausführlich, was hier wohl gestanden haben mag. Die Columnen füllen sich von selbst an, kecke Lettern tanzen umher, Gedanken tauchen auf — und was für Gedanken! Wer weiß, ob die in der Geburt erstickten so muthig, so beißend, so höhnisch waren. Dazwischen guckt ein adjutantenhaftes, officielles Censorgesicht, zerbrochene Scepter, wanken Kronen, taumelt die ganze deutsche Bundesversammlung, winkt Rotteck, wird die baierische Deputirtenkammer an der Nase

herumgeführt, yaen die Esel, flöten die Nachtigallen, brauſt eine Orgel ....., groſser Gott! was für wunderliche Hiſtorien habe ich nicht ſchon aus Cenſurſtrichen herausgeleſen.

Ich ſehe, Dich ermüdet das politiſche Geſchwätz. Laß uns zu den heitern Kindern der Muſe greifen. Da liegt das Morgenblatt, immer eine erfreuliche Erſcheinung. Lieſs die Epiſoden aus der Novelle „die Zerriſſenen“ von Sternberg aufmerkſam durch und erfreue Dich mit dem pikanten Styl, mit der ſcharfen Charakteriſtik, mit dem glühenden byron'ſchen Colorit. Du wirſt, wie ich, auf das ganze Kunſtwerk geſpannt ſein, das eine Perle für unſere Novellen-Literatur zu werden verſpricht. — Ueber das Literaturblatt brauche ich Dir nichts zu ſagen; da führt ein Meiſter den kecken Pinſel und zaubert bald Carricaturen, bald hiſtoriſche Gemälde, bald Genrebilder auf das Papier und weiß durch die ſelbſtſtändigen Farben geſchickt den kritiſchen Faden zu ziehen. Es ſollten nur recht viele ſchlechte Bücher geſchrieben werden,

damit Wolfgang Menzel lyrische Recensionen über sie zu dichten im Stande ist. Denn in seiner Prosa liegt mehr Gluth und Poesie als in manchen gereimten Heldengedichten, seine scharfe Mündung findet einen harmonischen Anhaltspunkt in der Tiefe und Gediegenheit seines Urtheils; und seine subjective Weltanschauung, die hier und da schroff auftaucht und manche ihr im tiefsten Grundwesen verwandte und nachstrebende Erscheinung zurückstößt oder gar ignorirt — ist so charakteristisch und so consequent auf die verschiedensten Fächer des menschlichen Wissens und der menschlichen Erkenntniß von ihm angewendet, daß man sie unwillkürlich bewundert, wenn man sie auch nicht immer theilen kann. — — — Gleich's Eremit wird grade gelesen. Er ist ein wahrhafter Eremit unter unsern Journalen; und darin liegt seine Bedeutsamkeit. Er kümmert sich wenig um Theater und Belletristik und hält sich an die Literatur- und Staatswissenschaften. Möge es bald dahin kommen, daß auf diese sein Wahlspruch:

„Wahrheit, Freiheit und Recht“ wirklich anzuwenden iſt, und daß ſein Ernſt und ſein Freimuth im deutſchen Vaterlande Früchte trägt. — Was ſagſt Du zu dem Kometen? Er gibt manches ſcharfe und treffende Wort und er wird hier gern und häufig geleſen, obgleich man es oft bedauert, daß Herlosſohn zu viel Mitarbeiter hat und ſo wenig Eigenes verlegt. —

Doch laß uns gehen, es iſt Abend geworden. Die penſionirten Nachteulen kommen allmählig her und merken es an unſerem demagogiſchen Habichtsnaſen, daß wir nicht zu ihnen gezählt ſein wollen. Jetzt tauchen Geſpräche auf! — ſo langweilige, ſo patriotiſche, ſo bornirte, ſo nachtmützenartige, ſo freiheitsmörderiſche, ſo invalide, ſo miguelitiſche, als wenn bei all dieſen Leuten auch der Verſtand und das Herz auf Penſion geſetzt worden wären. Und wer weiß! ....

Nach Mitternacht, wenn die Journale allein ſind, geht es hier am luſtigſten her. Davon hat mir der Garyon ſehr Vieles erzählt. Dann er-

heben sich die Geister, die in das Papier gebannt waren, und die Gedanken verkürzen sich. Aus dem Courrier français entsteigt ein lockiger Jüngling, mit griechischem Antlitz und in altrömischer Rüstung, sein Auge glüht und verkündet Schlachten. Wer durch die Nacht winkt der Stern der Liebe, innig, versöhnlich und allumfassend; und trägt er auch in der Rechten das Schwert, so schwingt doch seine Linke die grünende Palme. — In der Gazette de France poltert und lärmt es; ein gepanzerter Ritter springt hervor. Wie klirren seine Sporen, wie klappert der lange, rostige Degen, wie fest und kühn tritt er auf. Das ist Alles erzwungen und erlogen! Sieh' ihm unter das Visir. Was gewahrst Du? — Eine Leiche. Das Angesicht ist vermodert, der Blick erloschen, der Mund krampfhaft versperrt. Manchmal zuckt es elegisch um die Lippen, feuchtet es wehmüthig die Wimpern, zieht es an das Grab und an seine Ruhe mahnend durch das Herz. — Du gestorbener Ritter, Du bist im Tode tapferer, als Du

es im Leben geweſen iſt. — Damals verachtete ich Dich, jetzt bemitleide und bewundere ich Dich. — Auch das Journal des Débats ſendet ſeinen Repräſentanten aus ihren Columnen; das iſt ein altes, geſchminktes Weib mit blonden, falſchen Locken und dem zuſammengeflickten ſeidenen Rock. Ihr Kopfputz hat feudaliſtiſche, ihr Schuhwerk revolutionäre Façon; ſie ruft immerwährend: „meine Herren, ich bin jung" — und hatte das Unglück, ſchon vor ihrer Geburt für uns alt geweſen zu ſein. — Aus der „allgemeinen Zeitung" taucht Klio majeſtätiſch hervor und ſchaut die einſeitigen Geſtalten ernſthaft an, welche ſie meiſtern und ihrem Gange die Richtung geben wollen. —

Auch die heiteren, ſelletriſtiſchen Geſellen treiben ihr Weſen. Figaro läuft geſchäftig umher, Don Quixote macht närriſche, Eulenſpiegel neckiſche Streiche. Ulrich von Hutten ſpricht manches gediegene Wort, aber kein freiſinniges, manchmal ein freimüthiges. — Alte Weiber und lebendige

Nachtmützen ſpringen von Tiſch zu Tiſch; auf dem Literaturblatt ſitzt ein rieſiger Reiter und ſchlägt mit ſeinem Schwerte unter das literariſche Geſindel. Das brummt und ächzt und ſeufzt und flieht — nicht.

XXV.

Der Stralauer Fiſchzug.

Schon früh iſt die Reſidenz belebter als gewöhnlich. Jeder beeilt ſich, ſein Geſchäft abzumachen, um den Nachmittag für ſich zu haben. Die Hausfrau und das Dienſtmädchen kehren eiliger als gewöhnlich von dem Markte nach Hauſe, die Nadel des Schneidergeſellen macht hurtigere Sprünge, auf dem Ambos wird emſig losgeklopft und der Mittagstiſch ſo ſchnell als möglich abgeräumt. Die Läden bleiben geöffnet und ſo mancher Jüngling zerdrückt in ihnen eine ſtille Thräne.

Jetzt iſt es gegen zwei und die Stunde ſchlägt, in welcher die Wanderung nach dem Fiſcherdörfchen vorgenommen wird. Frau und Kinder ſtehen im Sonntagsſtaate da, die Körbe ſind mit Eßwaaren, die Flaſchen mit Lebensbalſam ge-

fällt und auch der Hausherr erſcheint, der vielleicht noch einen kleinen Gang nach dem Pfand-Leihhauſe zu beſorgen hatte. —

Wie wogt und brauſt das jetzt durch die Straßen, welch' mannigfaltige Gruppen bilden ſich, wie trägt Alles die ſtille Erwartung auf dem freudigen Geſichte. Doch nirgends gibt ſich ein lauter Ton, ein Ausbruch der innern Seligkeit kund. Dieſe Leute gehen mit denſelben Phyſiognomien nach der Kirche oder nach dem Kirchhofe, als ſie jetzt zum Eſſen und Trinken nach Stralau wallen. Jeder malt ſich in der Phantaſie das wohlgefällig aus, was ihm begegnen und weſſen er ſich zu erfreuen haben wird. Die Hausfrau blickt ſtill vor ſich hin und nicht aller Kummer ſcheint von ihrem Angeſichte hinweggeſcheucht zu ſein. Hier und da taucht eine Sorge hervor. Woran mag ſie denken? Vielleicht an den Anzug für ihr jüngſtes Kind, vielleicht an die Leibeigenſchaften ihres Mannes und ach! vielleicht an den künftigen Tag. — Der ehrliche Bürger ſchreitet

gravitätiſch vorwärts; und man ſieht es ihm wohl an, daß ernſte Gedanken über ſeine Stirn ziehen und daß der Stralauer Fiſchzug bei ihm die kleinſte Rolle ſpielt. Was läßt ſich aus ſeinen Mienen nicht Alles herausleſen? Die unerſchwinglichen Abgaben, die hohe Miethe, die ſchlechten Zeiten und ſo manche andere traurige Geſchichten, von denen der hieſige Mittelſtand gar Vieles zu erzählen weiß. — Selbſt die lieben Kleinen ſind nicht recht heiter und luſtig, und ich habe hier ſelten ſo recht roſige und behagliche Frühlingsgeſichter bemerkt, wie ſie die Kinder in ſüddeutſchen Städten an ſich tragen und damit das treffendſte Epigramm auf Hypochondrie und auf das grämliche Weſen machen. Sieh Dir dieſen Knaben, dieſes Mädchen recht genau an. Ein Zug von Altklugheit zieht ſich durch ihr Angeſicht, und ich ſtehe noch gar nicht dafür, ob jener amo repetirt und dieſes an die Maſchen des Strickſtrumpfes denkt.

Nur hier und da eilen im Sturmſchritte bacchantiſche Geſellen durch die Reihen und an ihrem

Arme hängt widerſtrebend die Dulcinea. Sie kommen wahrſcheinlich aus der Tabagie, und wollen jetzt im Freyen den Branntweingeiſt verdampfen. Wie leuchten ihre Augen, wie ſelig lächelt ihr Mund! Manchmal fällt ein ſonnartiger Blick auf ihre Begleiterinnen, die entweder erröthend zu Boden oder froh emporſchauen.

Allmählig füllen ſich auch die geöffneten Fenſter. Die Hausfrau hat ihre Freunde und Bekannte eingeladen, damit ſie ſich an dem Jubel ergötzen, der Statt finden ſoll. Man weiß, daß dem ſchönen Geſchlechte nichts mehr Freude macht, als viele Menſchen bei ſich vorüberziehen zu ſehen und über dieſe ihre Gloſſen machen zu dürfen. — Die hohen Häuſer mit der lebendigen Fenſtereinfaſſung machen ſich ſehr maleriſch und gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick.

Bei mir gegenüber iſt ein ſolches Haus und ich ſtunde Stundenlang hinüberſchauen. Auch hier haben ſich Gruppen gebildet. Die Frauen ſitzen an dem einen, die Mädchen an dem andern Fen-

ſter. Was Jene ſprechen, kann ich mir denken; was dieſe aber mit einander plaudern, möcht' ich gar zu gerne wiſſen. Es ſind Roſen- und Lilliengeſichter; und im erſten Augenblicke glaubte ich, die wohlbekannten Blumen, die drüben ſtehen, wären lebendig geworden. Doch als ich genauer in ihre Augen ſchaute, bemerkte ich meinen Irrthum; Blumen haben nicht ſo ſchönes Haar und ſo feurige Augen und können das Haupt nicht ſo ſchalkhaft wenden. Was ſie doch einander zu ſagen haben! Sie durchmuſtern Jeden, und ein kleiner Unmuth malt ſich in ihren Zügen. Endlich zeigt die Eine die Straße hinauf und ſchrickt zuſammen, als ob ſie ſich der ganzen Welt verrathen hätte. Täuſcht mich mein Glas? — ſie ſcheint mich bittend anzuſehen. Sei ruhig, liebes Mädchen — ich habe gar viele Hiſtorien auf dem Herzen und weiß ſie zu bewahren. Jetzt ſprengen zwei Reiter heran; wie ſie näher kommen, wird ihr Trab langſamer. Die Lilie am Fenſter wird zur Roſe und von der Roſe glaubte ich, daß ſie

vor meinen Augen verglühen werde. Das waren zwei Blicke — lang und feurig. Es lag in diesen Blicken eine liebliche Geschichte und mir war es, als ob die Sterne vom Himmel hernieder zögen, den Blumen ihre Liebe eingestehen und diese unter Nachtigallenliedern küssen. Die Mädchen waren vom Fenster verschwunden; die Frauen schwatzten fort.

Equipagen donnern, Miethswagen und Droschken schleichen dahin. Immer lebhafter wird das Gedränge. Auch drüben hält eine Caroſſe. Die Mädchen in Begleitung ihrer Angehörigen steigen hinein. Also jener Blick war vielleicht kein bloßes Idyll?! —

Es zieht mich ihnen nach. Eine Droschke nimmt mich in ihre ledernen Arme auf. Ich bin am Thore und gedenke den kurzen Weg zu Fuße zu machen.

Die Gegend ist hier nicht so einförmig, wie in der übrigen Umgebung Berlins. Rechts dehnt sich eine Wiese aus, an deren Ende die Spree

recht gemüthlich und nicht so seicht als gewöhnlich, dahinfließt. Sie gleicht mehr einem Bache, und wenn auch in ihren durchsichtigen, blauen Wellen keine Seeungeheuer ihr Wesen treiben, so geben ihr doch die bunten Schiffchen mit den lustigen Flaggen und das jenseitige Ufer einen nicht übeln Ausdruck. Links hat man eine weite, grüne Aussicht auf das Feld und die waldbekränzte Flur. Aus der Ferne winkt der auf einer Höhe liegende Gasthof in Treptow recht stattlich; kurz man kann zufrieden sein, wenn man bedenkt, daß man in der Mark ist.

Jetzt gewinnt nun Alles ein weit fröhlicheres, ungebundenes Ansehen. Denn auch der gemeinste Berliner hat Convenienzen gegen die Stadt und glaubt sich viel zu vergeben, wenn er sie zur Zeugin seiner Unarten macht; und nirgends als wohl hier offenbart sich in dem Grade durch die niedrigen Stände das Bestreben, den höheren im äußern Auftreten nachzukommen. Der erste beste Handwerksbursche weiß sich ein gewisses savoir faire zu

geben und trägt dürfen, wo er nur kann, zur Schau; die Frauen ahmen den Schnitt in der Kleidung und den Gang der höher Gestellten nach und mischen in ihr einfältiges Gespräch gern vornehme Brocken; und selbst die Kinder sind von der Sucht nicht ganz frei. Dieser liegt kein gemüthliches, kein freundlich annäherndes Element, wie in Wien, zu Grunde, sondern ein ironisches, satyrisches und grollendes Gefühl waltet vor. Worin dasselbe zu suchen ist, das durchgehend durch alle Classen sein Wesen treibt, kann ich hier nicht auseinandersetzen; nur andeuten will ich, daß der Mangel an Volksfesten, an denen die Stände einen gleichen Antheil nehmen, wohl als Hauptursache betrachtet werden darf.

Doch — ich wollte Bilder geben und tiefe Reflexionen auf. Verzeihe mir der Leser und bedenke er, daß hier Alles tief liegt und psychologisch begründet ist. Ein Blick auf die Umgebung wird ihn mit mir versöhnen. Ist es etwa zufällig, daß hier, wo die Stadt im Rücken liegt, fast alle Ge-

ſichter eine andere Phyſiognomie angenommen haben und luſtiger und kecker umherſchauen. Die Hausfrau, welche durch die Straßen gar ehrſam langſam einherwandelte, macht hier ſchon ſtärkere, behendere Schritte und ſchlägt manchmal ein helles Gelächter auf; ihr Mann hat die Pfeife zur Hand genommen und der Flaſche, die früher in den tiefſten Hintergrund zurückgedrängt war, eine freiere Ausſicht in die Welt erlaubt, ſo daß ſie zur Taſche hinausguckt. Auch ſind ſeine Mienen gar nicht mehr ſo ernſt und ſein Gang wird immer minder gravitätiſcher. In der Stadt hatten die Leutchen Rückſichten ... Vielleicht geht ein Kunde vorüber, vielleicht ſitzt ein Gönner am Fenſter, vielleicht begegnet man dem Gevatter Handſchuhmacher, der ſich über das kindiſche, ausgelaſſene Weſen moquiren würde. Die regelrechten Häuſer ſind wahre Ceremonien-Meiſter und ihre langen, ſchnurgraden Reihen üben einen ganz eigenen Zauber auf gewiſſe Leute aus. Aber hier im Freien, wo der blaue Himmel ſich unendlich ausdehnt, wo die

Bäume verschiedenartig durcheinander grünen, wo Alles das Gepräge der Ungebundenheit und Unbeschränktheit an sich trägt — wird man durch die Umgebung selbst ungebunden und verwahret sich die Convenienzen bis auf den andern Tag. So geht es auch dem Berliner Völkchen, das sich im Stillen vielleicht über seine Ungezogenheiten ärgert und sie doch nicht lassen kann. Doch was sag' ich Ungezogenheiten? — Das Wort paßt hier gar nicht. Es geht Alles manierlich neben einander und trotz der Hitze hat Niemand seinen Rock ausgezogen. Nur hier und da taumeln einige Selige, die den Himmel schon in Berlin eingesogen hatten. —

Auf der Wiese haben Obst-, Brod- und Fleischverkäuferinnen ihre Waarenlager aufgeschlagen, Jungen bieten Cigaros mit avec du feu aus und Leierkasten radbrechen Weber und Rossini. Vor Stralau erhebt sich eine wahre Wagenburg und die Droschker entledigen sich ihrer Passagiere. Es sind dies schon die Vornehmerseinwallenden,

die ſich entweder nach den Tabagien begeben oder die des Kritiſirens halber herauskommen.

Endlich liegt das Ziel der Wanderung vor uns. Ein ärmliches Dörfchen mit zwei Reihen Häuſer, von denen die meiſten Gaſthöfe ſind, nimmt die Reſidenzbewohner auf. Das Gedränge wird ſo groß, daß man durch die enge Straße kaum vorwärts kann. Ich würde Keinem rathen, ſich in eines von den ſogenannten Kaffeehäuſern zu begeben. Man findet hier darum gar nichts Charakteriſtiſches, weil — wie geſagt — die Ariſtokratie hier ihren Platz aufgeſchlagen und das gewöhnliche Tabagieleben producirt hat. Hohe Weißbiergläſer erheben ihr rieſiges Haupt, der Nectartrank geht bis zum Abend durch die Hände aller Familienmitglieder, der Hausherr dampft Rauchwolken von ſchlechtem Tabak von ſich, die Hausfrau ſtrickt emſig fort und die Töchter blicken langweilig-ſehnſüchtig in den engen Garten umher. Dazu ſpielt ein traurigbeſetztes Orcheſter luſtige Melodieen und die niedlichen, tänzelnden Füße

der Mädchen ſchlagen den Tact. Das iſt Alles, kein Körnchen Poeſie oder Malice. Die Menge ſtrömt nach einem andern Punkte hin; und ich folge ihr hier zum erſten Male als Wegweiſerin. — Bald hat die kleine Straße aufgehört und gibt einer recht niedlichen Ausſicht Raum. Die Spree fließt breiter als irgendwo dahin und iſt wie mit Gondeln überſäet. Drüben ſieht man das heitere Treptow; an ſeinen Ufern brauſt und wogt es von Menſchengedränge. Der Fluß liegt ſeitwärts in der ganzen Länge da; in ſeinem Hintergrunde die Reſidenz. Vor uns breitet ſich ein breiter Raſen aus, auf dem das eigentliche Volksfeſt vor ſich geht.

In den kleinſten Zwiſchenräumen erheben ſich ambulante Buden, deren Beſitzer Eßwaaren feil bieten. In Gruben praſſeln luſtige Feuer, über welchen die Keſſel ſieden. Rüſtige, hochaufgeſchürzte Frauen rühren den Kochlöffel herum und ſervirn bald Würſte oder gebratene Fiſche an das Tagesvolk. Daneben ſteht mit ſchnalzender, begehrlicher Zunge der Kunde und empfängt in die

bloße Hand den Leckerbiſſen. Er führt ihn nach dem Munde; die Freudenſpenderin ſieht ihn mit fragend-bedenklichem Blicke an. Der Ehrenmann faßt noch lauend in die Taſche, reicht ihr etwas Scheidemünze hin und ſagt, ſich an die Buſenkrauſe faſſend: Von Unſereinem haben Sie das nicht zu erwarten. — Allenthalben ſieht man etwas Aehnliches. Die Leute ſtehen mit aufgeſperrten Mäulern da und ſtopfen ſich Stollen und Würſte in dieſelben; oder ſie haben eine Flaſche vor ſich, laſſen dieſe kreiſen, bis ſie leer iſt, und füllen ſie ſo lange aufs Neue, bis ihre Taſchen leer ſind. Das iſt der Inhalt des ganzen Volksfeſtes; dazu koloſſale Prügel, langgehaltene Küſſe, einiger Scandal und ein paar gute Witze. Wer mit der Bedeutung des heutigen Tages nicht bekannt iſt und nur ringsum im Kreiſe Tauſende von Menſchen ſitzen ſieht, die ganz gewöhnlich Butterbrod eſſen und Branntwein trinken — der muß glauben, es werde hier Veſper abgehalten. Nur die einzelnen Gruppen und die hier und da

auftauchenden Genrebildchen geben dem Einförmigen Abwechselung und Interesse. An eine Concentrirung des Ganzen, an öffentliche Spiele u. s. w. ist gar nicht zu denken. Jede Familie hat sich besonders in das feuchte Gras hingelagert und ißt, trinkt und lacht zuweilen. Die Glücksbuden, wo mit Würfeln gespielt wird, locken Viele an; und da hätte man gute Gelegenheit, erwartungsvolle Gesichter zu copiren. Dort steht ein Kreis von Handwerksburschen, die sammt und sonders betrunken sind und ein Lied singen. Ihre Augen glühen, ihre Kniee wanken und einer stürzt nach dem Andern zu Boden, noch seinen Schwanengesang lallend. Ein Klempner verkauft Kreuze und Medaillen aus Blech zum Andenken an die heutige Feier; Jung und Alt eilt zu ihm hin und schmückt sich die Brust mit einem Stralauer Orden und blickt gar gravitätisch auf die, welche keinen Lappen besitzen. Wer darüber lachen will, denke doch an die großen Kinder in der Stadt; die es nicht besser machen. Durch das lebende Panorama zieht

sich wie ein rother Faden die Polizei und die Gensd'armen sagen heute: meine Herren. Neben mir stand ein vornehmer Mann; der sprach zu seinem Begleiter: Sehen Sie — wie das schlemmt; und klagt ewig über schlechte Zeiten. Das fiel mir schwer aufs Herz. Was Du vielleicht Deinen Hunden vorwirfst — dachte ich — damit begnügen sich diese Leute, und es ist heute für sie ein Festtag, der alle Jahre einmal wiederkommt. — — — Ich wurde aus meinen Betrachtungen, die eine recht bittere Wendung zu nehmen anfingen, durch einen gewaltigen Lärm aufgescheucht. Alles eilte an das Ufer und blickte auf den Fluß. Die Prinzen und Prinzessinnen fuhren eben auf einer einfachen Gondel vorüber, welche türkisch gekleidete Matrosen fortruderten. Der schwarze Adler zierte die Flagge und verkündete die hohen Herrschaften. Das Volk glaubte den König vor sich zu sehen und schwenkte dennoch die Hüte, als es seinen Irrthum erkannt hatte. — Die Prinzessinnen dankten sehr leutselig, und die von den

ſtesigen Einwohnern geliebte Alexandrine, jetzige Erbherzogin von Mecklenburg, ließ ihr Taſchentuch durch die Luft wehen. Das rührte die Berliner dermaßen, daß Viele, die grade Würſte nach dem Munde zu führen im Begriffe waren, zweifelhaft daſtanden und überlegten, ob ſie ihrem Hunger oder ihrem Patriotismus nachgeben ſollten. Endlich ſiegte jener, die Wurſt wurde in die Taſche geſteckt und die Hand griff nach dem Hute. Das nenne ich Enthuſiasmus.

Ein Boot will eben nach Treptow rudern; ich denke, wir fahren mit herüber. Denn hier iſt es noch nicht pikant genug. Die Sonne ſcheint zu hell und die Polizei iſt zu aufmerkſam. Das geräumige Fahrzeug nimmt uns auf und trägt uns auf der glatten Spiegelfläche ſchnell an das Ziel. Neben uns ſaß ein betrunkener Kerl, der die ſchmutzigſten Zoten mit dem das Geld einſammelnden Mädchen trieb. Ich bewunderte den Tact der ganzen Geſellſchaft; nicht das leiſeſte Lächeln zuckte über die Geſichter, und ein ſchönes Jung-

frauengesicht schaute so still und unbefangen vor sich hin, als ob gar nichts vorfiele. Würde sie auch nur den Blick zu Boden geschlagen, würde das Gehörte ihr auch nur ein wenig Schamröthe in die Wangen gejagt haben .... Gutes Kind, Du mußt entweder die Keuschheit selber, oder es muß mit Dir schon sehr weit gekommen sein. Ich hoffe das Erstere.

In Treptow wiederholt sich das alte Lied; nur findet man im Garten die sogenannte anständige Gesellschaft. Er liegt hart am Ufer und gewährt eine höchst reizende Aussicht, die vom Balcon des Gasthauses aus angesehen, die schönste um Berlin ist.

Allmählig wird es Abend. Die Spree ist mit unzähligen, schwimmenden Lichtern bedeckt, die sich in der Fluth wieder abspiegeln; Musik erschallt über das Wasser her; die lärmende Menschenmenge sendet ihr Echo herüber, und der finstere Kirchthurm erhebt sich düster aus seiner hellen Umgebung. Von ferne flimmern die erleuchteten

Häuser der Stadt; und so weit das Auge sehen kann, ist die Spree mit Gondeln besäet. Man glaubt sich nach Venedig versetzt, wenn nicht nebenan das „donnez-moi für einen Sechser Kümmel" eines Franzosen die Illusion störte. Ich ging in den Park, der sich hinter dem Garten hinzieht; und war es Täuschung oder Wahrheit? — ich gewahrte meine Rose und Lilie von gegenüber, wie sie in Begleitung jener Reiter durch das Gebüsch huschten. Ich kehrte schnell um; denn wenn die Blumen mich erblickt hätten, würde ich sie sobald nicht vom Fenster aus zu sehen bekommen haben. —

In Stralau geht es jetzt lustig her. Die Tanzmusik erschallt und die benebelten Herren drehen sich im Walzer umher. Das sind Gruppen und Situationen, die des Hogarth'schen Pinsels würdig wären. Hecken und Gebüsche werden belebt und bergen trauliche Pärchen. Es ist gut, daß die Polizei, der Mond und die Sterne nicht erröthen können. Die Luft weht scharf und kühl

und mahnt an das Nachhausegehen; noch mehr aber fordern die Rippenstöße, munter das wüste Geschrei ringsumher dazu auf. Von den unzähligen Fußgängern sind ⅔ total betrunken; und so Mancher, den wir vorher ehrsam an der Seite seiner Hausfrau wandeln sahen, ist jetzt zum rohen Gesellen geworden, den der Rausch und die Dunkelheit der Nacht zu jeder Pöbelhaftigkeit fähig macht. Die Weiber übernehmen jetzt ein ihrer würdiges Geschäft. Mit welcher Sanftmuth geleiten sie die unmäßigen Männer nach Hause, wie reden sie ihnen zu und ertragen sanftmüthig ihre Flüche und Stöße. Die Kinder laufen in der Dunkelheit voran und schreien und weinen. Die Wirthe zählen zufrieden ihre Kasse nach und manche bekümmerte Mutter denkt an das morgende Frühstück.

Das ist die wahrhafte Geschichte des Berliner Volksfestes, genannt der Stralauer Fischzug.

Des Nachts träumte mir von der Rose und von der Lilie. Nachtigallen setzten sich auf ihre

Reiche, ſangen ihnen einſchläfernde Brautlieder vor und ſpeiſeten die Blumen auf, als dieſe eingeſchlafen waren.

Am andern Tage ſchaute ich ſie wieder am Fenſter. Ich ſah ſie genau an und fand ſie ſehr verändert. Das ſanfte Auge der Lilie war gluthvoller und begehrlicher, und der Feuerblick der Roſe milder und verklärter geworden.

Das hatte Alles der Stralauer Fiſchzug gemacht! —

XXVI.

Das Muſeum.

Wenn Du nach Berlin kommſt, ſo gehe auf den Platz vor dem Muſeum. Stelle Dich dahin, wo ſich der Springbrunnen befindet und ſchaue im Umkreiſe umher.

Die mächtigen Tonmaſſen der architektoniſchen Muſik werden Dich im erſten Augenblicke berauſchen und Du wirſt Dich ſammeln müſſen, ehe Du den Rhythmus zu begreifen und jede einzelne Stein-Melodie zu erfaſſen im Stande biſt.

Zuerſt der Dom. Halte Dich an ſeinen untern Theil und ignorire wo möglich die krüppelhaften Thürme. Eine gottſelige Prunkloſigkeit und Einfachheit waltet dort vor; und wenn Du ſo ſteheſt, daß die Säulen der Thüre in grader Linie vor Deinem Blicke liegen, ſo findeſt Du etwas

wahrhaft Tempelartiges und ſiehſt lebensgroße Heilige in Niſchen, die aus Heilverkündenden Blicken Dich zu ihnen hinwinken.

Seitwärts, zurückgebogen, erhebt ſich ein düſteres Gemäuer. Es iſt das alte Schloß. Die Zeit hat ſeine ſchnörkelhaften Verhältniſſe noch mehr in Verwirrung gebracht und ſeiner urſprünglichen Farbe einen grauen, aſchigen Grundton aufgedrückt. Doch ſuchſt Du vergebens nach Rabenneſtern und elegiſchen Ruinen. Um Mitternacht ziehen Hohenzollerns Ahnen nicht wehmüthig klagend über die verfallene Burg hin und beweinen nicht die Vergänglichkeit ihres Geſchlechtes. Denn mächtig hat ſich dieſes emporgerungen; und es würde zu den Sternen aufſchweben, wenn der königliche Enkel den Stern der Freiheit über ſein Land leuchten ließe. Auf den hohen Zinnen des neuen Schloſſes leben die Schatten recht behaglich und ſchauen ſegnend hinunter und freuen ſich vielleicht auch der winzigen Burg von ehemals, daß ſie ſo dunkel und unbedeutend wie die urſprüngliche

Geſchichte des Hauſes Hohenzollern, Brandenburg, und daß die neue Wohnung ſo hell und großartig wie die Geſchichte Preußens iſt.

Ein hoher Geiſt ſpricht aus dieſer und aus jener. Die Verhältniſſe ſind wahrhaft majeſtätiſch und keine architektoniſche Ziererei ſtört den erhabenen Eindruck. Die Gewalt der harmoniſchen Maſſe überwältigt die Beſchauer. Man glaubt, ein todter, rieſiger König ſei zu Stein geworden und ſtehe im Purpurmantel da, um Gericht zu halten.

Jetzt öffnet ſich die Ausſicht und breite Straßen liegen vor Dir. Hier die Schloßfreiheit mit der ſchönen Häuſerreihe, dort über die eiſerne Brücke die Ausſicht bis an den Palaſt des Königs. Die Werder'ſche Kirche zeigt die gothiſchen Thürmchen und das wunderliche Ziegel-Moſaik-Gemäuer verſetzt Dich aus der modernen in die mittelalterliche Welt. Doch — was ſag' ich: — in die Welt?! Man hat den Geiſt des Mittelalters heraufbeſchwören wollen und gab uns blos ſeinen abgeſchabten Rock aus friſchem Kalk und Mörtel.

Weil er neu und jung ist, lachen ihn die übrigen Häuser aus, denen der bequeme Frack leicht und zierlich sitzt und die sich über den jugendlich greifenhaften Commilitonen gar boshaft moquiren.

Jetzt hast Du eine Fronte des Zeughauses vor Dir. Mars hatte einst einen großen Gedanken; Schlüter dachte ihn nach — und so wurde das Zeughaus. Der eherne Krieg steht verkörpert da. — Du hörst Kanonendonner und Trompetengeschmetter, Du siehst blinkende Bajonette, Du schau'st die todesmuthige Heldenreihe ... Durch die Lüfte wehen Banner und Minerva schreitet gewappnet einher und blickt auf ihren glänzenden Tempel.

Einen harmonischen Hintergrund seiner Struktur nach, und einen wohlthätigen Gegensatz seiner friedlichen Bedeutung halber, bildet der Packhof mit dem lieblichen Relief, dessen milde Gestaltungen wunderbar von den wilden, trotzigen Figuren auf dem Zeughause abstechen. Was sagst Du zu dem Museum? Stelle Dich wo möglich so, daß

Du den Schornſtein nicht gewahrſt, der dicht neben der Böſe (des leidigen Springbrunnens wegen) ſein gigantiſches Ziegelhaupt emporſtreckt und auf eine abentiſche Weiſe die Aeſthetik des Rundgemäldes ſtöret. Je näher Du dem pelzigen Halſen kommſt, je mehr Du den Fenſterkaſten auf dem Dache aus den Augen verlierſt, der zur Beleuchtung der Rotunde nothwendig war, je mehr Du nichts als die lange, luſtige Gänſereihe erblickſt: — je mehr tritt die Bedeutung, die Ruhe, die Abgerundetheit des Antiken in großartige Verhältniſſe verſinnliche klar und deutlich vor Deine Seele, je mehr bewunderſt Du den wackern Meiſter, der mit ſo einfachen Mitteln den alten Göttern einen ihrer würdigen Sitz geſchaffen hat.

Was ſollen aber die kleinen, winzigen, preußiſchen Adler auf dem griechiſchen Tempel? — Sie ſtehen in langer Grenadier-Reihe rekrutenmäßig geſchuſſelt da; und man weiß es ſich im Publicum nicht recht zu erklären, warum ſie nicht

in der einen Klaue ein Gewehr und in der andern einen Katechismus haben. Wollte man etwa durch dieses [illegible] Manöver andeuten, daß das Preußenthum am Ende noch dem Griechenthum über den Kopf wachsen würde?! — Nun — da hätte man wenigstens riesige, märkisch-athletische Adler-Kerle, aber nicht solche jämmerliche, invalide Zwergbrut hinaufsetzen sollen, die wie Ungeziefer herniederschauen und von denen ein ganzes Dutzend nicht so viel wiegt als einst der Vogel Jupiters und Bonaparte's. Wahrhaftig — die preußischen Adler spielen auf dem griechischen Gestell eine sehr bedauernswerthe Rolle und sie wären schon längst davon geflogen, wenn man ihnen nicht weislich die Fittige zusammengeklebt hätte. Auch sind sie gräulich-roth angestrichen, damit die vorübergehenden Leute ihr fortwährendes Erröthen nicht zu sehen bekommen. Das finde ich zwar sehr klug; doch wäre es noch klüger gewesen, wenn man sie ganz weggelassen und das Eckige, das sie hervorbringen, vermieden hätte.

Laß uns die breite, steinerne Treppe hinaufsteigen und uns in das Innere begeben. Die unteren Räume enthalten Bildhauerwerke, die oberen Gemälde. Wohin wenden wir uns? Die Betrachtung der architektonischen Verhältnisse hat uns den Sinn für das Plastische einleitend eröffnet; und es wäre ein zu gewaltsamer Uebergang, wenn wir uns plötzlich in das Reich der Farben und der künstlichen Perspective versenken wollten. Ueberdies ist die Seele nicht immer in der christlichen Stimmung und vermag sich nicht immer auf Cherubsflügeln zu der Sonnenhöhe emporzuschwingen, von der aus gewisse Worte der italienischen Schulen erst ihre überirdische Bedeutsamkeit und ihren wahrhaften Glanzpunkt erhalten. Es muß Sonntag im Gemüthe sein, und das dürstende Herz muß nach gottseligen, äußeren Gestaltungen ringen, wenn jene großen Schöpfungen aus dem christlichen Bilderkreise wahrhaft und lebendig aufgefaßt werden, und wenn sie nicht bleich — geisterhaft vorüberziehen sollen. Der künstlerische Blick kann

prüfend, forſchend, genieſſend vor einem Raphael'ſchen Gemälde ſtehen? — aber der Gottes-Odem, die Inſpiration, der Frühling von aufſproſſenden Himmeln in dem Auge und in dem Antlitze der Madonnen wird dem nur aufgehen, der die Kritik bei Seite wirft, ſich demüthig der mächtigen Erſcheinung hingibt, ſie nicht zu begreifen, ſondern ſie nur zu ſchauen und ſie einzuſaugen bemüht iſt und der nichts weiter vernimmt, als den feierlichen Kirchenglockenklang im Herzen. Sind wir immer dieſer Gefühle fähig, würdig? Wie der Menſch nicht ſagen darf und kann: ich will zu der oder der Stunde, ich will grade jetzt beten, wie nur der gebieteriſche Moment, die Gewalt der Empfindungen und Ereigniſſe ihn zu der höchſten Gemüthserhebung aufſchwingen läßt; — ſo wollen gewiſſe Gemälde nur in Folge eines innern Antriebes betrachtet ſein und ſpenden alsdann die letzte, umfaſſendeſte Gabe des menſchlichen Strebens, den heilbringenden, beſeligenden Abendmahlstrank der Religion in dem

ſchönen, harmoniſchen Kryſtallbecher der Kunſt.

Das Eingehen in die Plaſtik und zumal in die der griechiſchen Götterwelt wird uns leichter und bedarf keiner innern Vorbereitung. Die Geſtalten haben keinen heiligen Hintergrund und nur das Elegiſche, das ſie einflößen, wird für uns zum religiöſen Gefühle. Und der Schmerz über unſere ſterbende Welt vermählt ſich mit dem Schmerze über jene große geſtorbene; und wir fragen uns:

Wird man den Todten des chriſtlich-germaniſchen Zeitalters auch ſolche Tempel erbauen? Werden unſere Götter und Heilige, wenn ſie dahingeſchieden und erblichen ſind, auch unter der ſchirmenden und verklärenden Glorie der Kunſt fortleben? Werden ſie den nachkommenden Geſchlechtern als ewige Denkmäler entſchwundener Pracht und Tiefe erſcheinen und ihnen die Thräne des Mitleides auspreſſen?

Oder wird man ihnen Spott und Hohn in

die Grube nachwerfen und ihnen zurufen: Ihr hattet Euch überlebt! Ihr handeltet nicht wie jene alten Götter, die willig von den Thronen hernieder stiegen, als ihre Zeit gekommen, als sich das Kreuz auf Golgatha erhob. — Sie lehnten sich nicht auf gegen das mächtige Schicksal. Sie stiegen in langen, glanzvollen Reihen zur Gruft hinab und hüllten sich in ihre ewigen goldenen Gewänder und starben freudig und segnend, wie sie gelebt hatten. Darum ehrt man die Todten und hat ihnen droben am Himmel die Ruhestätte angewiesen, wo sie kein gespenstisches Wesen treiben, sondern schlafen und ihre Träume als Sternbilder herniederleuchten lassen. Ihr aber — Ihr wolltet ewig herrschen und kein anderes Grab haben als die Welt selber. Ihr prahltet noch mit Eurem Schmucke, als er schon erblichen und abgenutzt war; — und hieltet fest an das Dogma der Auferstehung. — —

Wir treten in den untern Saal, der von oben sein Licht erhält und in dessen Rotunde die Götter zwischen hohe, marmorirte Säulen aufgestellt sind. Es war ein treffender Gedanke Friedrich Tieck's, daß er vorne an der Thüre uns durch zwei wunderholde Frauen in die griechische Welt einführen läßt. Wer dürfte bezeichnender als sie den heiteren, sinnlich-verklärten Reigen eröffnen und zugleich in seiner Bedeutung erschließen? Sie gehören zu den schönsten Statuen der reichhaltigen Sammlung. Welche Grazie in der Stellung, welche Weichheit auf dem nackten Körper. Und nun dieses Gesicht! — Schalkhaft, neckisch, tändelnd, verlangend; aber doch nicht frivol und modern-üppig. Wohl und Heil den Griechen, daß sie die Sinnlichkeit in solche Schönheitsform, in solche vergeistigte Züge zu bringen im Stande waren. Lebe Dich in diese beiden Gestalten hinein und Du wirst den Faden finden, der Dich durch die Bildsäulen-Reihen führt und dessen Leitung Du

ſowohl bei dem donnernden Jupiter als bei der liebſeligen Venus bedarfſt.

Ich mag nicht marmorne Geſchichten durch Druckſchwärze wiederzugeben ſuchen und vermeiſte den geneigten Leſer auf ſeine Phantaſie. Sie wird unter Andern mächtig dadurch angeregt werden, daß Napoleon Bonaparte's und Julius Cäſar's Statuen an beiden Enden des Saales ſich gegenüberſtehen, wie auch der Eine am Ende der alten und der Andere am Ende der alten neuen Zeit thronte. — Willſt Du wiſſen, was hinter Bonaparte kommt, was ſich alſo in der neueſten neuen Zeit befindet, ſo begib Dich in den letzten Saal zurück. Dort prangt eine große, ruſſiſche Vaſe aus Aventurin mit Henkeln von vergoldeter Bronze —; und man begreift nicht, wie dieſe fremdartige, ſchimmernde, moderne Erſcheinung unter die heiligen, prunkloſen, claſſiſchen Sculpture Gothas gekommen iſt. Schaue in den glattgeſchliffenen Steinſpiegel hinein und Du bekommſt eine traurige, ſibiriſche Hiſtorie zu ſehen. —

Wir wollen dieſe geweiheten Hallen verlaſſen. Denn das blühende Reich der Phantaſie iſt durch einen Funken aus der Wirklichkeit in Aſche gelegt worden; und der Grimm über die grauſame Mitwelt verſcheucht den Schmerz über die vergangene Vorwelt. Statt zu träumen und zu ſchwärmen, denke und handle!

XXVII.

Briefe.

1.

Ich hatte den Tag vor meiner Abreiſe aus Berlin dazu benutzt, um die Eindrücke, welche dieſe großartige Stadt auf mich gemacht, mir noch einmal im bunten, mannigfaltigen Bilderkreiſe zu vergegenwärtigen und aus der Erinnerung an ſie Friſche, Kraft und Troſt für die Zukunft einzuſaugen.

Denn — die Geſtalten und Erſcheinungen ſind nur Buchſtaben in dem Foliobande des Lebens, denen das Ich erſt dadurch Bedeutung und Verſtändlichkeit gibt, daß es ſie für ſich umſchafft und ſie gleichſam noch einmal umbildend, ſich aneignet. — Dinge und Perſonen ſich anzuſehen, ohne ſie mit der eigenen Anſchauung zu verſöh-

nen, oder ihre Eigenthümlichkeit und Besonderheit mit sich in Harmonie und durch sich selbst ins Verständniß zu bringen — heißt das Leben buchstabiren. Das wollen wir den kleinen und großen Kindern überlassen. Wie die Ersteren bei dem Unterrichte nur die Form der Schriftzeichen aufzufassen im Stande sind, ohne die materielle Bedeutung des ganzen Wortes, noch vielweniger den Geist, den Zusammenhang der ihnen vorliegenden Schrift zu begreifen; — so geht es mit den großen Kindern, denen die mannigfaltigen Gestaltungen des Lebens räthselhaft, schroff und unversöhnt vorüberfliegen und ihnen nichts als einen wüsten Traum, nicht einmal in der Seele, sondern im Gedächtnisse zurücklassen. Sie und ich — wir streben wenigstens danach, die Erscheinungen lesen zu können, d. h. sie zugleich in ihrem organischen Zusammenhange unter sich und in ihrem Einflusse auf uns zu betrachten. Darin liegt nun für den Denkenden der pikante Reiz im Reisen, daß die Dinge traumhaft wech-

sein, daß also die Anschauung eine mannigfaltige wird, und daß sich eben aus diesen Mannigfaltigkeiten eine bunte, farbige, aber doch harmonische Einheit bildet. — Das Leben verstehen — das wird uns nie gelingen; Ihnen, mein lieber Ludwig, mit dem naiven Sinn, mit dem leichten, sich hingebenden Gemüthe — vielleicht eher als tausend Andern, bei denen der Wust und der gelehrte Hochmuth die Milde, die wahre Frömmigkeit und mit ihr die Klarheit und die Versöhnung verscheucht hat. — Aber noch Niemand hat das Leben verstanden; Viele sind weit gekommen im Mißverstehen. Niemand hat den Urgrund der Körperwelt ergründet und von der Geisterwelt wissen wir nicht einmal, ob wir nichts von ihr wissen. Woher kommt die Form der Gestalten, woher ihr Wesen, wo geht es hin? Wie eine große, heilige, mystische Geschichte wölbt sich der blaue Himmel über uns und gibt auf unsere inbrünstigen Fragen keine andere Antwort als die in der Sternenschrift. Wer

vermag ſie zu entziffern? Wir leſen nichts als die Sehnſucht aus ihr heraus. Nein — ſie entſchädigt uns für Alles und ſie iſt gewiß reizender und duftiger als die Wahrheit. —

2.

Ich ging zuerſt doch einmal auf die Ausſtellung der Akademie und kann Ihnen gar nicht ſagen, wie gelabt und erhoben ich ſie verließ. Ich glaube hier eine kleine Bemerkung an mir ſelbſt mittheilen zu dürfen, weil ich vorausſetze, daß ſie zum Weiterdenken anregt.

Was verallgemeinert wohl mehr als das Hineinleben in ein Kunſtwerk? Was läßt das Feſthalten an individuelle, vaterländiſche, ja irdiſche Verhältniſſe mehr ſinken als grade das Kunſtwerk? Es iſt ja der Geiſt, der freie, unbeſchränkte, geflügelte Geiſt, welcher mit der Allen verſtändlichen Farben- und Tonſprache wieder zum Geiſte ſpricht! Was kümmert ihn der Erdenkloß und ſein Name? Erzählt doch die Mythe

und die Legende so bedeutungsvoll, daß Götter- und Engelchöre Amphions und Cäciliens Weisen gelauscht hätten. Und doch — warum ist, nachdem die Befangenheit des Gefühls sich verrauscht hat — warum ist alsdann der erste Gedanke: ein deutsches Bild! ich stehe unter den Werken preußischer Maler! Sie sind meine Brüder dem Staatsverbande nach! Warum pocht die Brust heftiger, warum fühlen wir uns in einem gewissen philisteriös-behaglichen Zustande, wenn wir hören, das ist ein Meister, der in Preußen seine Bildung erhalten hat? — Eine Schwachheit — wird Mancher sagen. Nun gut — ich für meine Person will mir diese Schwachheit hübsch verwahren und sie zu den übrigen Schwachheiten legen, die ich aufzuweisen habe und die mir mehr Freude als Ehre machen. —

Da Sie sich für die Ausstellung interessiren, so erlauben Sie mir gewiß, mich hier, wenn auch nur skizzenweise, über sie auszusprechen. Was meinen Sie zu dem Gedanken, daß unsere Kunst-

ausstellungen, Pferderennen, Büchermessen, Preisaufgaben von gelehrten Gesellschaften, dem Zwecke und dem Begriffe nach sehr viel Aehnliches mit den olympischen Spielen der Alten haben, ja ihnen dem Geist nach verwandt und aus einer, je nach dem antiken oder modernen Wesen modificirten Idee entsprungen sind? — Freilich trägt unsere Kunst, unsere Kunstfertigkeit und unsere Wissenschaft nicht das scharfe, isolirte, plastische National-Gepräge der Griechen, freilich sind wir noch nicht dahingekommen, die Gestaltungen und Bildungen unserer Kunst und Wissenschaft als integrirende Theile des Lebens, als in ihm wurzelnd und als dasselbe weiterführend zu betrachten, freilich halten wir die Kunstwerke als etwas außer unserm gewöhnlichen Kreise Liegendes, ja als etwas über dasselbe Erhabenes, anstatt daß wir sie als aus uns hervorgegangen, mit uns ausgebildet und uns individuell und national-verwandt denken sollten; freilich kümmern den Sachsen die Productionen preußischer Maler oder

Bildhauer wenig, der Mecklenburger hat seine eigene Pferderennen, der Reuß-Schleizer seine Akademie und der Lippe-Schaumburger seine Poeten: — das sind Modificationen des modernen Geistes und dem Verständigen werden sie um so weniger bei dem oben angegebenen Vergleiche irre machen, da sich zumal in Berlin ein empfänglicher nationaler Sinn für die Kunst regt und da wir vielleicht in den vielseitigen Productionen der Düsseldorfer Malerwelt bald eine abgeschlossene, charakteristische, deutsche Schule erhalten.

Schule?! — das Wort paßt hier gar nicht. Erst wenn der Meister und seine Schüler dahingegangen sind, kommt der Literat, macht Schubladen, Fächer und sagt: das ist eine Schule. Wenn dieß Wort als Bezeichnung für ein selbstständiges, reichhaltiges Streben und Wirken in der Kunst gelten soll, so wird Jedermann den Ausdruck: Düsseldorfer Schule acceptiren und ihn mit Stolz aussprechen. Denn Lessing, Sohn, Hildebrandt, Bendemann, Hübner und

Piſtorius haben ſo bedeutſame Werke vorgeführt, haben ſo mannigfaltige Aufgaben gelöſ't, daß in Betracht der Tüchtigkeit und der Univerſalität ihrer Productionen die Ewigkeit und die weitere Anregung der Schule geſichert iſt. Wo bleibt aber die conſequente, abgeſchloſſene, iſolirte, ja oft ſtarre Form, welche den Künſtlern einer Schule eigen ſein ſoll? — Höchſtens eine gewiſſe Einheit in der Methode und der äußerlichſten Technik läßt ſich bei den oben genannten Malern nachweiſen; aber die Compoſition, die Gewandung, die Behandlung des Fleiſches, die Gruppirung, das Colorit u. ſ. w. iſt bei Jedem originell, frei, verſchieden, entſchieden, und ihre ſo oft von einander abweichende Auffaſſung in der Idee des Kunſtwerkes läßt auf ein beſonderes, bei Jedem gleich warmes und gluthvolles poetiſches Leben ſchließen. Wer dürfte ohne Sophismen nachweiſen, daß Leſſing und Sohn in einer Schule gebildet ſind? — Ja — die beiden Pole in der Aeſthetik der Malerei begegnen ſich bei ih-

nen. Lessing verschmähe das Farbenspiel, das Blendende, die Ueberraschung, den Effect; er ist einfach, [illegible]; die Einheit, die Idee des Kunstwerks geht ihm über Alles; der psychologischen Wahrheit opfert er jede Aeußerlichkeit auf; darum ist er sittlich im höchsten Sinne des Wortes, weil er die Nothwendigkeit uns vorführt und jede auch noch so lockende Zufälligkeit verwirft; darum ist er tragisch in der großen Bedeutung der Alten. Man erinnere sich seines „trauernden Königspaares;" zwei Figuren ohne alle Beimischung. Aber was für ein Ernst, für eine Heiligkeit, für eine Bedeutsamkeit in diesen Zügen, in dieser Gruppirung, in dieser Umgebung. Die tiefste Tiefe der Seele, der innere Kern des Lebens wird ausgesprochen. Kein Flitterwerk, keine Frivolität, kein Comp, kein Pomp, ja nicht einmal das unschuldigste Hülfsmittel — die wahre, einfache Poesie kommt uns entgegen und redet mit einer Gottesstimme; es ist eine Tragödie, welcher eine große Geschichte vorangegangen. Man beschaue seine

Lenore auf der diesjährigen Ausstellung. Was hätte da ein Anderer für melodramatische Effecte hineingebracht, er hätte das Mädchen jammern, sie sich die Haare ausraufen und in der Luft den Verdammniß riechenden Teufel schweben lassen! Ja — es hätte jeden Anderen, der mit der Kraft eines Lessing ausgerüstet ist, Ueberwindung gekostet, sich gerade die für die Darstellung am wenigsten günstig scheinende Anfangspartie der bekannten Ballade zu wählen; und wir wissen ja, wie oft die Geisterscenen aufs Papier gesudelt werden. Wie ganz seinem Wesen gemäß handelt hier wieder unser Freund. Die Einleitung, die einfachste, aber gerade deshalb die ergiebigste und bedeutsamste Scene führt er uns originell nach seiner Weltanschauung vor. Es ist das glühende, liebeswarme Mädchen, das wir vor uns sehen, wie sie vergebens ihren Geliebten sucht. Ein großer Schmerz liegt in ihren Zügen; aber die Verzweiflung, der grauenhafte Untergang noch nicht. Eine gewisse Innigkeit und Milde leuchtet aus

diesem Angesichte. Wie würde ihre Brust gejauchzt, wie ihr Auge geglänzt haben, wenn sie ihren [illegible] geschaut hätte. Und doch zieht es sie [illegible] in das Reich der Höllengeister, doch schlägt die Flamme über sie zusammen..... In diesem tragischen Gegensatze liegt die wahrhafte Poesie und eine Lenore, die wir als mäthende Furie in der Ballade kennen lernten, würde durchaus der Tiefe jenes Gedichtes widersprechen und uns [illegible] einflößen. — Nun — sein Räuber. Basse versorgt uns und die Maculatur mit einer Räuber-Literatur; unsere Maler wollen auch das Ihrige thun. Wer kann's ihnen verdenken? Doch will ich lieber 10 schlechte Räuberromane durchlesen als eine jener frühenhaften, philisterleeren Räuberphysiognomien noch einmal sehen, wie sie zu Dutzenden in den Sälen der Akademie hängen.

Dummes Zeug kann man viel schreiben,
Wird alles denn auch verderben.
Aber das Dumme vor Augen gestellt
Hat ein magisches Recht;
Weil es den Sinn gefangen hält,
Bleibt der Geist ein Knecht.

Bei einem Räuber von M—k. glaubte ich, ein Berliner, reuiger Eckensteher hätte sich in Banditentracht geworfen und fühlte jetzt Katzenjammer in der Seele. Lügt Ihr mit der Zunge, so schadet Ihr Euch selbst; denn sie wird Euch verdorren. Lügt Ihr aber mit dem Pinsel, dem Meißel oder mit der Feder, so schändet Ihr die Kunst und machet sie verdorrt und lügenhaft. Zum Teufel — mit der Lügenbeut! Jeder Thier, jeder Wurm, jeder Baum, jeder Strauch, jeder Stein ist wahr, ganz, abgeschlossen; und nun kommt einer, der sich Künstler nennt und uns über die Natur erheben soll, und lügt auf die schamloseste Weise das, was er nie geschaut, gefühlt, geahnt, ja nie schauen oder fühlen konnte. Räuber?! — warum nicht Hanswurst, Bürstenbinder, Vagabonde, Revolutionär, Schuhmacher, Polizeidiener, Bettelvogt?! Warum gerade Räuber und immer Räuber?! — Unter den vielen Fratzen ist Lessing's Bild das einzig wahre. Er hat das Räuberleben von seiner poetischen Seite aufgefaßt, von der elegi-

schen. Man fühlt unwillkührlich Mitleiden mit dem unglückseligen Manne, der mit schlaffem Haupte über sein [illegible] schlafendes Kind gebeugt ist; man möchte ihm gern einige freundliche, tröstende Liebesworte ins Ohr flistern. Was mag er nicht Alles erlebt haben, wie mag das Schicksal mit ihm umgegangen sein. Vielleicht kehrt er noch zurück, vielleicht..... doch zu Karl Sohn. Ich würde ihn im Gegensatze zu dem römischen Lessing den griechischen, erotischen Maler nennen. Er ist sinnlich, gluthvoll, prächtig, glänzend, elegant; er liebt den Reiz, die Weichheit, den Schimmer; das Liebliche, Begehrliche, Sinnlich-verzehrte ist sein Element. Würde er vielleicht einen Schritt weiter gehen, so würde er zu weich, zu [illegible], zu spielend, zu äußerlich, zu prunkvoll, zu [illegible] werden. Aber eben die Sicherheit, die Consequenz, die Wahr- und Klarheit, mit welcher er sich auf dieser und nur auf dieser Stufe erhält, zeigt, daß seine Schöpfung aus einer festhaltenden, entwickelten Anschauung und aus

keiner Zufälligkeit hervorgegangen ſind. Wäre dies Letztere der Fall geweſen, ſo würde er in ſeiner Lautenſpielerin frivol geworden ſein. Denn eine kleine Nüance mehr, ein etwas begehrlicheres Auge, ein wenig edleren Mund — und eine Buhlerin ſtände vor uns. Das iſt ihm der Segen der Sittlichkeit, daß ſie ſelbſt bei Kunſtwerken nie ſinken läßt und den heiligen Schleier der Grazie um die kühnſte Schöpfung wirft. — Iſt dies Auge lüſtern?! — Nein, es iſt ſinnlich, gluthvoll. Amoretten wiegen ſich auf den Lippen; ich möchte aber darauf ſchwören, daß ſie nie unzählig ſind. Eine glühende Roſe ſteht vor uns, in deren Feuerkelch die Liebe thront und die gerit von den Sonnenſtrahlen geküßt wird: aber die Roſe hat auch ſcharfe, ſpitze Dornen, mit denen ſie den Unberufenen zurückweiſt. Was mag ſie wohl ſpielen und ſingen? Gewiß ein heißes Lied, wie es Petrarca gedichtet hat und wie es die Nachtigallen unter dem duftigen Geſträuchen ſingen, wenn der Mai beginnt. Vor zwei Jahren nach der Anſicht

seines Hylas und der Nymphen äußerte ich zu einem geistreichen Maler: Sohn müßte sich meiner [illegible] nach immer an die griechische [illegible], da seine Farbengluth und seine Weichheit [illegible] im griechischen Mythos ihre Elemente fänden und leicht bei einer modernen Gestaltung, bei der die Phantasie mehr Innerlichkeit verlange, zu weit gehen und für den strengen Beschauer zu wenig wahr und zu üppig werden dürfte. [illegible] freute ich mich, mich geirrt zu haben; doch höre ich, daß er wieder zurückgekehrt ist zu dem ihm so befreundeten antiken Kreise und an der Fabel des Aktäon arbeitet. — Bendemann ist seiner grandiosen Auffassung nach Lessing, und in seiner detaillirten Ausführung Sohn verwandt mit seinen gefangenen Juden sind des mächtigen 147. Psalmes würdig, an den sie sich anlehnen. Entweder war der Maler tief eingedrungen in das Grundwesen der jüdischen Zustände; oder eine prophetische Ahnung hat seinen Pinsel durchhaucht. Denn man muß selbst Jude oder

durch Studien den ifrealitischen Geist begriffen haben, wenn man die Bedeutsamkeit und die Wahrheit dieses Bildes verstehen will. Ich verweise Sie auf Gruppe's gehaltvolle Recension in der Staatszeitung und wende mich für meinen Zweck, die Originalität der einzelnen Düsseldorfer Schüler nachzuweisen, zu den Genre-Malern Pistorius und Schröter. Wie verschieden sind auch sie in ihrer Auffassungs- und Behandlungsweise. Der Erstere gibt gemüthliche, idyllische Bildchen in der Hebelschen Manier; der Letzte humoristische, drollige, manchmal kaustische und ironische Tableaus. Ueber den „Sonntag-Nachmittag," „die Briefschreiberin," zieht und webt eine gewisse Gemüthlichkeit, die wir beispielsweise in Vossens siebenundsiebenzigsten Geburtstag wiederfinden; durch die „Auction eines Malernachlasses," „den musicalischen Kesselflicker," den „den alten Politiker" streift schon mancher kecke Pinselstrich, der hier und da [illegible], recht munter,

manchmal recht spitzig auftaucht, an Hogarth erinnert und ihm nachstrebt.

Ich glaube zur Genüge nachgewiesen zu haben, daß die Düsseldorfer Schule im schülerhaften Sinne des Wortes keine Schule ist, daß Jeder frisch und frei seiner Eigenthümlichkeit den Lauf läßt, daß das Verdienst Wilhelm Schadow's eben in der Erweckung, der Leitung und Abrundung der ihm anvertrauten Talente besteht und daß man Recht hatte, als man von ihm treffend sagte: seine Schüler sind seine schönsten Werke.

3.

Erinnern Sie sich noch — lieber Ludwig — des bedeutenden Gespräches, das wir neulich hatten? Ich behauptete, daß eben so, wie sich die Geschichte als nothwendige Gestaltung construiren und wie sich nachweisen lasse, daß in der organischen Entwickelung der Begebenheiten eine Vernunft, ein sich entfaltender Geist, mit einem Worte eine Vorsehung waltet, die von vorn herein sich so und

nicht anders habe entfalten müssen; — grade so gäbe es eine Kunstphilosophie, die an einem Faden, der leitend und nothwendig durch alle Kunstwerke führe, und ihre mannigfaltigsten Gestaltungen, als werdend und nothwendig in der Zeit und in der vorgefundenen Richtung und Weltgeist verstehen lehrt. Ich setzte auseinander, wie Shakspeare grade beim Aufblühen der altern neuern, Göthe grade bei ihrem Absterben und dem Erscheinen der neuesten neuen Zeit habe leben müssen; ich sprach davon, daß Hoffmann eine nothwendige, aus der Zeit und der Literatur hervorgegangene Erscheinung war; ich bemerkte, wie es gar nicht zufällig sei, daß Börne und Heine gerade jetzt auftreten, und wie zu einer andern Epoche sie in ihrer Schroffheit und Eigenthümlichkeit gar nicht hätten herausbilden können. Ja — ich ging noch weiter. Nicht blos den sich nur immer natürlich sich entwickelnden und fortbildenden Faden der Zeit und des Zeitgeistes wollte ich consequent durch alle Kunstwerke ziehen: ich wollte in die gesammelte

Sphäre der Kunſt, in ihre von einander abhängigen, auf einander wirkenden und einander ergänzenden Kategorien — Muſik, Poeſie, Malerei und Sculptur; ich [illegible] in die hiſtoriſche Ausbildung ihrer Gattungen, Arten und Beſtrebungen, wie ſie vor uns liegt, eine innere, nothwendige Conſequenz legen, deren nach ewigen Geſetzen fortgeſtaltender, metamorphoſirender Keim in dem Urweſen des Anfangs zu ſuchen iſt, welchen der Geiſt angenommen, als er ſeine Univerſalität und ſeine Göttlichkeit verindividualiſiren wollte in eine Anſchauung, in eine Geſtaltung, in eine Perſonverhältniß. Denn das — fuhr ich fort — iſt meiner Meinung nach das Weſen der Kunſt und des Kunſtwerks, daß ſie den rieſigen Gottesgeiſt, der als unermeßliche, unbegreifliche, ungeheure Ahnung in der Tiefe der Seele ſchlummert, der ſichtbar in der Körperwelt und ihren Geſetzen webt und unſichtbar, und unnahbar in den Sphärenkreiſen der moraliſchen und vernünftigen Welt ſich offenbart — daß das Kunſtwerk ihn ſich dadurch

gleichsam aneignet, anpaßt, sich wenn auch nicht verständlich, doch faßlich macht, wenn es die Allgemeinheit Gottes in eine Erscheinung bannt, diese der Form nach als hervorgegangen aus der individuellen Anschauung und Ansicht, dem Wesen nach aber als unmittelbare Offenbarung und Darlegung des gleichsam verkörperten Weltgeistes betrachtet und so durch ein Drittes die Versöhnung und die Stillung des größten Schmerzes bewirkt, dem das ironische Bewußtsein im Conflicte der eigenen Nichtigkeit mit der Allkraft der um uns waltenden Macht hervorbringt. — Beweist nicht die Geschichte das, was ich hier andeute? Die Juden hatten den Gott der Wahrheit; aber starr, außer, über sich, nicht in sich, mit sich; er wurde, ja er durfte nach dem mosaischen Gesetze für sie nie zum Individuum werden. Darum hatten sie auch keine Kunst, konnten keine haben, weil es ihnen verboten war, Gott abzubilden und zu gestalten. Jesaias und ein Theil der Psal-

nen enthalten zwar Kunstwerke; es sind aber keine jüdische mehr, sondern christliche und das Christenthum vorbereitende und vorahnende, weil ihr Grundwesen eben in der Sehnsucht nach dem individuellen Gott und im Schmerz über den starren unannahbaren besteht. — Mußten nicht die Griechen nach meiner Andeutung die schönste Kunst aufzuweisen haben, weil ihre Götterwelt aus schönen Individuen bestand und es eine Religion war, sie noch schöner zu individualisiren? Mußte aber nicht erst dem Christenthum die wahre Kunst zu Theil werden, weil sich in ihm der wahre Gott und Christus verindividualisirte? — — Um also die Kunst construiren zu können, müssen wir ihren Anfangspunkt wissen. Was, wie war der? die ältesten, für uns historischen Kunstwerke enthalten schon eine solche Vollendung und tragen schon so den Stempel der Kritik an sich, daß ein langer Kampf des Geistes vorhergegangen sein mußte, ehe er so zu gestalten im Stande war. Das Symbol,

nicht die Allegorie, tritt uns bedeutungsschwer zuerst entgegen und die Mystik der Form nach ist es, was uns aus dem verhüllten Isisschleier anschaut. Halten wir diesen Satz fest, so wird es klar, daß die Kunst als ausgehend von der Mystik der Form nach dahin streben müsse, mystisch dem Wesen nach zu werden, daß also ihr ganzes Studium in den Uebergängen von der formellen bis zur möglichen Annäherung an die wesenhafte Mystik besteht. Mystik dem Wesen nach nenne ich schöne Heiligkeit; oder heilige Schönheit; und da diese nur vollkommen in Gott gedacht werden kann, so kommen wir wieder zu dem, wovon wir ausgegangen sind, zu der Behauptung, daß die Wesenheit der Kunst in der Individualisirung des Göttlichen zu einer Gestaltung besteht, die schon dem Begriffe nach nie vollkommen, sondern nur mehr oder minder annähernd sein kann. Wie sich nun diese Annäherung in der Poesie, Malerei, Sculptur und Musik hindurchgerungen, wie sie bald bei diesem

oder seinem Volke aufgetaucht ist, wie sie in den Uebergängen, in den Irrthümern, in dem Streben selbstständige, [illegible] mehr oder minder unwahre Darstellungen erschuf, wie diese nothwendig wieder [illegible] Schulen, Epochen und selbstständige Ringe in dem großen Kreise bildeten, wie die Dialektik der Kunst bald hier, bald dort zum Vorschein kam und wie doch in allen diesen mannigfaltigen Gestaltungen als Kern der Urgeist verwaltete und organisch hervorrief — dies nachzuweisen nenne ich die Kunstphilosophie oder in der höheren und nächsten Bedeutung des Wortes: die Methode der Kunst. Mißverstehen Sie mich nicht bei diesem Ausdrucke; unter Methode meine ich die Form der Form oder mit andern Worten den Urgrund, warum die Wesenheit grade in solche Form gebracht ist. Die Form aber ist das Kleid Gottes, das wir allein zu schauen im Stande sind und aus dessen Aeußerlichkeit und aus dessen Faltenschlagen — wenn ich mich so ausdrücken darf — wir

auf das innere Wesen zu schließen im Stande sind. Die höchste Spitze und Krone der Geschichte und Kunst ist also ihre Methode, d. h. ihre Construction und das Streben darnach, zu erkennen, wie in den Begebenheiten und den Werken das Wesen von seiner Hülle, seiner Form unzertrennlich, ja unter einer andern gar nicht denkbar ist, wie also die Kunstformen, welche unter gewissen Individuen erscheinen, nicht in ihrer Zufälligkeit, sondern in der Nothwendigkeit der organischen Entwicklung lag und wie so, Goethe'sche, Raphael'sche, Beethovensche Werke da sein mußten, aber kein Goethe, Raphael und Beethoven. — — —

Also sprach ich voraus und protestirte im Voraus gegen den wie etwa zu machenden Vorwurf des Fatalismus in der Kunst. Denn die Nothwendigkeit, die ich darstellte, läßt die Freiheit des Individuums und seiner Production in der Ausführung nicht allein zu, ja sie verlangt sie und bleibt nur Nothwendigkeit in dem Kern, d. h. in der Idee des Kunstwerkes.

— Sie geben mir Unrecht, Sie sagen: daß Ihr die Geschichte in den Schnürstiefel Eurer Philosophie hineinzwängt und Euch vermeßt, sie als nach-her, als [illegible] Product des [illegible] [illegible], vergeb' ich Euch, weil diese [illegible] die Geschichte machen — und daß sind, die [illegible] Höchsten und die [illegible] [illegible] Gesellschaft Sprechen dem — weil diese Euch weder hören noch lesen, — nicht gleich [illegible] nicht begreifen kann. — wie Ihr als Christen an die Stelle der freien Entwickelung des Göttlichen oder Künstlichen in der Geschichte — [illegible] gesetzt — das Factum schon [illegible], daß doch trotz aller Sophismen immer Eure [illegible] oder Eure Nothwendigkeit bleibt. Daß Ihr [illegible] die Lehre in die Kunst hineinzuschmuggeln strebt — dagegen werde ich mich sträuben, weil es sich hier nicht mehr um das todte Wort, sondern um das lebendige Werk handelt, weil Eure Gerede leicht den Künstler irre führt und weil durch den tollen Wahnsinn die Seele,

sinnliche Kunst bald zu einer gespensterhaften Atomistik würde. Ohne Sie damit zu schlagen, daß ich Sie frage, und für alle Welt; wollen Sie mir den nothwendigen Zusammenhang zwischen einzelnen Kunstschulen, ja nur zwischen Kunstperioden nachweisen, wie wollen Sie läugnen, daß wir ohne die alte nicht unsere neue Kunst haben würden, wie wollen Sie uns nur gar eine Metaphysik der Kunst geben, und sie gänzlich unabhängig von der Zeit und der Selbstbildung und dem Individuum darstellen — ohne — sag ich — alle diese Fragen nachzuweisen, die doch so entscheidend, sondern ich Sie ersuche, mir schlicht und kurz zu sagen, ob Sie — [illegible] Einen den Durchstoßen der Kunst in seiner Wahrheit gerade, der doch wahrhaftig nothwendig ist, um den Geist vorher bestimmen oder ihn verstehen zu wollen. Was ist denn Musik? Schwingungen der Luft nach einem bestimmten Verhältniß — werden Sie antworten. Und wie wollen Sie sich erklären, daß in ihnen für unsere Seele Anklänge von Freude, Schmerz,

Seligkeit und Wonne wirken; daß [illegible] Tonleiter in der Luft zusammenhängt und dem Musiker im [illegible] ihn bewegt und modificirt? Anbetungswürdig [illegible] ansehen, die [illegible] das göttliche Gesicht, den sich offenbarenden Gott in ihnen als Weisheit der Kunst betrachten und sich nicht vermessen, sie zu [illegible] nach Hörensagen [illegible] oder sie gar bestimmen zu wollen, wie sie sich ausbilden soll. Woraus besteht die Malerei? Was ist die Farbe? Worin liegt der Zauber des Helldunkels, der ovalen Gruppirung? Was ist die Perspective? Warum findet grade eine gewisse Mischung von geriebener Erde den Weg nach dem entzückten Auge und von da nach dem Herzen? Ich gehe gar nicht weit und nehme nur das Oberflächliche, ohne erst in die Tiefe der künstlerischen Auffassung und Technik, ohne erst in die Magie von Licht und Schatten und ohne in den unaussprechlichen Zauber gewisser Colorite und Wirkungen eindringen zu wollen. Mit der Sculptur geht es eben so. Niemand kann die

mächtigen Werke eines Rauch, Schinkel, Tieck [illegible] und doch läßt es sich nachweisen, wie die moderne Zeit und das moderne Leben grabezu der Plastik [illegible] ist, die in ihrem Ideal durchaus die [illegible] Idee verlangt. — — Und [illegible] wollen Sie als Faden die Zeit, die Zeitlichkeit und den wankenden, unsinnigen, hin- und hertaumelnden Zeitgeist ziehen? Er gebiert Seifenblasen, aber keine Kunstwerke. Das wahrhafte Kunstwerk ist für alle Zeiten und darf schon darum nicht in einer Zeit wurzeln. Wie in dem Blute gewisse Kräfte schlummern, die sich zu Träumen verweben, so birgt das Individuum in seiner Seele einen magischen Hintergrund, auf dem wie Schattenbilder einer bessern Welt die Idee, die Ahnung und endlich die Kraft zur Production der Kunstwerke dahinzieht. Was ist Weltgeist, was Nothwendigkeit? Begriffe, todte Worte, deren Bedeutung gar nicht vorhanden ist. In uns liegt Alles, in uns lebt und webt der Weltgeist, ohne

Düsseldorf zeigt, denen eine Norm durchaus fehlt. Diese bedeutsame Erscheinung spricht für die Richtigkeit Ihrer Ansicht. Denn eine Nothwendigkeit der Kunstgestaltungsweise setzt nicht viele Selbstständigkeiten, sondern nur eine Einheit [illegible] Richtung bedingt wird.

XXVIII.

Vision.

Der Himmel ist heiter und sein großes, weit überschauendes Feuerauge leuchtet durch die tiefblauen Wolkenwellen.

Freudige Menschen wallen durch die Straßen, drücken sich die Hände und zeigen auf den Palast des Königs.

Kanonendonner kracht, Trommeten schmettern und Pauken wirbeln.

Und auf den Balcon seines Hauses tritt der König hin, einfach, wie immer. Ein bitterer Schmerz ist von seinem Angesicht hinweggescheucht; er begrüßt die Menge und spricht mit fester Stimme:

Die Zeit der getäuschten Erwartungen ist vorüber. Es lebe die preußische Verfassung, Fortschritt und Gewähren der preußischen Preßfreiheit!

Und lauter als Kanonendonner und Paukengewirbel und Trompetengeschmetter ertönt der [illegible] Jubel. Ein großer Gedanke zieht durch die Herzen und erhebt sie; es ist der Gedanke von Preußens unüberwindlicher Größe und seinem hohen Berufe! Und die edlen Frauen heben ihre Kinder in die Höhe und zeigen ihnen den mächtigen, freundseligen Herrscher, —

Und aus goldner Wolkenhöhe schwebt Klio hernieder und drückt die ewige Palme auf das Haupt des Königs. Und wie Morgenroth zieht es über ihr Angesicht, leuchtet es durch ihr Nemesis-Auge. Es sind die Geister der künftigen preußischen Thaten, die in prophetischer Ahnung aus ihren Zügen winken. —

Und in [illegible] Chören rauschen Hohenzollerns Ahnen [illegible] Lüfte und preisen den Enkel und [illegible]. Die alten preußischen Götter [illegible] und ihre Barden singen und verkünden das Lied von der neuen Zeit.

Droben im klaren Aether badet der Adler seine entfesselten Schwingen und [illegible] der Sonne entgegen.

Und die Sonne schaut ihn ernst an und [illegible] Du Sonnensohn — warum hattest Du Deine [illegible] verlassen?! —

— — — —

Ich hatte geträumt und erwachte frisch und gesund.

Tausende meiner Landsleute träumten auch einst diesen schönen Traum. Sie erwachten aber nicht; sie schlafen noch auf den Schlachtfeldern, wohin der Traumgott sie gelockt! —

O nehmet Euch abermals vor Träumen in Acht! Sie benutzen [illegible] Schlaf und würgen Euch [illegible]

Nachschrift.

Wegen meiner Entfernung vom Druckorte und wegen der Nachlässigkeit meines Copisten hat sich in diesen beiden Bändchen eine Masse von Druckfehlern eingeschlichen. So findet sich statt de jure — de nomine; statt lutherisch — lutheranisch; aus Steinen sind Sterne gemacht, aus Liebschaften — Leibeigenschaften, aus Schofel — Schwefel u. s. w. — Wegen der vielen Censurlücken brauche ich den Leser nicht erst um Entschuldigung zu bitten. —

J.